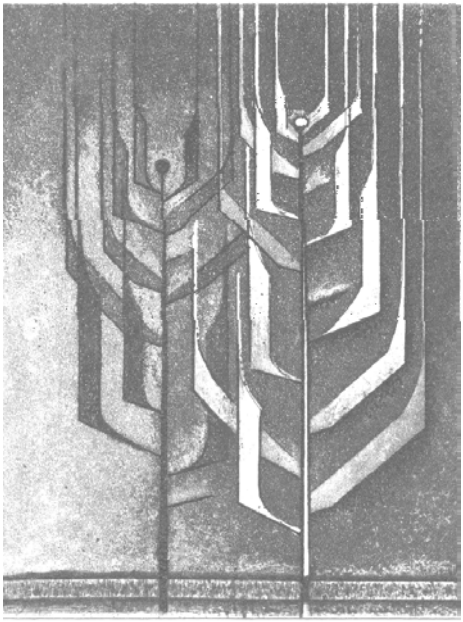
Deutsch-litauische Beziehungen



Annaberger Annalen

EINZIGE DEUTSCHSPRACHIGE FACHZEITSCHRIFT ÜBER LITAUEN UND DEUTSCH-LITAUISCHE BEZIEHUNGEN MIT WISSENSCHAFTLICHEN UND INFORMATIVEN BEITRÄGEN
ÜBER:

- DAS DEUTSCH-LITAUISCHE VERHÄLTNIS IN GESCHICHTE UND GEGENWART;
- DIE ROLLE PREUßISCH-LITAUENS BESONDERS DES MEMELGEBIETES FÜR DEUTSCHLAND UND LITAUEN;
- DIE KULTUR LITAUENS

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....5
Brief an den Redakteur.....7

I. Literatur und Religion
Fragen an S. T. Kondrotas.....11

II. Bücher für Kinder und Erwachsene
K. Urba, Tradition und Erneuerung.....18
Die Buchausbeute 2001, Diskussion.....23
G. Beresnevičius, Tendenzen in der Essayistik.....34
Eine Antwort der Literatur... Ein Gespräch.....40

III. In memoriam R. Gavelis
J. Ivanauskaitė, über Ričardas Gavelis.....53
S. Geda, Fünf ernste Fragen an R. Gavelis.....56

V. Kubilius, J. Mikelinskas – ein Schriftsteller der Wahrheit.....63

V. Kaladytė, Ein Gespräch mit A.A. Jonynas.....68

IV. Kurzprosa
J. Kunčinas, Meine Frau, die Füchsin.....79
J. Kunčinas, Roßhaar auf dem Frack des Lebens.....82
J. Kunčinas, Lucija.....86
K. Berthel, V. Karalius – ein Virtuose der kleinen Form.....93
V. Karalius, Aphorismen.....95

V. Romane
L. Gutauskas - Ein Metaphysiker u. Visionär.....101
L. Gutauskas, Briefe aus Viešilė (Textauszug).....103

R. Norkienė im Gespräch mit T. Venclova.....115

VI. Drama
A. Landsbergis, Fünf Pfähle auf dem Marktplatz.....121
Rezensionen.....207
Impressum.....210
Inhaltsverzeichnisse lieferbarer AA- Ausgaben.....211

Vorwort

Michael Krüger, Poet und Direktor des Hanser-Verlages, einer der Initiatoren, brachte es auf den Punkt: Zeigt euch einfach, wie ihr seid. Worüber redet ihr, mit welchen Problemen schlagt ihr euch herum etc. Mir scheint das sinnvoll. Die Idee kam auf, eine Art Querschnitt durch die litauische Kulturpresse zu bieten. Zeitschriften wie *Naujoji Romuva, Naujasis Židinys* oder *Kultūros Barai* sollten vorgestellt werden, dazu die interessantesten Artikel der letzten Jahre, alles, was mit Litauen zu tun hat: Theater, Bildende Kunst, Philosophische Betrachtungen, bis hin zu Humor und Satire. Es fehlte dazu Zeit und Geld.

Ich kann mich nicht der Meinung von K. Saja anschließen, die litauischen Kulturjournale verbreiteten Langeweile. Die Diskussion selbst, in der Saja zu Wort kommt, und die hier ungekürzt wiedergegeben wurde, widerlegt ihn. Ich habe diese Journale, die sich, unzureichend finanziert, nur mühsam über Wasser halten, über ein gutes Jahrzehnt verfolgt, und gelangweilt habe ich mich nie. Möge der Leser selber entscheiden. Die Schwierigkeit war nur: Welche Auswahl sollte getroffen werfen, wie den Inhalt dieses Heftes strukturieren? Thema ist die litauische Literatur der Gegenwart – das Wort Literatur im weitesten Sinne - und diejenigen, die Literatur produzieren. Der Begriff Literatur möglichst weitgefaßt. Die Beiträge sollten nicht älter als zwei Jahre sein. Eklektik galt es nicht zu scheuen.

Der Tod von Ričardas Gavelis - er ist nur 52 Jahre alt geworden - hat in die Literaturlandschaft ein Loch gerissen. Einen so produktiven und eigentümlichen Schriftsteller, der leider im Westen viel zu wenig bekannt ist, wird das Land so schnell nicht wieder zu sehen bekommen. Wir geben hier aus diesem Anlaß einen Text von der Schriftstellerin Jurga Ivanauskaitė wieder, die als eine der wenigen gut bekannt war mit diesem stolzen und sonderbaren Mann, an den nicht leicht heranzukommen war. Dazu ein Interview, das vor zwei Jahren Sigitas Geda, einer der bekanntesten Poeten des Landes, mit dem Schriftsteller führte. Die litauische Literatur, das läßt sich jetzt bereits konstatieren, ist ohne R. Gavelis ärmer geworden.

Die inzwischen erreichte Meinungsvielfalt scheint mir ein Kennzeichen zunehmender gesellschaftlicher Reife und Toleranz zu sein. So darf eben S. T. Kondrotas in dem durchaus christlich-konservativen *Naujasis Židinys* einen dezidiert atheistischen Standpunkt vertreten.

Niemand wird mehr totgeschwiegen, niemandem wird mehr der Mund verboten. Wenigstens das.

Ein Ergebnis dieser Messepräsentation wird sein – auch Laimantas Jonušys deutet es an - , daß Litauen endlich kein weißer Fleck mehr auf der Landkarte sein wird, oder ständig mit Estland und Lettland verwechselt wird. Und man sich einige Namen von Schriftstellern und Kulturschaffenden merken wird. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Diese Ausgabe der *Annaberger Annalen* will dazu ebenfalls einen bescheidenen Beitrag leisten.

Vilnius, September 2002 Klaus Berthel

Wird die litauische Literatur weltweit Interesse finden?

Laimantas Jonušys antwortet

Verehrter Herr Redakteur, ich muß sogleich gestehen, daß ich nicht direkt auf ihre Frage zu antworten vermag, denn ich bin kein Prophet. Auch ist es eine komplizierte Angelegenheit zu entscheiden, welche litauische Literatur Ausländer zu interessieren vermag. Vor einem Jahrzehnt wäre es leichter gewesen, darauf eine Antwort zu geben. Doch weil sich unsere Präsentation auf der Frankfurter Buchmesse nähert, ist es unvermeidlich, daß diese Frage wieder aufkommt. Das Thema veraltet nie. Und da gibt es einiges zu erörtern.

Um es klar zu sagen: Die gegenwärtige Situation ist nicht dazu angetan, große Hoffnungen zu wecken. Selbst Tomas Venclova ist in diesem Kontext eine marginale Figur, eher wohl nur denen bekannt, die sich für Milosz und die polnische Literatur, oder für russische Poeten interessieren. So wäre zu fragen, ob wir selbst schuld sind, daß sich die Welt nicht für unsere Literatur interessiert. Hätten wir sie mit irgend etwas interessieren können? Zunächst einmal: Wir haben keinen Grund, uns aufzuregen, daß die Welt sich wenig um uns schert. Uns selbst interessiert nicht mal die lettische Literatur, ganz zu schweigen von den Literaturen anderer kleiner Völker, die gerade nicht in Mode sind.

Oder ist unsere Literatur so schlecht, daß man sich mit ihr nicht blikken lassen kann? Wenigstens diese These kann man klar verneinen. Wohl wird weiterhin die Meinung vertreten, die hiesige Literatur sei provinziell und zurückgeblieben, anders als etwa die Bildende Kunst, die mit den neuesten Entwicklungen und Tendenzen der internationalen Avantgarde mühelos Schritt hält. In der Tat, es gibt diesen Provinzialismus auch weiterhin, nicht nur, was die Thematik betrifft. Der litauischen Prosa fehlt nicht selten ein entschiedener Intellekt, ein breiteres Blickfeld, Distanz, subtiles Sprachgefühl. Und dennoch ist zu vermuten, daß derjenige, der immer „Rückständigkeit“ moniert, selbst zurückgeblieben ist und einige der im letzten Jahrzehnt erschienene Publikationen nicht wahrgenommen hat. Hinzu kommt, daß ja auch im Westen die sogenannte Schöne Literatur per se etwas konservativer ist als etwa die Bildende Kunst.

Einige litauische Schriftsteller beherrschen recht virtuos jene im Westen verbreitete mehr oder weniger postmodernistische Manier, und schaffen Werke, in denen sich ernste schöpferische Anstrengung mit gewissen Elementen der Unterhaltungsliteratur verbindet. Leider ist das kein Rezept, das den internationalen Durchbruch garantiert. Auch im Inland tritt der Erfolg nicht immer ein, oder er ist nur konjunkturell bedingt und kurzzeitig.

Die Litauer haben, alles in allem, kein Glück gehabt. Schon lange ist davon die Rede, daß Antanas Škėmas' Roman *Balta drobulė* (Das weiße Leintuch), wäre er rechtzeitig ins Englische übersetzt worden, eine Chance gehabt hätte. Obwohl gute Literatur gemeinhin nicht veraltet, lösen doch die literarischen Konjunkturen einander ab, und das eine oder andere käme heute eben zu spät. Vor mehr als einem Jahrzehnt, als das Land infolge der politischen Umwälzungen eine zeitlang im Blickpunkt der internationalen Aufmerksam stand, hätte man den Kopf aus dem Fenster stecken und sich zeigen sollen. Damals hätte vielleicht Ričardas Gavelis mit seinem Briefroman *Jauno žmogaus memuarai* (Memoiren eines jungen Menschen) einige Aufmerksamkeit erregt. Aber es kam anders. In Frankreich war Baltušis' *Sakmė apie Juzą* (Die Legende von Juza) recht erfolgreich. Leider ist auch das schon Vergangenheit, die künstlerische Biographie dieses Autors war abgeschlossen, auch sein Leben neigte sich dem Ende zu. Hinzu kam die Konfusion, daß ausgerechnet in der Zeit, als Litauen um seine Unabhängigkeit rang, der Autor des übersetzten Buches sich für einen Verbleib in der Union ausgesprochen hatte.

Spricht man über kleine Völker im Allgemeinen, ließe sich darüber nachdenken, welche Art diese Bücher sein müßten, um den Weg in die weite Welt zu finden. Obwohl klar ist, daß es hier keine fertigen Rezepte geben kann. Im Westen werden nicht selten solche Romane populär, die nicht nur als „Schöne Literatur" daherkommen, sondern in einem gewissen Sinne faktographisch orientiert sind, aus ihnen erfährt man etwas über ein Land oder über eine Region. Die Popularität von Autoren wie etwa Jan Gross verbindet sich mit dem Genre des historischen Romans.

Es gibt auch noch andere Arten für den Autor eines kleinen Landes, international Beachtung zu finden: indem er nämlich etwas Unerwartetes, zuvor nicht Dagewesenes schafft. So schrieb der Norweger Joostein Gaarder einen Roman über die Geschichte der Philosophie, und

bald öffneten sich ihm die Verlage in aller Welt, und die Buchhandlungen. Später wurden nach ähnlichem Muster Romane über die Weltreligionen, die Mathematik, Finanzen etc. verfaßt.

Ein weiterer Aspekt: Gegenüber den Bildenden Künsten, der Musik, selbst dem Theater gerät der Export litauischer Literatur schon wegen des Übersetzungsproblems ins Hintertreffen. So ist einer der Gründe, warum etwa die irische Literatur sehr bald Weltgeltung erlangte, einfach der, daß sie in der Welt auch ohne Übersetzungen leicht wahrgenommen wird. Unsere Landsleute werden nicht anfangen, englisch zu schreiben, deshalb wird das Übersetzungsproblem immer akut bleiben. Und übersetzen dürfen nicht wir, sondern Übersetzer aus jenen Ländern, aus deren Sprache übertragen wird. Denn, erstens: Wir selber sind nicht in der Lage, gut zu übersetzen. Selbst die von amerikanischen Litauern gefertigten Übertragungen sind häufig schwach. Zweitens, was haben wir eigentlich davon, wenn wir selbst übersetzen und die Bücher dann hier herausgeben, während im Ausland niemand davon Notiz nimmt? Hierzulande herausgegebene Übersetzungen ins Englische sind einzig als Reklamebände nützlich und sinnvoll, eine Möglichkeit, zu präsentieren, was Ausländer eventuell interessieren könnte, die es dann eventuell noch einmal übersetzen und herausgeben.

Auswählen müssen auch sie selbst, das tut bereits ein in Litauen lebender Deutscher. Überhaupt hat sich im letzten Jahr die Lage, was die Anzahl der Übersetzungen aus dem Litauischen betrifft, deutlich verbessert. Eine Anzahl von Werken der Belletristik sind bereits ins Deutsche übersetzt, oder sie werden demnächst erscheinen. Das in Polen erscheinende Journal *„Kartki“* widmete eine ganze Nummer soliden Umfangs der litauischen Literatur.

Dennoch erzeugt die sich nähernde Frankfurter Buchmesse sowohl Hoffnung, als auch Unruhe. Noch niemals stand ein so kleines Land im Zentrum der Aufmerksamkeit, darüber hinaus ein Land, dessen Bücher so wenig ins Deutsche und in andere Weltsprachen übersetzt sind. Selbst wenn in der noch verbleibenden Zeit genauso viele Bücher übersetzt würden wie in der ganzen bisherigen Geschichte, es wären immer noch zu wenig. Übrigens: Ins Deutsche übertragen, hat die litauische Literatur mehr Chancen, sich zu entfalten als im angelsächsischen Sprachraum. Zum einen ist Deutschland Litauen näher als den englischsprachigen Ländern, außerdem wird ins Englische weniger übersetzt als ins Deutsche. Und selbstverständlich ist Deutschland auf dieser Messe mehr

präsent als irgendwo anders. Aus gegebenem Anlaß werden auch die großen Tagesblätter, wie die „Frankfurter Allgemeine“, die „Süddeutsche Zeitung“, oder, wöchentlich erscheinend, „Die Zeit“ mit soliden Literaturbeilagen, in denen jährlich einige Seiten dem Gastland der Messe gewidmet sind, sich zu Wort melden. Aber vielleicht will Litauen auch nicht durch Quantität, sondern Qualität Eindruck machen? Bei der geringen Finanzierung ist auch daran schwer zu glauben. Dennoch bleibt die Hoffnung, daß nach diesem Großereignis einige litauische Autoren ins Gespräch kommen, im Ausland bekannt und übersetzt werden.

Vilnius, 6.11. 2001 L. Jonušys

„Glauben – das ist nur ein weltanschaulicher Aspekt“

Auf die Fragen des Kulturjournals “Naujasis Židinys“ antwortet
Saulius T. Kondrotas

Sind Sie in irgendeiner Art beeinflußt worden von litauischen oder ausländischen Geistlichen, religiösen Denkern und Schriftstellern? Wenn ja, wie macht sich dieser Einfluß bemerkbar?

In Litauen hatte ich keinen Kontakt zu Geistlichen, religiöse Denker und Schriftsteller haben mich nicht begeistert. Ich habe religiöse Denker gelesen, während ich an der Vilniuser Universität Philosophiegeschichte studierte, aber deren Gedanken haben mich nicht interessiert. Später, schon im Westen, bin ich persönlich mit einigen Geistlichen bekannt geworden, christlichen und nichtchristlichen Glaubens. Ganz allgemein würde ich sagen: Das waren lebendige, warmherzige, gebildete Menschen. Einen weniger angenehmen Eindruck machten katholische Geistliche aus Litauen. Letztere, mit wenigen Ausnahmen, erschienen mir engstirnig, einseitig, ich würde sagen: archaisch.

Wie verstehen sie den christlichen Glauben? Wie sind ihre Beziehungen zur Kirche?

Gott verstehe ich nicht und glaube nicht an ihn, und den christlichen Glauben halte ich nur für eine der Religionen, deren wichtigste Funktion darin besteht, ideologische Kontrolle auszuüben, d.h. die menschliche Gesellschaft zu regulieren und eine bestimmte Ordnung aufrecht zu erhalten. Zur Kirche unterhalte ich keinerlei Beziehung, aber mir erscheint es gut, daß eine Menge Menschen mit geringer Bildung eine Gemeinschaft haben, an die sie sich halten können, sich dadurch nicht einsam und nutzlos finden. Wenn es diese Zuflucht nicht gäbe, wäre das Chaos auf der Welt noch um einiges vermehrt.

Wie reifte ihre Weltsicht, formte sich ein religiöses oder areligiöses Selbstbewußtsein? Welche religiöse (transzendente) Erfahrung formierte während der Kindheit und Jugend das Umfeld?

Als ich Kind war, hing über meinem Bett eine farbige Lithographie, welche die Hl. Theresa darstellte, dazu all die schrecklichen Instrumente, mit denen sie gemartert worden war. An der anderen Wand befand sich eine kleines Holzkreuz, im Schubfach einer alten Kommode eine Menge Rosenkränze, auf dem Dachboden Katechismen und andere schlichte christliche Bücher. Alles, was sich aus der Vorkriegszeit angesammelt hatte. Meine Eltern glaubten, als wir Kinder waren, sie waren gottesfürchtig, später nicht mehr, zumindest mein Vater war keiner, der heimlich glaubte. In die Kirche ging niemand aus der Familie. Einige katholische Feiertage wie Ostern und Weihnachten wurden und werden gefeiert, aber nur aus allgemeiner Tradition, ohne jeden religiösen Inhalt. Nachdem ich auf dem Dachboden die Katechismen und Biographien der Heiligen gelesen hatte, dachte ich daran, mich taufen zu lassen. Allerdings hielt dieser Wille nicht an, verblaßte nach einigen Monaten. Später hatte ich nie mehr diese Gedanken. Philosophische und religionshistorische Studien zeigen, dass Glaubenssysteme eine historische Erscheinung darstellen, ein Produkt der Gesellschaft sind, sie haben ihre eigene Evolution, ihre eigene Entwicklungsgeschichte. Andererseits, um die Welt zu verstehen, sind keine Götter erforderlich. Züge des Göttlichen sind in der Realität nicht zu sehen, und einen Ansporn, irgendein Höheres Wesen zu verehren und anzubeten, spüre ich nicht.

Was sind, ihrer Meinung nach, die Beziehungen zwischen Religion und Literatur? Ist in heutiger Zeit eine religiöse Literatur, eine religiöse Poesie möglich? Gibt es heute in Litauen Poeten und Schriftsteller mit religiöser Orientierung?

Selbstverständliche Beziehungen zwischen Religion und Literatur, von der Art, daß Literatur ohne Religion letztlich nicht auskäme, oder Religion Literatur nötig hätte, scheinen mir nicht gegeben. Die Kunst ist mit dem Glauben nur insofern verbunden, wie sie mit der Weltsicht des Künstlers allgemein verbunden ist. Die Welt ist groß und bunt, der Glauben bildet nur eine gesellschaftliche Erscheinung, und nur einen weltanschaulichen Aspekt. Religiosität kann einem künstlerischen Werk Farbe geben, kann zum Ausgangspunkt von Wertungen werden, vielleicht zum Ansporn und Impuls, ein Kunstwerk zu schaffen. Aber dasselbe könnte man auch über die Abwesenheit von Glauben sagen.

Religiöse Literatur und Poesie wird immer möglich sein, solange es Autoren gibt, die glauben. Die Nachfrage nach dieser Literatur scheint mir stark zurückgegangen zu sein. Doch die, welche einzig an die Nachfrage denken, sobald sie eine Feder in die Hand nehmen, sind häufig schlechte Poeten.

Tendenz und Moralisieren schädigt jede Kunst, religiöse Literatur tut hier nichts zur Sache. Vermeiden lassen sich diese Dinge wohl niemals. Stets wird es moralisierende Schriftsteller geben, aber zugleich auch solche, die nicht moralisieren. Darauf irgendwie Einfluß zu nehmen wird schwer möglich sein, obwohl eine passende Literaturkritik vielleicht helfen könnte.

Über die Lage religiöser Literatur im heutigen Litauen weiß ich so gut wie nichts. Aufmerksam verfolge ich das nicht, beobachte aber die zunehmende Präsenz von Publizistik religiösen Inhalts.

In der Literatur des 20. Jahrhunderts wird Gott oft als eine kulturelle (mythologische) Chiffre bezeichnet. Ist das nicht eine Religion ohne Gott, zuallererst eine Ethik der Humanität? Weichen moralische Kategorien nicht das Gottesverständnis auf? Welchen Platz nimmt der Mythos in ihrem Werk ein: Ist das eher ein Mittel der Darstellung, oder ist es eine Sache des Glaubens?

Ich bin weder Kulturologe noch Religionsexperte, daher kann ich wenig dazu sagen, indes der Gedanke, daß Gott nur eine kulturelle Chiffre sein kann, erscheint mir annehmbar und logisch. Besonders mit Blick auf die Historie, wo man sieht, was für primitive Menschen es gab und, leider, noch gibt, war und ist der Gottesgedanke ein mächtiges Werkzeug zur gesellschaftlichen Disziplinierung, geeignet überdies, normales Leben zu sichern und fortzusetzen. Objektiv betrachtet, wäre das eine Religion ohne Gott. Gott ist hier nur der Fixpunkt, um Tugendprinzipien ins Leben zu bringen.

Ob moralische Kategorien das Gottesverständnis bei religiösen Menschen auflösen, weiß ich nicht, aber ich zweifele daran. Gehört Gott doch der Sphäre des Glaubens an, nicht der des Verstandes, und gelangt in den letzteren nur dann (sei es auch in Form einer mythologischen Chiffre), wenn nicht mehr geglaubt wird.

Es scheint, dass Religiöses (oder Metaphysisches) keinen geringen Platz in ihrem Werk einnimmt. Welche Bedeutung hat die Heilige Schrift in ihrer Prosa, biblische Themen, christliche Leitmotive, Menschen und Situationen betreffend? Welche Funktion erfüllen sie? Mit welchen Werten der Heiligen Schrift führen sie ihr Leben?

Das, was in meiner Prosa als religiöse Dimension erscheinen könnte, war niemals eine metaphysische Position des Autors. Das war nur Mittel der Darstellung, oder besser, der Brunnen, aus dem sich Modelle alternativen Denkens für die eigenen Figur schöpfen lassen, ähnlich wie Ethnographie oder Anthropologie. Andererseits, die biblischen Mythen, gehärtet und ausgeformt über Jahrtausende, sind sehr schön, es sind unvergleichliche Ornamente eines tradierten Gewebes, und diese Schönheit lockt, regt dazu an, ständig zu ihr zurückzukehren, sich an ihr zu erfreuen. Und zu borgen, Motive aus den Heiligen Schriften einzuflechten in die eigene Texte. Persönlich sind mir die Werte der Bibel nur soweit wichtig, wie sie in der heutigen Zivilisation anzutreffen sind, welche auf die jüdisch-christliche Tradition gegründet ist. Niemals habe ich gedacht, daß ich etwas tue oder nicht tue, weil es in der Bibel so steht.

Hat der uns bekannte Schriftsteller Kondrotas bereits die Feder niedergelegt? Spiegelt ihre Prosa nunmehr eine vergangene Ära, die endet, nachdem die Funktionsmechanismen des Totalitarismus erforscht sind, und dieser selbst von der Bildfläche verschwand?

Das weiß ich nicht. Ich bin niemals irgendwelche Verpflichtungen eingegangen, weder die, zur Feder zu greifen, noch sie aus der Hand zu legen. Schreiben ist für mich keine Mission, ich hab geschrieben, weil mir das gefiel. Später wurde es mir langweilig, wie zuvor Malen und Zeichnen. Es scheint, daß mehr oder weniger über alles geschrieben wurde, und wiederholen will ich mich nicht. Sicher ist noch nicht alles gesagt, aber schon wirklich viel, der Leser hat etwas zu wählen. Hinzu kommt, daß ich nicht in der Lage bin, in kleinen Schüben zu schreiben, nach Dienst sozusagen, in der verbliebenen freien Zeit. Bis man in der nötigen Stimmung ist, sich eingelebt hat in seinen Gegenstand, vergehen manchmal Wochen. Hat man zur gleichen Zeit noch andere Dinge zu tun und kann sich nicht konzentrieren, war alles für die Katz, man muß von Neuem beginnen. Die Schriftstellerei ist eine professionelle Ange-

legenheit. Zur Zeit bin ich mit anderen Dingen befaßt. In der Zukunft kann sich wieder alles ändern.

Gelang es denn, indem man eine Welt ohne Grenzen imaginierte (nach dem programmatischen Titel ihres ersten Erzählbandes) jene vom Rationalismus verengte Anschauung des Lebens auszuweiten? Gelang es, einen Blick zu werfen hinter die Grenzen dieser Welt? Vor welchem Erfahrungshintergrund entdeckten sie Unschärfen, Zufälligkeiten, plötzliche Schicksalswendungen in der Prosa?

Darauf würde ich antworten, daß es gelang, das vom Rationalismus verengte Bild des Lebens auszuweiten. Wenigstens für mich selbst kann ich das behaupten. Jetzt, sicher, hab ich mich bereits an diese grenzenlose Welt gewöhnt, so könnte ich nicht unbedingt genau sagen, daß sie sich von hier oder dort erweitert hat. Die allergrößte Erfahrung besteht in dem Verständnis, daß die Welt, die jeder von uns sieht, nur eine von Milliarden ist, daß es faktisch eine allen gemeinsame Welt nicht gibt, es gibt nur Menschen, und jeder lebt in seiner symbolischen Wirklichkeit. Aus einem solchen Verständnis läßt sich viel ableiten. Ein Beispiel wäre Toleranz. Ein anderes – Zynismus. Aber für alles hat man zu bezahlen...

Unter den litauischen Schriftstellern der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert sind sie einer der entschiedensten Gegner eines in der Dorfkultur wurzelnden nationalen und völkischen Bewußtseins, eingeschlossen die ihm immanente religiöse Kultur. Ist eine kosmopolitische Orientierung am besten geeignet, kulturellen Provinzialismus zu überwinden und zugleich Kultur und Literatur zu erneuern?

Das Volks- und Nationalbewußtsein ist eine vorübergehende und künstliche Erscheinung, die zeitgleich mit den ersten Zollvereinen in Europa sich herausbildete, hartnäckig angeheizt aus politischen Erwägungen, obwohl es zum Beispiel völlig der christlichen Idee widerspricht. Aus historischer Perspektive betrachtet, haben die Menschen sich über Jahrtausende mit den verschiedensten Gemeinschaften identifiziert, jenes sich Ineinssetzen mit Volk und Nation bedeutet in diesem Kontext nur einen Augenblick. Ich würde die religiöse Kultur nicht des kulturellen Provinzialismus bezichtigen, aber das sogenannte völkische

Bewußtsein scheint mit eine ernstzunehmende Fessel für Gefühl und Verstand.

Literatur und Kultur werden sich erholen, wenn die Leute mehr Geld in der Brieftasche haben. Je mehr Leser es sein werden, die sich etwas leisten können, desto breiter die Auswahl, desto mehr Öl auf die Flamme, die Literatur und Kultur heißt. Die Wahrscheinlichkeit, daß wenigstens einem von drei Menschen Literatur nötig ist, ist nicht groß. Aber weil es Millionen Menschen sind, wächst auch die Vielfalt der Bedürfnisse.

Welche Werte kann die Literatur dem heutigen Menschen vermitteln, einem Menschen ohne Gott in einem entchristlichten Universum? Moralischen Relativismus? Ist in ihrer Prosa etwas auszumachen, an das sich die Helden anklammern können, um sich vor der Verzweiflung und dem Zerfall der Persönlichkeit retten zu können?

Zur ersten Frage: Literatur kann zunächst einmal den Gesichtskreis des Menschen erweitern, ihm den Reichtum der Welt und des Lebens vor Augen führen, die Vielfalt von Gefühlen und Denkweisen, Charakteren und Gestalten, die möglich sind. Sie kann zum Verständnis des Wertes eines Menschenlebens beitragen, zu Mitgefühl erziehen. Und nicht nur Tugenden vermitteln, sondern auch ästhetisches Urteilsvermögen. Ich weiß nicht, ob meine Prosa irgend jemandem vor Verzweiflung bewahrte, meine aber, daß jedes Buch die Persönlichkeit, auch wenn sie auf die eine oder andere Weise gefährdet ist, bereichert und ergänzt. Von moralischen Relativismus weiß ich nichts.

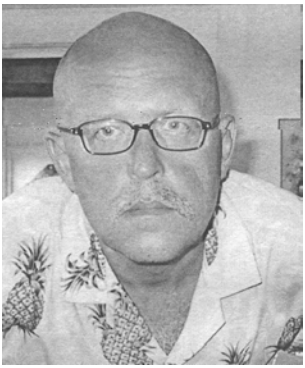
Verfolgen sie die gegenwärtige litauische Literatur? Hat sie sich aus den „kulturellen Trümmern“ der Okkupationsjahre erhoben, sehen sie Anzeichen einer Erholung, eines Aufschwungs? Und was kann ein Schriftsteller beisteuern zur Schaffung einer demokratischen Bürgergesellschaft, und eines Staates, der, mehr als zuvor, dem Gemeinwesen dient?

Die gegenwärtige litauische Literatur verfolge ich nicht sehr aufmerksam, aber ich glaube nicht, daß man von irgendeinem Aufschwung reden kann, denn stark war unsere Literatur noch nie. Weder vor dem Krieg, noch zu Zeiten der Okkupation. Es gab und gibt interessante Au-

toren, doch die große Masse des Geschriebenen und Gedruckten war immer schwach. Aber ähnlich wird es auch in anderen Ländern sein.

Und was den Beitrag des Schriftstellers zur Entwicklung einer demokratischen Gesellschaft angeht, so paßt hier meine Antwort auf eine frühere Frage, als es um Werte ging.

Über den Autor



Saulius Tomas Kondrotas (geb. 1953), Prosaautor, beendete 1976 sein Studium an der Universität Vilnius, Fachrichtung Psychologie-Philosophie. Seit 1986 im Westen (USA, Deutschland). Zur Zeit Direktor der litauischen Abteilung bei Radio Free Europe in Prag. Gab Bände mit Erzählungen heraus, darunter „Pasaulis be ribų“ (Welt ohne Grenzen, 1977), die Romane „Žalčio žvilgsnis“ (Der Natternblick, 1981) und „Ir apsiniauks žvelgiantys pro langą“ (etwa: Die, welche aus dem Fenster blicken, werden sich verfinstern, 1985).

Tradition und Erneuerung

Kęstutis Urba

In der litauischen Kinderliteratur kann man drei Zeitabschnitte ausmachen, in denen sie besonders gedieh und geradezu zu klassischer Ausprägung gelangte. Zunächst sind da die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Damals begannen nicht wenige professionelle Schriftsteller Kinderbücher zu schreiben, Texte entstanden, die ihren Wert bis heute nicht verloren haben, zu nennen sind Petras Cvirka, Vytautas Tamulaitis, Liudas Dovydėnas, Pranas Mašiotas, Balys Sruoga und andere. Die zweite Welle läßt sich in den sechziger Jahren ausmachen, etwa 1963 bis 1969. Die Kinderliteratur, ohne ihr erzieherische Funktion aufzugeben, wurde spielerischer, psychologisch dem Kind näher. Bis heute werden die Bücher von Kazys Saja, Vytautas Petkevičius, Violeta Palčinskaitė, Ramutė Skučaitė und anderer gern gelesen. An der Wende von den siebziger- zu den achtziger Jahren machte sich auch hier eine äsopische Sprache breit, universelle ethische und philosophische Probleme wurden behandelt, auch Aktualitäten des Lebens. Ein besonderer Platz kommt hier Märchenerzählungen von Vytautė Žilinskaitė, Kazys Saja, Vytautas Petkevičius zu. Zu nennen sind auch Gedichte von Janina Degutytė und Sigitas Geda.

Fortsetzung bewährter Traditionen

Im gesamten 20. Jahrhundert nahm die Poesie in der Kinderliteratur einen festen Platz ein, wobei für die Mitte des Jahrhunderts die Entstehung einer festen Tradition des Kunstmärchens kennzeichnend war. Die Herausbildung einer realistischen Prosa für Kinder ging in einem langsameren Tempo vor sich. Die traditionelle Kinderliteratur ist nicht nur durch Gattungseigentümlichkeiten und Stil gekennzeichnet, sondern auch durch deutliche ethische Werte, ein positives Verhältnis zur Welt und einen klar umrissenen Ideengehalt. Das alles kennzeichnet auch die neuen lyrischen Werke von Ramutė Skučaitė *Lopšinė ešeriukui* (Wiegenlied für einen kleinen Barsch, 1993) und *Laiškas sekmadeniui* (Brief an den Sonntag,1998). Durch die Hinweise auf Schönheit und Farben

der uns umgebenden Welt, der nächsten Menschen und Gegenstände, schafft die Autorin für das Kind eine Welt, in der es sich geborgen fühlen kann, fordert aber gleichzeitig zum Nachdenken auf. Rhythmik, exakte Reime und Melodik verleihen Skučaitės Gedichten eine besondere Faszination. Bekannt ist die Autorin auch durch das, was man angewandte Lyrik nennen könnte, wie etwa Scharaden, Abzählreime und Vers-Rätsel. In den Kurzgedichten von Alma Karosaitė sind viele traditionelle Gestalten anzutreffen wie Katze und Hund, Hase, Bär, Elster und Krähe. Karosaitė dichtet für die kleinsten Leser. Ihre kurzen und klangvollen Gedichte beruhen häufig auf einer komischen Situation mit möglichst prägnanter Fabel und einem nicht vorhersehbaren Ende. Dagegen schildert Sigitas Geda, der vor einigen Jahrzehnten die litauische Kinderpoesie grundsätzlich erneuerte, in seinem Kinderbuch *Valkataujantis katinas* (Ein vagabundierender Kater, 1998) eine wesentlich rätselhaftere und kompliziertere Welt und stellt dar, daß sie sowohl aus Angenehmen als auch aus Abstoßenden besteht. Martynas Vainilaitis schenkt der Natur große Aufmerksamkeit und stützt sich auf die Formensprache der Folklore. Seine Sammlung *Žydras povas povinėja* (Ein blauer Pfau stolziert, 1995) enthält annähernd 300 Gedichte, mit denen der Autor die Gefühle des Kindes ansprechen und dessen Verhältnis zur Welt stimuliert. Seit einiger Zeit kann von einer neuen Phase seines Schaffens gesprochen werden, schreibt M. Vainilaitis doch vermehrt Märchen in Versen. Für seine mythologische Dichtung *Bruknelė* (Die Preiselbeere, 1991), in der eine phantastische und farbige Welt von kleinen Lebewesen dargestellt ist, studierte der Autor Sagen und Volksmärchen der Litauer wie auch anderer Völker. M. Vainilaitis' Buch *Kaulo bobos apžvalai* (Zauberkünste eines Knochenweibes) besteht aus fünf Märchen in Versen, die an die literarische Tradition der russischen Lyriker Puschkin und Jeschow sowie die litauischen Dichter Salomėja Nėris und Kostas Kubilinskas erinnern.

Martynas Vainilaitis gebraucht das Kontaminationsprinzip, indem er in seinen Werken die Fabeln der bekanntesten litauischen und internationalen Volksmärchen sehr gekonnt verbindet. Noch wichtiger ist allerdings, daß er die betreffenden Fabeln und Motive auch bearbeitet. Auf diese Weise erhalten seine Texte einen versteckten Sinn und Andeutungen über den geistigen Zustand des gegenwärtigen Menschen.

Die neue geistige und gesellschaftliche Realität sowie Anspielungen auf politische Intrigen kommen in der Märchen-Erzählung *Tiputapė* (1996)

von Vytautė Žilinskaitė zum Vorschein. Bereits 1984 hatte sie mit ihrem Buch *Kelionė į Tandradiką* (die Reise nach Tandradika) ihre Fähigkeit bewiesen, eine allegorische Erzählung mit mehreren Bedeutungsebenen schaffen zu können. In ihren Märchen werden die Laster der Erwachsenen auf eine kritische und satirische Art und Weise bloßgestellt, die, nach Meinung der Autorin, schon in der Kindheit kennengelernt und begriffen werden sollten. Vytautė Žilinskaitė plädiert für Werte wie geistige Einfühlsamkeit, Großherzigkeit und Uneigennützigkeit, die am häufigsten mittels Dialogen und Gegensätzen der handelnden Personen übermittelt werden. Diese Form der Ideenvermittlung ist charakteristisch für die meisten kurzen Märchen und realistischen Erzählungen des Bandes *Nebijokė* (Die Furchtlose, 2000). Für die am stärksten der Tradition des Litauischen Kunstmärchens verpflichtete Vytautė Žilinskaitė stellt Kinderliteratur eine große Verantwortung dar.

Zu den populärsten litauischen Autoren, die ausschließlich für junge Leser schreiben, zählt nach den Umfrageergebnissen Vytautas Račickas, der mit seiner Erzählung über einen unbeliebten Teenager *Zuika padūkėlis* (Zuika, der Verrückte, 1997) bekannt geworden ist. Diese Erzählung führt noch immer die Beliebtheitsskala an, obwohl bereits im selben Jahr die Fortsetzung *Zuika dar gyvas* (Zuika ist noch am Leben´) erschienen ist. Račickas' Geschichten zeichnen sich durch eine lockerdynamische Erzählweise, zügige Handlung, sparsame Charakterbildung und eine oft umwerfende Komik aus. Das zeigt sich auch wieder in seinem Novellenzyklus *Šlepetė* (Der Pantoffel, 1996), *Kita Šlepetės istorija* (Eine weitere Pantoffel-Geschichte) und *Šlepetė*-3. Für die zunehmende Beliebtheit dieses Autors sorgen auch die von ihm immer häufiger verwendeten Elemente des Abenteuer- und Kriminalromans, besonders typisch für das dritte Buch der Šlepetė-Reihe.

Eine aufschlußreiche psychologische Situation schildert Emilija Liegutė in ihrer realistischen Erzählung *Dramblienė* (Frau Elefant). Das unattraktive, dicke und plumpe Mädchen Inga, das von ihren Mitschülern der 4. Klasse zunächst als „Professorin", später als „Frau Elefant" verspottet wird, zieht für einige Zeit von der Stadt aufs Land zu ihrer Großmutter. In der neuen Schule und der neuen Umgebung gelingt es Inga, ihren Platz zu finden und für sich selbst wie für ihren Freund einzutreten. Beziehungen aus psychologischer Sicht und die innere Welt der Protagonisten werden auch im Erzählband *Čiuožyklos muzika* (Musik der Eisbahn) von Bitė Vilimaitė mit viel Feingefühl geschildert.

Ironische Distanz ist kennzeichnend für Jurgis Kunčinas' Erzählung *Baltųjų sūrių naktis* (die Nacht des weißen Käses), in der er sich mit Kindheit und den Teenagerjahren in einer kleinen litauischen Provinzstadt in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg auseinandersetzt.

Zu einem wichtigen Ereignis des literarischen Lebens in Litauen wurde die von einer Autorengruppe unter dem Pseudonym Skomantas herausgegebene Reihe historischer Abenteuererzählungen für Jugendliche, die eine große Leserschar fanden. Basierend auf historischen Quellen und bereichert mit der eigenen Phantasie erwecken die Autoren, a la Walter Scott, die Geschichte Litauens des 13. Jahrhunderts zu neuem Leben.

Neue Intonationen, ein verändertes Weltgefühl

Eine junge Schriftstellergeneration verhalf schließlich einer anderen Konzeption von Kinderliteratur zum Durchbruch, der vor allem Wortspiele eignen, Paradoxien, Nonsens. Nonsens als Genre-Kategorie trifft zu auf Nijolė Kepenienės Texten in ihrem Buch *Džiovintas debesėlis* (Das getrocknete Wölkchen).

Vytautas Landsbergis *Obuolių pasakos* (Apfelmärchen, 1999) zählt zu den bedeutendsten Werken der neuesten litauischen Kinderliteratur. Die an ein improvisiertes Spiel mit einem Kind erinnernde Erzählung endet mit einem Märchen über den Weltuntergang und einen neuen Anfang. Verglichen mit dem ersten Landsbergis-Buch enthalten die „Apfelmärchen" weniger Andeutungen, die entsprechende intellektuelle Fähigkeiten des Lesers voraussetzen. Noch weniger „intellektuell" und eher für Leser im Vorschulalter und den ersten Schulklassen bestimmt sind Sigitas Poškus' *Trumpos paskaitės* (Kurze Geschichten), die, wie der Autor selbst sagt, „frisch aus dem Ei geschlüpft und daher gutgelaunt und flaumig sind." Die Hauptfiguren wie der Hamster Vidas, Tindis Rindis, das Spätzchen Monika, sie alle erscheinen in immer neuen, kurzen und spaßigen Texten in Prosa-Vers und sogar in Dramenform. Sehr bewußt schenkt Sigitas Poškus dem Alter und der Möglichkeit des Verstehens der Leser große Aufmerksamkeit.

Überaus positiv wurde von der Kritik auch Poškus' Gedichtband *Nebaigta pasaka* (Ein unvollendetes Märchen) aufgenommen, indem der Autor mit der Sprache experimentiert. Einfallsreiche, oft auch paradoxe und surrealistisch anmutende Bilder bietet Renata Šerelytės Gedicht-

sammlung *Eriukas po baobabu, arba Megztinis su uodega* (Das Lämmchen unter dem Affenbrotbaum oder: ein Pullover mit Schweif). In den Gedichten von Liutauras Degesys *Žvėrynas* (Tiergarten, 1998) werden herkömmliche Lebewesen, von der Motte und Spinne bis zum Elefanten mit spielerischer Phantasie behandelt.

Herausragende Bedeutung kommt schließlich dem ersten Auftritt des Litauischen Nationalpreisträgers Juozas Erlickas in der Kinderliteratur zu. Eine einzigartige Verbindung von komischen, dramatischen und fantastischen Elementen zeigt sich bereits deutlich in seinem ersten Buch *Bilietas iš dangaus* (Eine Fahrkarte aus dem Himmel, 1990) Das in der Zeit der Unabhängigkeitsbewegung Sąjudis entstandene Werk *Žalias pareiškimas* (Grüne Erklärung, 1992*)* läßt sich als eigenwillige patriotische Dichtung für Kinder definieren. In seinem wohl gelungensten Buch *Bobutė iš Paryžiaus* (Die Oma aus Paris, 1995) stellt Juozas Erlickas die lyrische Stimmung stärker in den Vordergrund. Mit großen Einfallsreichtum werden Grenzsituationen wie Geburt und Tod angesprochen. Das existentielle Denken des Kindes und seine Empfindsamkeit wird angesprochen.

Die neue litauische Kinderliteratur spielt mit Worten und Lautassoziationen, Denkschablonen, überkommenen Werten und Autoritäten, doch man kann nicht sagen, daß sie diese Werte verspottet. Aber die Abgrenzung von jeder vordergründigen Didaktik ist einer von den wichtigsten Programmpunkten derer, die für Kinder schreiben.

Über den Autor:

Kęstutis Urba wurde 1954 in Kelmė geboren. Studium der Lituanistik an der Universität Vilnius, wo er auch promovierte. 1989-97 war er Dekan der philologischen Fakultät, zwischendurch auch Lehrer an einer Mittelschule. Seit 1994 auch Redakteur des Journals „Rubinaitis“. Lehrt an der VU, Vilnius. Interessengebiete: Litauische Literatur, Kinderliteratur, Pädagogisch-didaktische Fragen etc.

An Büchern wird es nicht fehlen, sie ziehen an wie ein Magnet

DIE BUCHAUSBEUTE 2001

Im vergangenen Jahr waren die Musen recht freigiebig. Eine reiche Ernte konnte eingebracht werden. Eine große Anzahl von Publikationen erschien: Gedichte, Prosa, Essayistik. Nicht alle fanden Beachtung, wurden in der Presse besprochen. Das ist beinahe unmöglich.

Die Redaktion des Literaturjournals „Metai“ bat einige Schriftsteller und Literaturkritiker, ihre Gedanken mitzuteilen darüber, was sie gelesen haben und was ihnen am meisten ins Auge fiel. Dazu einige Orientierungsfragen:

1. *Welche Gedanken kommen ihnen zuerst, wenn sie sich die Liste der herausgegebenen Bücher ansehen?*
2. *Wie bewerten sie den litauischen Roman? Gibt es irgendwelche Anzeichen einer Erneuerung? Was ist hier wichtig, modern, bedenkenswert?*
3. *Welche Bände, die Erzählungen und Novellen präsentieren, verdienen Beachtung? Ist wenigstens ein „Blutstropfen“ in dieses Genre geflossen? Fanden sich Talente?*
4. *Wie beurteilen sie die Lyrik, wo ist ihre Kraft, wo ihre – Kraftlosigkeit?*
5. *Nicht wenig Essayistik ist erschienen. Konkurriert sie mit den traditionellen Genres, erweitert und ergänzt sie deren, „nie gesehene Freiheit“?*
6. *Gibt es „böse“ oder ironische Anmerkungen, gerichtet an die Adresse der schreibenden Zunft?*

Elena Bukelienė

Ich habe Jahrzehnte an einer sowjetischen Universität gelehrt, vielleicht kommt von daher die Versuchung, die heutige Zeit mit der von damals zu vergleichen, wo es viel leichter war, sich zu orientieren. Da

gab es eine Literatur, die im wesentlichen nach der gleichen Fasson geschneidert wurde. Es erschienen weit weniger Bücher, die Schriftsteller ließen sich einteilen in glaubwürdige und unglaubwürdige, in junge und alte. Den Generationen waren aber dennoch gemeinsame Züge eigen, von der Thematik her, auch vom Grad der Modernität. Tendenzen waren leicht zu benennen, Perspektiven mühelos zu erblicken. Die Literatur war damals beinahe eine kollektive Unternehmung, von einem Zentrum beaufsichtigt. Jetzt marschiert jeder hinter seiner eigenen Fahne her, es gibt kein gemeinsam zu beackerndes Feld, folglich ist es schwer, Prognosen abzugeben. Und geradezu lächerlich scheint es, irgendwelche Forderungen an die Literatur zu stellen, die sich auf einem so breiten Spektrum entfaltet, daß man das Ganze leicht aus dem Blick verliert. Es ist auf keinen gemeinsamen Nenner mehr zu bringen. Man wünscht sich nur eines: etwas weniger den Geschmack der Leser verderbende, seichte Massenware. Alles andere mag gedeihen. Mißfällt mir etwas, brauche ich es ja nicht zu lesen, noch weniger darüber zu schreiben.

Die Überraschung des vergangenen Jahres war für mich G. Aleksas Roman *Adomo broliai ir moterys* (Adams Brüder und Frauen). Es ist das erste Prosawerk dieses Autors. Schriftstellernde Ärzte haben wir reichlich, von V. Pietaris bis V. Sirijos Gira (vielleicht überwiegen nur noch die schreibenden Priester), doch nicht einer hat einen so tiefen Blick gewagt und die Problematik dieses Berufsstandes öffentlich gemacht, eine sehr spezifische Problematik, die dennoch im Kontext allgemeinmenschlicher Werte abgehandelt wird. Aleksa läßt den Leser in den Operationssaal, postiert ihn neben sich, aber er hat keinen Leitfaden für die chirurgische Praxis verfaßt, sondern einen künstlerischen Text voll emotionaler Anspannung. Sein Romanheld, der Chirurg Joris Erdvila, entblättert sich gnadenlos: als Chirurg wie als Nachfahre Adams, der eine Frau sucht. Über die Hauptfigur entfalten sich auch die anderen Personen. Am wichtigsten an diesem Debüt ist nicht das Sujet, sondern Ereignisse geistiger Natur: Bilanzen, Verluste, Nachdenken über das Leben. Es ist, alles in allem, ein mutiger, inhaltsreicher, durchaus moderner Roman psychologisch-essayistischer Provenienz, der Stil lebhaft, expressiv. Wenn man diesem sehr männlichen Autor etwas vorwerfen kann, dann allenfalls seine Frauengestalten, die im Roman ziemlich langweilig-monoton ausfallen, Betthäschen allesamt, ansonsten uninteressant.

Raimondas Kašauskas gab einen Band Novellen heraus, sein bevorzugtes Genre, mit dem Titel: *Devynios senų ir naujų laikų istorijos* (Neun Geschichten aus alten und neuen Zeiten). Dieser Autor ist der traditionellen Weltanschauung des Dorfmenschen noch sehr nahe. Wäre dieses Werk vor einigen Jahrzehnten geschrieben worden, es hätte ganz natürlich eine Nische gefunden. Im Kontext der heutigen Literatur ist das schon schwer. Und noch schwerer ist es, Anerkennung zu finden. Das Quellwasser, das jetzt hervorbricht, kann nicht mehr so erfrischend und hell sprudeln.

Beide Romane von Leonardas Gutauskas, *Šešėliai* (Schatten) und *Laiškai iš Viešvilės* (Briefe aus Viešvilė/Wischwill) habe ich gelesen, die Prosa dieses Schriftstellers und Malers ist visionärer Herkunft, unverwechselbar in ihrem Duktus. Über *Šešėliai* schrieb ich bereits eine Rezension, deshalb wiederhole ich hier nur noch den einen oder anderen Gesichtspunkt. Es ist ein interessanter Gedanke, einen Litauer auf dem Totenbett und die Vėlė (Geist eines Verstorbenen, *K.B.*) eines Russen in einen Dialog treten zu lassen. Wir finden hier viel Authentisches, aus der Erfahrung des Autors Gewachsenes, sowohl über Sibirien als auch über das wechselhafte Leben des litauischen Dörflers, nicht nur in Litauen selbst.

Der Russe geht an einem litauischen Fluß zugrunde, der Litauer verliert sein Leben an der Lena. Das ist die absurde Logik der Geschichte.

Soweit meine Eindrücke über einige im vorigen Jahr herausgegebene Prosawerke, die bei mir Aufmerksamkeit erregten. Ein Zehntel dessen, was erschienen ist. Werfe ich einen Blick auf die Gesamtheit der Titel, fällt die Vielfalt des Angebots auf: für jeden Geschmack ist etwas dabei. Bleibt zu hoffen, daß sich auch genügend Leser finden werden. An Büchern jedenfalls wird es auch in Zukunft nicht mangeln. Die, welche ich gelesen habe, sind jedenfalls wert, beachtet zu werden. Interessant ist es, hin und wieder dem Unerwarteten zu begegnen.

Jūratė Sprindytė

Die vorgeschlagene Liste enthält unglaubwürdig wenig Romane und viel Poesie. Es scheint sogar, daß sie den modernen Mythos vom Triumph des Romans widerlegt. Obwohl die Romanschreiberei das einzige Genre ist, was sich hält, ohne von allen Seiten bedrängt zu werden (und je flacher, desto besser hält es sich). Die Marktmentalität, die in die Kul-

tur Einzug hielt, erregt mich schon nicht mehr. Ware, die sich dem Markt verweigert – gute Novellistik, Gedichtbände und umfangreichere Romane – haben keine Chance zu konkurrieren. Und brauchen es auch nicht. Es muß nur benannt werden, wer was wert ist. Will man aber heutige Literatur bewerten, sind Komplikationen unvermeidlich, weil uns die traditionellen, über Jahrzehnte hin gültigen Ausgangspunkte und Kriterien abhanden gekommen sind. Einst war der Roman geradezu ein gesellschaftliches Studium. Jetzt sind wir von dieser seiner Mission entwöhnt. Was ist er nun eigentlich? Wortkunst? Ein Zeugnis der Entwertung des Wortes? Analyse? Entertainment? Der Euroroman schlägt ein gängiges Modell vor: eine Mini-Geschichte mit möglichst wenig Personal, dazu Tempo und Spannung, und alles zu einem guten Plot verknüpft. Alle bekommen, was sie verdienen, wie in der „Seifenoper“ oder im Märchen. Selbst Kunderas Romane sind von diesem stromlinienförmigen Zuschnitt.

Was den litauischen Roman betrifft, da vermisse ich den lebendigen Nerv der Gegenwart. Da ist ein großes Areal der Wirklichkeit, das nicht reflektiert, nicht einmal benannt wird. Das letzte Jahrzehnt war doch von ungeheurer Dynamik geprägt, doch ein halbwegs adäquates Bild des Ganzen vermochte der Roman nicht zu bieten, weder in realistischer Erzählmanier noch als symbolisches System. Warum gelingt uns nicht, was beispielsweise den Esten gelingt? Sie können lakonische, der Konjunktur angepaßte Euroromane verfertigen, aber sie geben auch drei oder vierbändige Prosawerke heraus, denn sie haben eine gut entwickelte epische Tradition.

L. Gutauskas ist erfolgreich in den Roman des kleinen Formats desertiert, von denen er im vorigen Jahr sogar zwei herausgegeben hat. Sowohl seine „Briefe aus Viešvilė“ als auch „Schatten“ sind sympathische, gut konstruierte und mit dem künstlerischem Wort arbeitende Texte.

Die Novelle, ein Genre, das besonders verdichtet und mit Bedeutung auflädt, erscheint recht bescheiden. Am modernsten und künstlerischsten erscheint Serelytės neue Sammlung mit dem desorientierenden Titel „Und sie sagte nur Miau“ Die individualistische Psychologie von Mädchen, die Frauen werden, das macht den Inhalt der meisten Novellen aus. Eine grundlegende Schwäche besteht darin, daß den einzelnen Novellen ein integrierendes Zentrum fehlt, die künstlerischen Details sich verselbständigen, ein Teil der rhetorischen Figuren erscheint deko-

rativ. Und dennoch gibt es da ein grundlegendes Problem: Der litauischen Prosa fehlt sozusagen ein Rückgrat epischer Tradition. Das ist nicht die Misere des einen oder anderen Schriftstellers. Es gibt einfach kein Kontinuum kultureller, philosophischer und stilistischer Tradition. Die litauischen Prosasätze ähneln nur von weitem einer bepackten Kamelkarawane. An Anmut fehlt es kaum, aber eine Last ist es nicht, die hier transportiert wird.

Jurgis Kunčinas

Ich werde hier nicht über irgendeine „Literatur-Ernte“ sprechen, sondern einfach durch das eigene Fenster schauen, wie, von dort betrachtet, die Welt aussieht. Die Ausbeute ist in der Tat nicht gering, aber mit einem schweren Mühlstein braucht man hier nicht zu mahlen, das meiste rinnt einem zwischen den Fingern hindurch. Selbst durchaus bemerkenswerte Bücher (Aleksas Roman, Šerelytės Novellen) provozieren keine besonderen Reaktionen. Gewiß, „Adams Brüder und Frauen“ ist ein Debüt, insofern ist die Phrase „schön und vielversprechend“ durchaus angemessen. Šerelytės, schon erprobte und routinierte Verfasserin von Novellen, Problem heißt: Die interessante, authentische „dörfliche“ Welt einer Halbwüchsigen, und eine an der Grenze zur Trivialität balancierende Schilderung des Stadtlebens. Trotzdem bleibt Šerelytė die interessanteste und natürlichste Prosaschriftstellerin, denn V. Jasukaitytės „golgathischen“ Weinberge riechen schon von weitem nach Messianismus und allem, dem man ohne lange zu überlegen, ein „Pseudo“ anhängen kann. Wenn sie meint, sie müßte den Leuten etwas beibringen, irrt Jasukaitytė, ihre „Spiritualität“ ist den Massen nicht notwendig.

Dann würde ich noch Sajauskas’ Miniaturroman *Suvalkijos geografija* (Geographie des Suwalkigebietes) nennen. Eindrucksvoll ist dieser literarische Lakonismus, auch sein dokumentarischer Wert erhebt diesen Roman über die anderen im Vorjahr erschienenen Romane. Die litauische Prosa hat sich längst über die ganzen in den Sowjetzeiten geltenden Tabus hinweggesetzt, wobei die Frauen wieder einmal die Männer überholt haben, dafür sind die inneren Tabus um so festgefügter. Auch in der Prosa des vergangenen Jahres finde ich keine Personen, die ich lieben oder hassen könnte, die bezaubern, oder die zum Widerspruch reizen. Und einst gab es sie doch!

Der Wettbewerb, den das Journal „Nemunas“ initiierte, hat gezeigt, daß die litauische Novelle noch nicht tot ist, aber bis zu ihrem einstigen „goldenen Zeitalter“ ist es noch sehr weit. Mir scheint, daß auch die Verlage und Redaktionen auf die Novelle ihre schwere Hand legen, sind doch Autorenlesungen, sonst überall in Europa populär, noch immer nicht Teil unseres kulturellen Leben, was sehr zu bedauern ist.

Noch ein paar Worte zur Poesie. Die von mir bevorzugten Poeten (Antanas A. Jonynas, D. Kajokas) haben im vorigen Jahr keine neuen Bücher herausgegeben, V. Skripa und D. Paulauskaitė, ich bitte um Pardon, hab ich noch nicht gelesen. Der Sammelband von A. Verba ist eher ein Zeichen der Verehrung (und das ist gut so) für den verstorbenen Poeten, und andere Autoren, offen gesagt, vermisse ich nicht. Von den gelesenen würde ich noch D. Šimonis' *Rykštė* (Die Rute) und S. Gedas *Sokrates kalbasi su vėju* (Sokrates spricht mit dem Wind) nennen. Deren Poesie mag Anstoß erregen, aber sie ist lebendig, reißend, zuweilen ätzend. Kurz und gut: Im ganzen stehen hier die Dinge nicht schlecht, wenn wir nur endlich die aus den Sowjetzeiten übernommene allzu hohe Meinung über uns selbst abschütteln könnten. Auch die Prosa verspricht immerhin einiges. Alles wird gut. Ihr werdet sehen, um 2009 herum werden wir alles haben: Lesenswerte Bücher, Kassetten, Romane zum Anfassen, Anthologien, Berge von angewandter Literatur, Journale, Leser, Kritiken...

Vytautas Kubilius

Schon zwölf Jahre lang warten wir in der Literatur auf die „große Explosion“, auf die unterirdische Lava, die zum Durchbruch drängt, auf emporschießende Fontänen, leuchtende Kometen, auf eine aggressive neue Formensprache. Doch am Horizont treiben noch immer dieselben Wolken und Wölkchen. Keine Blitze, die blenden.

Ist denn alle schöpferische Energie an eine äsopische Sprache verausgabt worden? Sind wir erschöpft und ausgehöhlt von Jahrzehnten des Konformismus? Gibt's da kein Dynamit mehr? Sind diejenigen, die sich in den ersten Jahren der Unabhängigkeit weit vorwagten, bereits wieder verstummt? Die Exil-Literatur hat gegeben, was sie geben konnte, auf neue Wunder „hinter den sieben Meeren“ ist nicht zu hoffen.

Eine Zeit der politischen und ökonomischen Stabilisierung hat begonnen: Mit kleinen Schritten bewegen wir uns vorwärts, ohne die Welt und

uns selbst allzusehr in Erstaunen zu versetzen. Unsere originalen Bücher können ohne staatliche Subsidien nicht gegen die Flut ausländischer Übersetzungen konkurrieren. Und wann endlich findet diese Literatur den Weg auf den ausländischen Markt? Jedes Jahr, um ein Beispiel zu nennen, werden annähernd hundert polnische oder dänische Bücher in fremde Sprachen übersetzt.

Das Vakuum, in dem wir uns zur Zeit befinden, mag tiefere Ursachen haben. Der Roman schildert die Geschichte menschlicher Beziehungen als stetig sich veränderndes, dazu unausschöpfbares Seinskonzentrat. Anwesend sein in dieser Welt heißt, anwesend sein zusammen mit anderen, und das in einem bestimmten Umfeld. Dieses Umfeld wandelt sich in rasendem Tempo, ökonomisch, sozial, psychologisch, und damit auch die Situation des Menschen in der Welt. Es ist nicht mehr möglich, diese Veränderungen zu umfassen, sie in „typische Charaktere unter typischen Umständen“ zu verwandeln. Weil sie nicht mehr ausgreifen kann in verschiedene soziale Schichten, verengt sich ganz von selbst die Geschichte menschlicher Beziehungen. Dem Roman gelingt es nicht mehr, ein Modell der Gesellschaft zu formen. Dessen Subjekt ist am meisten mit sich selbst beschäftigt, die Beziehungen zu anderen hilft einzig, sich selbst zu begreifen. „Ich blieb allein mit diesem schrecklichen Hineinstarren in das eigene Innere“, heißt es dann auch folgerichtig in einem von Gutauskas’ „Briefen aus Viešvilė“. Die Tätigkeit eines verwirrten Geistes ist völlig unabhängig von den äußeren Umständen.

J. Kunčinas, ein geborener Erzähler (ist er nicht der einzige nach Baltušis?), kann schreiben, was er will: Romane, Erzählungen, Feuilletons, Essays, überall ist sein Wort frei, ironisch-spielerisch, ohne übergroße innere Anspannung und Stilisierungsbemühung. In einem Jahr hat Kunčinas zwei Bücher herausgegeben – *Laisvė yra brangi* (etwa: Freiheit hat seinen Preis) und *Grožio niekad ne gana* (Schönheit kann es nie genug geben) und ist tatsächlich zu einem Profischriftsteller westlichen Typs geworden. Offen für die verschiedensten heutigen Probleme, nutzt er ein großes Arsenal verschiedener Genres, die er virtuos handhabt.

Was die litauische Poesie betrifft, so ist es schwer, die eine oder andere Publikation als ein aufrüttelndes Ereignis zu benennen.

Schon haben wir einige hervorragende Essayisten (unübertroffen ist hier G. Beresnevičius). P. Dirgėlas *Gyvenimo intriga* (etwa: Die Provokation des Lebens) imponiert durch den Ernst ihres historiosophischen

Gedankenkreises, durch scharfe Polemik mit Liberalen und Sozialliberalen, die alles Nationale für „lächerlich überlebt“ halten. Dieser Schriftsteller ist beunruhigt, er fühlt Verantwortung für die Geschicke seines Landes. Aber wer hört ihm noch zu?

Bereits vor zwanzig Jahren hat der amerikanische Nobelpreisträger S. Bellow konstatiert, daß sich die Literatur an die Peripherie des gesellschaftlichen Lebens zurückzieht. Damals wollten wir das nicht glauben. Aber wenn ich im litauischen staatlichen Fernsehen jede Woche die grinsenden Visagen von Gauner-„Autoritäten“ sehe, nicht J. Marcinkevičius oder S. Geda, nicht J. Ivanauskaitė oder J. Kunčinas, dann verstehe ich, daß die Literatur tatsächlich auf die Ersatzbank geschoben wurde.

In den traditionellen Genres der Literatur schwächt sich die Kraft zur Akkumulation und Synthese merklich ab. Ein Essayist, soweit er ein Mann der Kultur und zugleich Bürger seines Volkes ist, formuliert oft stärker die Probleme und spürt die von Gegensätzen zerrissene Gegenwart eher, als die mit Metaphern hantierenden Autoren. Nicht selten ist die Essayistik von Poeten interessanter als deren Gedichte. Vielleicht ist in der Gegenwartsliteratur die Kraft des Intellekts wichtiger geworden als die Arbeit am künstlerischen Wort? Und vielleicht hat die Essayistik, was die Erforschung angeht, die Nase vorn?

Liudvikas Jakamavičius

Versuchen wir zunächst einmal die Frage zu beantworten, wem es in unseren Zeiten nützt, ein Buch zu schreiben. Dem Papier nicht, dem Federhalter auch nicht, und der Autor, was bekommt er für die ganze Schinderei? Na, was? Ein Honorar? Davon kann man meist nur träumen. Einen Blumenstrauß bei der Präsentation, bitte. Und was noch? Hin und wieder eine vor den Latz, meist von jungen Rezensenten, die ihre scharfen Federn an ihm ausprobieren. Also, besagte Liste ist wirklich die von Passagieren eines Narrenschiffs. Aber ich würde nicht sagen, daß mir dieses Schiff nicht lieb und wert wäre. Angenehme Menschen haben sich hier eingeschrieben, so daß es keine Schande ist, da mitzuschwimmen. Viele Bekannte: Marčėnas, Šimonis, Bložė, Geda, Dirgėla, Kunčinas - die ganze Truppe. Das Elend ist nur, daß niemand so recht begreift, wohin die Reise geht. Und warum dieses Schiff überhaupt unterwegs ist. Den litauischen Roman bewerte ich so, wie in der

Zeit, als ich angefangen habe, lesen zu lernen: sehr schlecht. Die Litauer haben keinen Roman, so wie sie kein Epos haben, und es ist völlig unklar, ob sie jemals einen haben werden. Fast ein ganzes Jahrzehnt lang haben sich unsere Intellektuellen – Philosophen, Schriftsteller und Literaturwissenschaftler – bemüht, aus Radzevičius' Schriften einen Roman zu machen. Nichts ist daraus geworden. Und dann haben wohl unsere Prosaautoren abgewunken. Wenn schon bei dem nichts rausgekommen ist, dann ist offenbar dieses Genre nichts für uns. J. Aputis hat es versucht, alle wissen, was herausgekommen ist. R. Šerelytė hat es versucht und sich dabei die Finger verbrannt. Novellen gelingen, aber Romane nicht. Das Problem liegt nicht an der Oberfläche, nicht in der Spezifik des Genres, eher, so scheint es mir, in den Besonderheiten und Eigenarten des litauischen Nationalcharakters. So ist etwa Grigori Kanovičius ein hervorragender Romanautor, aber kein Litauer. Und zwar deshalb, weil er schicksalhaft denkt, nicht empirisch. Ein Epos, das ist schicksalhaftes Denken. Die „Ilias" und die „Odysee" sind Bücher über Schicksale. Mir erzählt man, G. Aleksa habe einen guten Roman geschrieben, aber ich kann das weder bestätigen noch verneinen, denn jenen guten Roman habe ich noch nicht gelesen, und ich werde ihn wohl auch kaum irgendwann zu lesen bekommen. Muß man doch zum Romanlesen eine Menge Zeit aufbringen, und für die Zeit, die man vergeudet, wird man nicht bezahlt. Denn die Zähne wollen etwas zu beißen haben.

Bei der Novellistik sieht es besser aus, obwohl, ehrlich gesagt, ich nicht behaupten kann, in letzter Zeit etwas wirklich Aufregendes gelesen zu haben. Ich habe beobachtet, daß H. Kunčius recht interessant und begabt schreibt, nur gibt es viele, die ihn nicht mögen. Offenbar fällt dieser Autor aus dem traditionellen Rahmen, man vermißt bei ihm die schöne, ruhige litauische Weltsicht. Und am ungeduldigsten warte ich auf D. Mušinskas' neue Novellensammlung, an der er schon das zweite Jahrzehnt schreibt.

Die Poesie? Die ist, wie sie ist. Der eine Rand schwächt sich, der andere hebt den Kopf. Beinahe der größte Schlag für unsere Poesie war J. Vaičiūnaitės Tod. Jetzt gähnt da eine schreckliche Leere, und wer weiß, wann sie sich wieder füllt. Traurig, daß man auch von M. Martinaitis nichts mehr hört. Und V. Bložė zieht ein Manuskript von 1980 aus der Schublade. Von allen neuen Gedichtbänden hat mir am meisten D. Šimonis imponiert. Das ist ein Autor, der in unserer Poesie Wind machen kann, und der Gesundheit hat für zwei, wenn nicht für drei.

Wenn ich Vorwürfe an die Adresse der schreibenden Zunft hätte, würde ich es dem einen oder anderen auch sagen. Warum sollte ich es der ganzen Republik unter die Nase reiben? Und Vorwürfe habe ich nicht an die, die schreiben und nicht an die, die lesen, sondern an die Adresse derjenigen, die sich angeblich darum kümmern, daß in diesem Land überhaupt noch etwas geschrieben wird. Aber diese Bemühungen sind so tragikomisch, daß einem schon beim Schreiben eines Beschwerdebriefes die Hände sinken.

Mindaugas Kvietkauskas

Das schönste Buch des Jahres ist für mich ein Essayband des Exilpoeten J. Janavičius: *Tada ir mes. Laiškai iš Australijos*.(etwa: Damals waren auch wir gefragt. Briefe aus Australien). An einem dämmrigen Wintertag suchte ich in einem der oberen Regale einer Buchhandlung Kunčinas' Essayistik. Doch unabsichtlich berührt, fiel Janavičius' Band heraus, mit so einem orangeroten Einband. Oder es sprang von selbst heraus wie ein Känguruh. Ich hatte Glück, wäre es nicht herausgefallen, hätte ich es wahrscheinlich niemals gelesen, und J. Kunčinas hätte mir an diesem Tag geholfen, mich noch weiter in den Vilniuser Spleen zu vertiefen. Aber aus den von J. Janavičius beschriebenen abgelegenen Orten des fünften Kontinents wehten erfrischende Winde der Freiheit. „In Westaustralien setzt man niemand in Erstaunen, wenn man eben mal tausend Kilometer mit dem Auto zurückgelegt hat, als wäre das etwas besonderes", schreibt der Autor. Die Erfahrungen dieses Exilpoeten, der dort anfangs Zement mischte, später als Hydrograph entlang den Flüssen ganz Australien durchstreifte, und nicht nur Australien, sind weder idyllisch, noch sind sie gefärbt vom Glauben an eine ursprüngliche, von der Zivilisation unberührte Lebensweise (wie bei J. Mekas)

Gintaras Bleizgys

Gedas „Sokrates spricht mit dem Wind" ist für mich das wichtigste Buch des Jahres 2001. So hat offenbar auch die Kommission gedacht, welche über die diesjährige Prämie des Schriftstellerverbandes entschied. Dicke Gedichtbände mag ich überhaupt sehr. Häufig ziehe ich Nyka-Niliūnas' *Eilėrasčiai* (Gedichte) aus dem Bücherschrank, oder N. Miliauskaitės *Sielos labirintas* (Labyrinth der Seele) oder D. Kajokas

Meditacijas (Meditationen). Gern hätte ich auch einen stattlichen Band Bložės. Hab ich nicht. Doch im vorigen Jahr ist die Bložė-Kollektion durch ein kleines, seltsames Werk dieses Autors ergänzt worden: *Tuštuma* (Die Leere). Dem an die Seite stellen würde ich Ludvikas Jakimavičius' *Medinė. Wooden*. (Hölzern. Wooden.) Es gab Zeiten, da habe ich recht skeptisch die Poesie dieses Autors betrachtet, aber dieser Band hat die meisten meiner Zweifel zerstreut. Obwohl sich dort wenig Gedichte finden, finde ich die meisten von ihnen stark, voll von dem, was mir zur Zeit am wichtigsten ist in der Poesie: Erfahrung, Leben.

Nicht geringen Eindruck haben mir auch Gutauskas' „Briefe aus Viešvilė" gemacht. Gut, daß es Briefe sind. So sind sie interessanter und bequemer zu lesen, besonders einem Leser, wie ich es bin. Ansonsten mag ich keine Romane, überhaupt keine langen Texte. Aber Briefe kann man einzeln lesen, hier und dort, wo es einem gefällt. Das Ganze hab ich nicht durchgelesen, ich ziehe es aus dem Bücherschrank und verkoste das, was ich will und wo es mir (an diesem Tag oder an diesem Abend) am interessantesten ist. Ich vergöttere dieses Buch, so wie eine Sonderbarkeit des 21. Jahrhunderts, beinahe wie die Heilige Schrift...

Das sind schon so gut wie alle Bücher, über die ich ausführlicher sprechen wollte. Natürlich habe ich nicht nur sie gelesen. Vorerst bin ich noch nicht in der Lage, über diese Bücher zu sprechen, ständig fehlt die Zeit, mich wirklich in sie zu vertiefen. Da sind auch einige, die ich nicht gelesen habe, mir aber bei passender Gelegenheit unbedingt vornehmen werde: Es ist das ein Band Erzählungen von S. Šimulynas mit dem Titel *Rugiuose prie obelų (Im Korn bei den Apfelbäumen)*, dann Šerelytės Novellenband *O ji tepasakė miau*, (Und sie sagte nur Miau) schließlich P. Dirgėlas Essaybuch *Gyvenimo intriga (etwa:* Die Provokation des Lebens).

Aus: *Metai* (Jahreszeiten, die führende lit. Monatszeitschrift) Nr. 4, April 2002, S. 83-97. Gekürzte Wiedergabe.

Tendenzen der Essayistik im modernen Litauen

Gintaras Beresnevičius

Der Essayistik in Litauen ging es gewöhnlich schlecht. Vielleicht sollte man gar nicht sagen, daß es jemandem gut oder schlecht geht, wenn er überhaupt nicht existiert. Aber das gilt für eine Person, nicht für ein literarisches Genre. Eine Person kann nicht als Teil in einem anderen Individuum existieren, obwohl Organverpflanzungen und um so mehr das Klonen auch hier Anlaß zur Hoffnung geben. Dennoch: Für die Essayistik war in Litauen kein Platz, vor allem in Zeiten des Kampfes, der Bedrängung und Unterdrückung, und in den letzten zweihundert Jahren löste eine Ära dieser Art die andere ab. In zwei Jahrhunderten durfte sich das Land gerade einmal dreißig Jahre selbständiger Existenz erfreuen. Die Essayistik jedoch benötigt eine gewisse Distanz, einen Wechsel der Perspektiven, spielerischen Leichtsinn, graziöse Unvollendetheit. Eben gerade das, was die innere Anspannung, der äußere Druck und die gesellschaftlichen Erfordernisse nicht erlaubten.

Ihren Platz nahm stets und immer die Publizistik ein, ein altes Genre wie auch der Panegyrikus, erfolgreich in den letzten vierhundert Jahren, auch in der Sowjetära präsent. Sie war das dominierende Genre des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein leidenschaftlicher Publizist war sowohl Motiejus Valančius, der gegen die Trunksucht zu Felde zog, wie Simonas Daukantas oder Vincas Kudirka. Sie alle wollten die bestehende Situation verändern, die soziale Lage des Volkes und sein Bewußtsein, und die Publizistik war nicht nur Werkzeug der Bildung und Aufklärung, sie wurde zum Rettungsanker im wahrsten Sinne des Wortes. Ihr hat man zu danken für ihren gewaltigen Beitrag im Kampf um Litauens Staatlichkeit, das gilt für das 19. wie für das Ende des 20. Jahrhunderts. Man denke an die Publizistik in den Kulturjournalen „Varpas“ und „Aušra“, oder die Presse der Jahre 1989-91. Hier sollte man auch die Streitschriften im Untergrund erwähnen.

Die Publizistik erwähne ich hier deshalb, weil sie in Litauen als das dem Essay nächststehende Genre gehalten wird, obwohl man weiß, daß der Essay ein Teil der Literatur ist, die Publizistik aber angewandte Journalistik. Stets wurde sie verstanden als Mittel des Angriffs oder der Verteidigung von Positionen, im besten Fall geriet sie zum politischen

Pamphlet. Irgendwelche Pirouetten des Intellekts waren hier nicht gefragt, sie waren eher hinderlich als förderlich.

Und dennoch brauchte der Essay als Genre im letzten Jahrzehnt nicht bei Null anzufangen. In der Zwischenkriegszeit bildeten sich viele litauische Intellektuelle in Deutschland und Frankreich, es entstand ein eigenständiges kulturelles Leben und dessen Reflexion. So mußte auch eine Essayistik entstehen. Meist war sie dem einen oder anderen Problem des kulturellen Lebens gewidmet, oder dem Schock, auf einmal *der* Stadt ausgesetzt zu sein, das heißt Kaunas. Der Essay entstand als ironischer, manchmal beißend-satirischer Kommentar bestimmter Ereignisse, meist solcher, die sich im Nachbargarten abspielten. Die Poeten gingen hier voran, zusammen mit den Journalisten, um so mehr, als eine Anzahl von ihnen auch journalistisch tätig war wie Bronys Raila oder Jonas Kossu-Aleksandravičius (Jonas Aistis), um nur die beiden wichtigsten zu nennen. Aistis' Artikel über litauische Schriftsteller, gesammelt und 1935 herausgegeben unter dem Titel *Dievai ir smūtkeliai* (Götter und Bildstöcke) war klassische, reflektierende Essayistik, unübertroffen in ihrem Niveau, bis Thomas Venclova einige Jahrzehnte später neue Maßstäbe setzte. Zu erwähnen ist auch der stark von polnischer Kultur und vom Okkultismus beeinflußte Albinas Herbačiauskas, Verfasser eigensinniger, leidenschaftlicher, wenn auch schwer lesbarer Essays.

In der Nachkriegszeit, als ein großer Teil der Kulturelite über den Atlantik emigrierten, andere in Westeuropa blieben, wieder andere auf dem von der UdSSR okkupierten Territorium ihr Auskommen mit der Macht suchen mußten, wurde die Kulturarbeit unter sehr verschiedenen Bedingungen fortgesetzt. Im Westen schrieb A. J. Greimas seine Essays, auch Raila und J. Aistis publizierten weiter, obwohl die in den USA entstandene *Milfordo gatvės elegija* (Elegie der Milforder Straße) unvergleichlich langweiliger ist als *Dievai ir smūtkeliai*. Essays zu historischen Themen schrieb Vincas Trumpa. Das Genre kultivierte besonders der fern von der Emigration in den Staaten und deren Polemiken agierende, französisch gebildete Greimas, er schrieb die beste und freieste Essayistik von allen Emigranten. Die Pariser akademische Atmosphäre trug das ihre dazu bei. Während dessen sich die politische Emigration in den USA meist in Richtungen und Strömungen aufspaltete und in Flügelkämpfen erschöpfte, sich beschimpfte oder bestenfalls gegenseitig ignorierte. Wieder wurde jenseits des Ozeans eine Publizistik geboren,

deren Ziel es nicht war, zu spielen, mit Gedanken und Paradoxen zu glänzen, sondern den Gegner zu Staub zu zermahlen. Greimas war und blieb eine Ausnahme.

Der Essay in Sowjetlitauen, oder was man dafür halten könnte, wäre eine gesonderte Betrachtung wert. Gab es ihn überhaupt? Die pseudomarxistische Ideologie verlangte die Bestätigung der propagierten Wahrheiten, verbunden mit einer von ideologischen Jargonismen und Phrasen durchsetzten orwellschen Newspeek. Keinerlei Essayistik war hier notwendig oder erwünscht. Und dennoch, in der sogenannten „Tauwetterperiode“, den Chruschtschowjahren, fanden sich gewisse essayistische Ansätze und hielten sich bis zu Beginn der Perestroika. Das waren Betrachtungen, die meist Naturthemen gewidmet waren, häufig sentimental, meist allzu gefühlvoll. Auch in der Theaterkritik und Besprechungen zur Bildenden Kunst fanden sich dem Essay ähnliche Formen. Weniger übrigens in der zumeist stärker ideologisierten Buchrezension.

Gesondert zu erwähnen wäre Eduardas Mieželaitis. Nachdem er den Leninpreis erhalten hatte, bekam er eine relative Freiheit, zumindest was die Suche nach neuen Formen betraf. Seine dicken Bände enthielten Texte, die zwischen Poesie und Prosa angesiedelt sind, diverse Skizzen und Fragmente, sie stehen dem Genre des Essays nahe. Das gilt auch für sein Buch *Čia Lietuva* (Hier ist Litauen), das in essayistischer Manier von Litauens kulturellen Wegbereitern handelt und das Thema ziemlich frei und abseits der offiziellen Ideologie behandelt. Auch die Publizistik des Kunsthistorikers Tomas Sakalauskas trägt essayistische Züge, aber da er Personenporträts von Künstlern bietet, ist er auf Abrundung und Vollendung orientiert.

Dennoch ist es mit der Essayistik nicht so, daß man sagen könnte, der eine oder andere Autor schrieb unter anderem auch Essays. Eher ist zu konstatieren, daß in journalistischen Werken sich Elemente spielerischer, literarischer Gestaltung finden. Aber das ist schon eine Suche nach der Essayistik unter dem Mikroskop. Alles wurde dominiert von Romanen, der Poesie, der Novellistik und einer durch und durch ideologisierten journalistischen Publizistik.

Gab es Impulse, die aus dem Ausland kamen? Litauens Intellektuelle waren gut bekannt mit der westlichen Literatur, darunter auch der essayistischen. Chesterton etwa war leicht zugänglich über das russische „Samisdat“, auch Franzosen und Deutsche waren denen, die Sprachen

beherrschten, erreichbar: über die „Bücherträger“ aus den kapitalistischen Ländern, das Netz der „Draugystės“-Buchhandlungen („Freundschafts“-Buchhandlungen) für ausländische Literatur, wo manchmal Hesse zu erhalten war (schwer), auch angelsächsische und lateinamerikanische Schriftsteller, die ins Polnische übersetzt waren. 1989 erschienen Chestertons Essays litauisch, zwei Jahre später auch die von Hesse. Dennoch wurde das nicht als Präsentation brillanter Essayistik verstanden, sondern als eher periphere Werke eines begehrten Literaten, in Hesses Fall zumindest. Man hatte nun dies und das von ihm gelesen und wartete auf den „richtigen“ Hesse, dem des „Glasperlenspiels“ und des „Steppenwolfs“.

1991 erschien Greimas’ *Iš toli ir iš arti. Literatūra, kultūra, grožis.* (Von nah und von fern. Literatur, Kultur, Schönheit). Hier war viel Essayistik, aber in der Präsentation und den anschließenden Besprechungen wurde auch wieder nur von „Artikeln“ und „Texten“ gesprochen. Die explizit essayistische Präsentations- und Diskussionsform, die ja keine zufällige war, blieb unerwähnt, nur das Element des Spielerischen, ironisch Funkelnden wurde hervorgehoben.

Das wichtigste Werk der litauischen Essayistik im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhundert war zweifellos Tomas Venclovas *Vilties formos* (Formen der Hoffnung) Essayistik und Publizistik. In Litauen erschien es 1991. Das Buch rief auch Polemik hervor, denn Venclovas Sicht auf die Polen, auf nationale Minderheiten im Lande, auf das Verhältnis von Litauern und Russen unterschied sich oft von den gängigen Auffassungen hierzulande. Das kritische, oft auch sarkastische Urteil des Yale-Professors rief Gegner und Bewunderer auf den Plan. Daran hat sich bis heute nichts geändert, wenn von Venclovas Essayistik die Rede ist (ebenso von seiner Poesie). Das Spektrum reicht von Beschimpfung bis zu unbedingter Adoration. Kein Wunder: Die intellektuelle Provokation ist eine Stileigentümlichkeit dieser Essays. Und mit seinen neuen Schriften und Zeitungsinterviews gießt Venclova nur noch Öl ins Feuer. Daß die Essayistik am Rand von Poesie und Publizistik angesiedelt war, zeigt auch dieses Buch. Publizistik und Essayistik sind hier in einem Band vereint, die Genres auseinanderzuhalten bleibt dem Leser selbst überlassen.

Für die soziale und historisch orientierte Essayistik brauchte es zu dieser Zeit – also Anfang der neunziger Jahre - nicht nur Abstand von dem, was man den Zeitgeist nennt, was schwer genug war, es war Mut

erfordert. Als sich die Lager polarisierten – hier Landsbergis, dort Brazauskas, hier „kommunistisch“ und „prorussisch“, dort „gut“ und „unser“ – und der Ton schärfer wurde, wurden diejenigen, die an diesen primitiven Schwarz-Weiß-Schemen keinen Gefallen finden konnten und sie überwinden wollten, von der Presse in rüdem Ton angegriffen. Leicht konnte man wieder in die Situation eines „Volksfeindes“ geraten, solange zumindest, bis der größere Teil der Bevölkerung dazu gehörte, und man schließlich zur Vernunft kam.

Das etwaige Datum 1995 ist mehr der Politik geschuldet als der Literatur. Zu dieser Zeit begannen sich die Kräfte zu formieren, die später Valdas Adamkus zur Präsidentschaft verhalfen. Allmählich legte sich die wahnsinnige intellektuelle und politische Anspannung, welche die Innenpolitik flankierte, begleitet von ökonomischen Umwälzungen, Bankenkrächen und Desastern aller Art. Die Krise war noch nicht beendet, aber als bei den Wahlen Valdas Adamkus und Artūras Paulauskas gegeneinander antraten, wurde klar, daß sich die Mentalität geändert hatte. Man begann, sich allmählich, von Klischees und Vorurteilen zu befreien. Nach Adamkus Wahl verstärkte sich die Toleranz in der Gesellschaft, außerdem bewegte sie sich nach links, und die Linke im europäischen Sinn ist stets humaner und toleranter.

Wie sieht es heute aus? Es gibt eine rechte Essayistik, es gibt eine mehr oder weniger linke. Dennoch, die Intellektuellen, welche Position sie auch vertreten, stimmen in einem Punkt überein – das Aufweichen von stereotypen Denkmustern ist unumgänglich, man findet, daran ist nichts verwunderlich, dieselben humanistischen Grundsätze.

Ein wahrer Hort der Essayistik ist die kulturelle Wochenzeitung „Šiaurės Atėnai“ (Athen des Nordens). Dort publiziert Sigitas Parulskis, der seine in diesem Journal publizierten Essays zu einem Buch gemacht hat, mit dem Titel *Nuogi drabužiai* (Nackte Kleider). Zu erwähnen sind weiterhin Gintarė Adomaitytė, Vertreterin einer Essayistik gemäßigt feministischer Ausrichtung, Alfonsas Andriuskevičius, Kunstkritiker und Poet, verfaßt existentialistisch gefärbte Essays, Jurgis Kunčinas schreibt zu heutigen Themen oder erinnert an die Boheme der Sowjetzeit, immer mit Verve und Humor, Regimantas Tamošaitis ist zu nennen und Giedrė Radvilavičiūtė, die erfolgreich in diesem Genre debütierte, eine Zeugin der Emanzipation des essayistischen Genres, Sigitas Geda, der Autor dieses Beitrages, und von Zeit zu Zeit noch andere Autoren.

Fazit: Der Essay, vor einem Jahrzehnt in Litauen noch gar nicht recht existent, hat sich etabliert und wird beachtet, sowohl seine Popularität ist gestiegen wie auch der Wille, diese Literaturform virtuos zu handhaben.

Über den Autor.

Gintaras Beresnevičius wurde 1961 in Kaunas geboren. Von 1979 bis 1984 studierte er Geschichte an der Vilniuser Universität. Seit 1990 Dozent an der Universität Kaunas, Lehrstuhl für Ethnologie und Folkloristik. Darüber hinaus lehrt er an verschiedenen Hochschuleinrichtungen Religionswissenschaft, Baltische Religion und Mythologie. Über diese Thematik gab er fünf Bücher heraus, etwa 60 wissenschaftliche Abhandlungen und über 500 publizistische und essayistische Artikel in diversen Kulturzeitschriften, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde.

Eine Antwort der Literatur an die Adresse der Macht: Ist sie heute notwendig?

Um die Beziehungen von Literatur und Politik zu erörtern, haben wir die Schriftsteller Petras Dirgėla, Ričardas Gavelis, Ramunas Klimas, Vytautas Rubavičius, Kazis Saja, den Philosophen Arvydas Juozaitis, den Literaturkritiker Professor Vytautas Kubilius eingeladen. Das Gespräch führte Mindaugas Kvietkauskas.

M. Kvietkauskas. Wir alle erinnern uns noch recht gut, unter welchen Bedingungen die litauische Literatur in einer gar nicht fernen Vergangenheit existierte, in einem totalitären Staat. Damals wurde ein großer Teil der Literatur, wenn nicht der größte Teil, in ziemlich scharfen Konflikt mit der Macht geboren, zumindest die Literatur, die bleibenden Wert behalten wird. Was modern war in Poesie und Prosa, konnte damals nicht einfach als Literaturmachen beschrieben werden oder als Resultat künstlerischen Selbstausdrucks. Modernität bedeutete damals ganz von selbst, denn man wurde dazu gezwungen, das Aufbegehren gegen die herrschende Ideologie, gegen deren Hohlheit und Verlogenheit, gegen die Verhaltensschablonen, die sie den Menschen aufbürdete. Ein Schriftsteller, der es vermeiden wollte, sich selbst und andere zu belügen, wußte, daß er mit jedem freieren Wort zu einer politischen Figur wurde, zu einem, der das System unterminierte und zerstörte. Freiheit in der Kunst bedeutete eine besonders gefährliche politische Geste. Aber ein authentischer Schriftsteller konnte nicht apolitisch sein. Klar, es bildeten sich diverse Formen des Kompromisses zwischen den Schriftsteller und der Staatsmacht heraus. Aber es fehlte nicht an Schriftstellern, die sich nicht scheuten, den Staat herauszufordern, das bezeugen ihre schweren, komplizierten Schicksale. Deshalb trug auch die von den Leuten gelesene Literatur zum Zerfall des Systems bei.

Künstlerisches Schaffen als politischer Akt, als Erfahrung des Ungehorsams gegenüber der Macht, dies ist immer noch lebendig in Mittel- und Osteuropa. Kann diese Erfahrung für die Literatur heute noch aktuell sein? Möglich, daß die Demokratie die alte Konfliktsituation und Spannung zwischen den Schriftstellern und Machthabern von selbst eliminiert. Vielleicht ist politischer Protest und die Verteidigung sozialer Gerechtigkeit in literarischen Werken bereits eine Sache der Vergangenheit? Doch in Litauen greift sie wieder um sich, die Unzufriedenheit

mit jeder Macht, und sei sie auch demokratisch legitimiert. Der Staat mißbraucht seine Macht vor unser aller Augen. Noch immer begegnen wir schreiender sozialer Ungerechtigkeit, Formen staatlicher Absurdität. Dieselben Politiker, die das Geld des Staatsbudgets verschleudern, geben die Vertreter von Kultur und Wissenschaft immer mehr der Armut preis, schließlich trifft es auch die Schriftsteller selbst.

Oder vielleicht wäre das ein Schritt zurück in die Vergangenheit und wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß wirkliche Literatur „niemanden nützlich“ ist und dem Schriftsteller besser daran läge, ironisch das quirlende Leben der Lüge, das Karussell der Skandale zu beobachten und zu beschreiben. Sich nicht mehr einmischen?

V. Kubilius: Ich meine, diese Diskussion ist wirklich notwendig, sie hätte schon viel früher beginnen können. Werfen wir einen Blick zurück auf das Jahr 1990. Damals hat eine Schriftstellerversammlung eine Resolution verworfen, welche die Schriftsteller per Resolution der neuen Regierung, die um ihre Existenz kämpfte, verpflichten sollte. Allzulange zappelten wir in der Schlinge eines fremden Staates und einer fremden Ideologie, so daß unsere Beziehungen zum eigenen Staat eine Beziehung der Distanz und der Abgrenzung werden konnte. Jede Art von geforderten Engagement würgt die künstlerische Freiheit ab, die für den individuellen schöpferischen Prozeß unabdingbar ist. Der eine oder andere jener ordinierten „Ingenieuren der Seele“ hat selbst laut agitiert: entsagen wir dieser irrealen Illusion der Unabhängigkeit, keine drei Wochen überleben wir, wenn Moskau den Öl- und Gashahn zudreht. Fünfzig Jahre sind wir den Weg des Sozialismus gegangen, wir werden ihn auch weiterhin gehen... So war die DDR-Schriftstellerin Christa Wolf gegen den Abbau der Mauer und die Vereinigung der beiden Deutschland zu einen Staat.

Eine historische Bruchlinie teilt Gesellschaft und Kultur in zwei Hälften, trennt die Vergangenheit klar von der Gegenwart, und zwingt Position zu beziehen. Eine staatsbürgerliche Entscheidung ist auch heute gefordert: Wo soll es hingehen? Öffnen wir die Tore dem dynamischen, und ziemlich räuberischen westlichen Kapital, oder lehnen wir uns eher an das krisengeschüttelte, aber immer noch reiche „Mütterchen Rußland“ an.

Erforderlich ist ein gewisser Meßpunkt, eine Wertposition, damit wir dem einen zustimmen können und das andere anzufechten haben. Gleichgültigkeit, wenn die Bauern aus dem Dorf, aus dem du kommst, für die Milch, die sie abliefern, kein Geld bekommen, oder die „Neuen Litauer“ zur Macht drängen und den Leuten frech ins Gesicht lügen, oder unsere kriminellen Jugendlichen die in Skandinavien stehlen und töten.

Gewiß, auch die staatsbürgerlichste Haltung bestimmt nicht den Wert eines literarischen Werkes, welches aus tieferen Existenzschichten kommen muß, wo das Wort eine ästhetische Ausstrahlung haben muß.

Es ist noch nicht lange her, da waren die litauischen Schriftsteller empfindlich gegenüber der Gesellschaft, sie waren wahre Stimmungsbarometer. Jetzt hat diese Funktion, wie es scheint, die Tagespresse übernommen, und nur in der Essayistik (S. Geda, P. Dirgėla, J. Kunčinas, R. Gavelis) ist sie noch lebendig. In der Literatur verstärken sich Tendenzen des Eskapismus. Aus Raum und Zeit des Erzählens verschwinden immer mehr die Realien der Gegenwart. Die Romane und Erzählungen sind keine des sozialen Typs mehr. In den Dramen fehlen die Konflikte und Kollisionen der Gegenwart. Unser Nationaltheater kommt ganz prima ohne eine nationale Dramaturgie aus.

*M. Kvietkauskas.*Die Mehrzahl der neuen Prosawerke, wenn sie eine konkrete Wirklichkeit im Blickfeld hat, schildert die Nachkriegszeit oder die sowjetische Vergangenheit. Eine eigene Sprache zu heutigen Problemen fand bisher nur eine Minderheit. Es scheint leichter zu sein, die Werte und Unwerte der Vergangenheit darzustellen, oder über die Gegenwart in der nebelhaften Sprache der Vergangenheit zu schreiben.

V. Kubilius. Die Konflikte und Typen der Vergangenheit sind deutlich exponiert, zum Beispiel in der Prosa von R. Granauskas und A. Zurba, aber die Literatur ist noch nicht in der Lage, das Problemgefüge der Gegenwart zu strukturieren, das Chaos irgendwie zu ordnen, Perspektiven aufzuzeigen. Die Gegenwart erscheint verwirrend, ja undurchschaubar, und an allem wird immer nur dem Staat und der Regierung die Schuld gegeben, nicht aber der Aufweichung unserer moralischen und ethnischen Fundamente, dem Zerfall der Kolchosen und der staatlichen Industrien, unserer unsicheren und instabilen geopolitischen Lage. So ist es bequemer, ins Reich der Träume und Halluzinationen zu

emigrieren, in erotische Eskapaden und das Gewühle der Kaffees und Bars, in ein narzißtisches Ich, in den Selbstkommentar der eigenen Romane. Die Literatur tritt vor den Leser mit dem koketten Vorschlag: Spielen wir. Die Illusion ist verblaßt, daß das künstlerische Wort die Welt ändern, oder wenigstens auf irgendeine Weise zur Humanisierung der Gesellschaft beitragen könnte. Literatur ist keine „Klassenlehrerin“ mehr, und soll es auch nicht sein, aber der Effekt des sich Wegduckens nach dem Moto – alles, was passiert, passiert ohnehin ohne mich – ist der Literatur gefährlich. Das sind die Folgen der Abgrenzung und Neutralisierung. Das ist, ich gestehe es, eine moralisierende Schlußfolgerung, bei der mir nicht ganz wohl ist.

Aber die Gründe für die geschilderte Situation liegen sicher noch tiefer, wir haben es mit der Erosion eines gesamten Wertgefüges zu tun, und nicht nur hierzulande. Hinzu kommt: Etwas ging in den Jahren der sowjetischen Okkupation unwiederbringlich verloren.

„Kein Wunder bringt Moralprinzipien, Demokratie, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Herzlichkeit einer Generation, der man das mit den Wurzeln ausgerottet hat, wieder.“ So Eglė Juodvalkė in ihrem Buch „Der Zuckerberg“. Jetzt sind es wieder Dinge, die an uns herantreten – Arbeitslosigkeit, Armut, die Willkür und Selbstherrlichkeit der Regierenden, Rauschgiftsucht, die Ausbreitung einer seichten Unterhaltungsindustrie. Halten wir hier dagegen, hilft die Literatur zu widerstehen?

Eine tiefgründige Auseinandersetzung sowohl mit der Vergangenheit wie mit der Gegenwart ist lebenswichtig für die Literatur. Fundamental bedeutsam ist auch eine Bewegung der Befreiung, die aus abgestandenen Wertvorstellungen und überholten Denkmustern herausreißt, aber man muß wissen, was man hinwegfegen will. Wenn eine anarchistische Revolte die universalen Beziehungen zwischen Mensch, Individuum und Gesellschaft, zwischen Himmel und Erde kappt, dann führt eine Rebellion dieser Art wiederum in die Leere, ins Nichts.

Kann heute ein Künstler-Revolutionär existieren? Wenn ja, wogegen kann er rebellieren? Gegen den Staat, der nach dem Verständnis einer liberalen Publizistik, die Wurzel allen Übels ist? Gegen eine völkische Weltanschauung, einem Relikt aus agrarischem Verhältnis, das in einem vereinten Europa zum Aussterben verurteilt ist? Die seinerzeit im Westen rebellierende Avantgarde begehrte auf gegen eine satte Überflußge-

sellschaft. Wir aber leben in einer Gesellschaft, die zu weiten Teilen durch Armut gekennzeichnet ist. Gewiß, neben dem „Bettlerkönig“ im Seimas könnte man in der Literatur auch einen „Bettlerpoeten“ beigesellen, einen Poeten der sozialen Gerechtigkeit und des sozialen Protestes. Aber die selbstbezogene Orientierung unserer Literaturelite hat noch lange nicht herausgefunden aus dem Labyrinth individueller und narzißtischer Komplexe in den sozialen Raum. Was also erwarten wir von der gegenwärtigen Literatur. Einen Janonis oder einen Kafka, einen Cvirka oder einen Marquez?

V. Rubavičius. Eine einfache Frage, Herr Professor, daß wir bestimmten Erscheinungen Widerstand zu leisten haben und die Literatur dabei helfen soll. Was kann und soll ein Häuflein Intellektueller den Menschen auf den Weg geben, all diesen üblen Erscheinungen zu widerstehen?

*V. Kubilius :*Zu widerstehen ist selbst eine sinnvolle Handlung.

V. Rubavičius. Das haben wir schon versucht. Zu Sowjetzeiten haben wir uns allem widersetzt.

V. Kubilius. Wenn die Literatur ein Teil der Gesellschaft ist, ihr Selbstausdruck, dann ist das obengenannte ihre ewige Aufgabe und Berufung. Einen anderen Ausweg gibt es nicht. Wir können uns an Ortega y Gasset erinnern. Noch heute haben seine Worte Gültigkeit, daß früher die Literatur genauso wichtig war wie das Leben, jetzt hat sie diesen Sinn verloren, und wir registrieren diesen Sinnverlust. Und entweder finden wir uns mit diesem Sinn- und Bedeutungsverlust ab, oder wir versuchen den Sinn der Literatur und das, worin sie unersetzbar ist, zumindest ein wenig zu verteidigen und zu stärken.

R. Gavelis. Das Problem Schriftsteller und Macht ist so alt wie die Macht selbst. Eben gerade wie die Macht, und nicht wie das Schreiben. Konkrete Machtkonstellationen bestanden schon zu der Zeit, als von geschriebener Literatur noch gar keine Rede sein konnte.

Ich will hier nicht über das Verhältnis der Künste im allgemeinen zu den Mächtigen erörtern. Hier geht es nur um den Schriftsteller. Denn die Spezifik seines Handwerks konfrontiert ihn mehr als die Vertreter anderer Kunstgattungen mit den Machthabern, konstruiert er doch seine Kunstwelten mit den Mitteln der Sprache – mit Worten und Sätzen. Und

selbst ausgesprochen ästhetische Gebilde haben unvermeidlich einen semantischen Kern. Vereinfacht gesagt: Sie alle bedeuten etwas. Und die Bedeutung dieser Sätze, in einen Kontext gebracht, übermitteln der Welt irgendeinen Gedanken. Und nicht selten entdecken die Leser in diesen Texten Gedanken, die der Schriftsteller selbst gar nicht intendierte, zumindest nicht bewußt.

Die Macht mag überhaupt keine Gedanken, den freien Gedanken fürchtet sie. Also mag sie auch Schriftsteller nicht, das ergibt sich von selber. Die Macht sucht die Schriftsteller zu demütigen, aber zuweilen streichelt sie ihnen das Köpfchen, und dann gelingt es ihr fast immer, sie zu kaufen. Übrigens, vom Staat gekauft worden zu sein, das ist zugleich die vollkommenste Art und Weise für einen Schriftsteller, mit seinem Talent vor die Hunde zu gehen.

Es ist auch nicht schwer zu verstehen, daß die Beziehung des Schriftstellers zur Sphäre der Macht und der Politik kompliziert und ziemlich eigentümlich ist. Ein berühmter Bildender Künstler kann metaphysische Gemälde schaffen oder supermoderne Installationen – ohne in irgendeiner Weise mit der Politik und den Politikern in Berührung zu kommen. Ein Schriftsteller mit einigem Bekanntheitsgrad kommt hingegen unvermeidlich der Macht in die Quere, allein dadurch, daß er Texte fabriziert, und die haben den einen oder den anderen Sinn. Und ist er mit der Politik konfrontiert, ist der Schriftsteller gezwungen, eine Wahl zu treffen: entweder er läßt sich mit der Macht ein, oder er ist gegen sie, oder er geht einfach seinen Weg. Um so bösartiger und stärker die Macht, um so klarer und öffentlicher hat der Schriftsteller zu wählen. Ist sie schwach und drängt sich nicht weiter auf, wie es jetzt der Fall ist, dann braucht er ihr gar keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Hier ist mein Standpunkt sehr klar: in seinen Werken hat ein Schriftsteller weder für noch gegen die jeweils Herrschenden zu sein und sich mit keiner Macht einzulassen. Soll Literatur politisch engagiert sein? Auf gar keinen Fall. Die Helden eines Romans können leidenschaftlich politisch engagiert sein. Nur nicht die Literatur selbst als Kunstform. Ein Schriftsteller hat nicht den politischen Weg zu wählen, tut er das, dann ist er keiner mehr. Ein Künstler, der sich an die Machthaber verkauft und dafür Posten, Stipendien und Prämien einheimst, ist erbarmenswert. Dankt ein Schriftsteller Partei und Regierung, ist er eine lä-

cherliche Figur. Und da ist es völlig unwichtig, ob die Partei eine kommunistische ist, und die Regierung von Šumauskas, oder ob es die Konservativen sind, und die Regierung von Landsbergis.

Etwas ganz anderes ist die publizistische und gesellschaftliche Aktivität eines Schriftstellers. Solange einer belletristische Texte verfaßt, ist er Schriftsteller. Lebt er einfach, dann ist er ein Lebewesen. Und wenn er sich in die Gesellschaft einmischt, dann wird er mit der Politik und mit den jeweiligen Machthabern konfrontiert. Nur ist er es nicht als Wortkünstler, sondern eben als Bürger dieses Landes, der besser als andere die Feder zu handhaben weiß. Er kann sich publizistisch betätigen, Zeitungsartikel schreiben. Oder selbst rabenschwarze Pamphlete.

Hier ist meine Position wieder unmißverständlich: Es ist wichtig, daß das künstlerische Werk nicht mit diesen letztgenannten Dingen durcheinandergebracht wird. Kunst ist Kunst, ein Interview ist ein Interview, und politisch engagierte Schriften sind auch das, was sie sind. Davon wird man sich nicht freimachen, solange die Macht und die Mächtigen existieren. Und dafür muß man sich nicht schämen. Besser ist, sich klar und offen zu engagieren, mag der Leser auf diese Weise erfahren, was dieser Schriftsteller von der ihn umgebenden Welt will. Und weiß, daß er einen Standpunkt hat und sein Mäntelchen nicht in den Wind hängt und allein seinen Nutzen sucht.

Ich finde es übrigens bedauerlich, daß die meisten berühmten Schriftsteller, was ihre gesellschaftlichen Ansichten betrifft, schreckliche Sozialisten sind. Und solche Meister wie G.G. Marquez oder G. Grass auch noch ausgemachte Kommunisten. Unter den politisch engagierten Schriftstellern von Weltruf erinnere ich mich nur an einen wirklichen Rechten – M. Vargas Llosa, aber der unterlag mit seinen rechten Ideen hoffnungslos bei den Präsidentenwahlen in Peru dem Diktator Fuchimori. Innerhalb der Weltgemeinschaft der schreibenden Zunft ist die Tendenz nach links wirklich stark. In meiner gesellschaftlichen und publizistischen Tätigkeit versuche ich diese Disproportionen ein wenig auszugleichen.

A. Juozaitis. So hoffnungslos hat M. Vargas Llosa die Präsidentenwahlen nicht verloren. Nur darf man nicht verschweigen, daß er vom monopolitischen Kapital und den Oligarchen ins Feld geschickt wurde. Keine besonders ehrenvolle Position in Bezug auf den Humanismus –

die aber ein wirklicher Schriftsteller nicht aufgeben darf. Das ist schon Gesetz: Humanismus ist von linken Haltungen nicht zu trennen.

R. Gavelis. Meine grundsätzlichen Ausführungen zu diesem Thema würde ich wie folgt resümieren. In seiner Kunst hat ein Schriftsteller kein Recht, politisch engagiert zu sein. Hält er sich nicht daran, ruiniert er seine Kunst und seinen guten Namen. Politisches Engagement bleibt publizistischer und gesellschaftlicher Tätigkeit vorbehalten. Kein Schriftsteller ist zu diesem Engagement verpflichtet, aber es darf auch kein Tabu für ihn sein. Wie für Menschen jedes anderen Berufsstandes.

M. Kvietkauskas. Aber kann man denn immer eine klare Grenze ziehen zwischen Publizistik und künstlerischem Werk, wenn ein Schriftsteller mit bestimmten Ideen auf die Realität blickt?

R. Gavelis. Ich habe keine Ahnung, mit welchen Ideen ich als Schriftsteller wirke. Aber wenn ich etwa in der ersten Person über eine Figur schriebe mit Namen Arvydas Juozaitis, dann würde ich ihm wirklich keine rechten Ideen in den Mund legen und ihn überhaupt die Welt anders sehen lassen, als ich es selbst tue.

V. Kubilius. Ich versuche, hier eine Frage aufzuwerfen, auf die es vielleicht auch keine Antwort gibt. Ričardas Gavelis sagt, ein Schriftsteller habe sich nie auf die Seite der Macht zu schlagen. Und wie ist es mit dem Staat, wie ist das Verhältnis zu diesem. Sind Staat und Macht identische Begriffe?

V. Rubavičius. Verabsolutieren wir nicht den Staat. Die staatliche Macht ist heute parzelliert.

V. Kubilius. Wie verstehen wir den Begriff Politik? Als Ideologie, oder als ein Sammelsurium von Losungen? Politik ist dennoch ein System von Beziehungen, daß zwischen einzelnen Personen, Institutionen, zwischen Staat und Gesellschaft existiert. Vor dieser Politik kann niemand flüchten, schon deshalb nicht, weil er in ihr lebt. Er lebt in dieser Gesellschaft und bringt auf die eine oder andere Weise seine Beziehungen zu ihr zum Ausdruck. Und ich verstehe nicht so recht, wie man diese Beziehungen etwa in der Publizistik zum Ausdruck bringt, und in einem literarischen Werk verschwinden sie dann plötzlich. Wie ist das möglich?

R. Gavelis. Die Ziele sind ganz verschieden, und die Mittel auch.

A. Juozaitis. Hier stimme ich mit Ričardas Gavelis überein. Die wichtigste Beziehung, die Literatur betreffend, ist nicht der Staat, sondern – das Wort ist bisher noch nicht gefallen – die Gesellschaft. Warum soll ich über den Staat nachdenken, wenn ich weiß, daß dessen Entscheidungen nicht in meiner Macht stehen.

V. Kubilius: Aber wir wählen diese Regierung.

A. Juozaitis Literatur wählt nicht, sie wirft keine Stimmzettel in die Wahlurne. Es geht um etwas anderes.

V. Rubavičius. Das ist vielleicht ein wenig überzogen formuliert. Die Publizistik erklärt und hilft zu erklären, wie der Mensch heute existiert. Das ist auch Aufgabe der Literatur, die Ziele beider stimmen hier überein. Die Autoren guter Publizistik, die unserer Existenz in einem breiten Kontext sieht, sind nicht gerade zahlreich, da gibt es nur einige wenige. Publizistik dieser Art kann es niemals genug geben. Man sollte deshalb Schriftsteller, die sich publizistisch betätigen, nicht kritisieren.

P. Dirgėla... Natürlich, die Literatur hat auch ihren Stolz, sie möchte auf die Mächtigen Einfluß ausüben, sie möchte auf ihre Art Politik machen. Aber sie erhebt keine Steuern, teilt nicht die Gesellschaft in Reiche und Arme. Sie tut alles, um den Menschen zum Nachdenken zu bringen. Schon deshalb ist sie Politikern jeder Coleur ein Dorn im Auge.

V. Kubilius. Eine Bemerkung – ich erinnere an Solschenitzyn, der gesagt hat, die Literatur sei in Rußland stets die zweite Regierung gewesen.

A.Juozaitis. Ja, auch in Litauen war das so.

V. Kubilius. Und jetzt haben wir uns dieser Rolle entsagt?

A. Juozaitis. Wir haben uns ihrer nicht entsagt, wir haben sie verloren. Nachdem eine Kulturindustrie, die pausenlos billige Unterhaltung produziert, das Zepter übernahm, ist die seriöse Literatur auf den werweiß-wievielten Platz verwiesen. Real sind wir jetzt in einem Zeitabschnitt, den Hesse seinerzeit die feuilletonistische Epoche nannte, undjeder muß seinen eigenen Modus finden, wie er mit dem Feuilleton umzugehen hat – dieser Tendenz nachzugeben oder versuchen, sie zu

überwinden, wie sie Hesse, im „Glasperlenspiel“ mit seiner Provinz Kastalija zu überwinden versuchte. Mir ist Dostojewskis Position am annehmbarsten – er war ein christlicher Sozialist. „Die Brüder Karamasow“ – das ist eine ganze Enzyklopädie der Gesellschaft. Eine ähnliche Enzyklopädie, vielleicht nur nicht so lebendig, ist bei uns allein Putinas’ *Altorių šešėly* (Im Schatten der Altäre). Weitere sehe ich nicht.

P. Dirgėla. 1980 beendete Jonas Avyžius seinen Roman *Degimai*, ich meinen *Kūlgrinda.* Mit Avyžius lebte ich in der Nachbarschaft, so hockten wir des öfteren zusammen und unterhielten uns. Avyžius sagte: „In diesem meinem Roman hab ich einen Bezirksparteisekretär beschrieben“ (damals verbot die Zensur, Nomenklatura dieses Ranges in der Literatur zu schildern).

Ich erwiderte: „In meinem Kulgrindas hab ich sogar Könige beschrieben“. Die Herausgabe beider Romane war langwierig und schwierig. Natürlich, die Wachhunde der Literatur beunruhigte damals das Thema Staat und Macht, desgleichen die allzu gründliche Vertiefung in die litauische Geschichte (die Grenze war der Aufstand von 1863). Doch die Zensoren ängstigte, wie ich später erfuhr, der Umstand, daß ich die Machträger „bis ganz nach oben“ unter die Lupe nahm. Die Mächtigen wollen in der Literatur unsichtbar bleiben. Sie wollen überhaupt unsichtbar regieren. Heute, klar, ist das nicht mehr möglich. Die Presse hält die Regierenden unters Mikroskop. Aber die Literatur täte Unrecht, wenn sie nur bei denen am Staatsruder Fehler sieht.

K. Saja. Diese Diskussion hat keine endgültige Antwort, aber zuweilen ist eine Frage besser als eine Antwort, sie regt dazu an, einigen Dingen auf den Grund zu gehen. Wir wollen von einem Schriftsteller Verantwortung als Staatsbürger, aber wo soll die herkommen, wenn wir den Patriotismus verspotten, der doch die größte Quelle staatsbürgerlicher Verantwortung ist. Wir amüsieren uns, wenn ein Philosoph Patrioten schlichtweg als Idioten bezeichnet. Gibt es keinen Patriotismus, dann gibt es auch keinen sich für sein Land verantwortlich fühlenden Schriftsteller. So könnte die schematische Antwort lauten. Währenddessen verbreitet der Postmodernismus eine Ideologie der Sinnlosigkeit, und macht, wo er nur kann, diejenigen lächerlich, die sich um die Situation unseres Volkes sorgen machen.

Andererseits, noch nie hatte die Presse die bürgerliche Verant-wortung so übernommen, so war es nicht vor dem Krieg, ganz zu schweigen von der Sowjetzeit. Die Zeitungen kritisieren Staat und Regierung in Grund und Boden, aber das ermüdet bald. Und auch die Schriftsteller sind als ein Teil der Gesellschaft ebenso unverantwortlich. Was könnten sie aktivieren? Vielleicht die Kulturjournale, die nur herumjammern, sie seien schlecht finanziert. Jetzt gibt es von diesen Zeitschriften so viele, wie es Parteien gibt, wenn sich aber eine fände, eine integrierende Funktion hätte, etwa die *Naujoji Romuva* oder *Šiaurės Atėnai*, wir würden ihnen, ohne ein Honorar zu verlangen, zuarbeiten. Ich ärgere mich einfach, wenn die Literaturprofessorin Viktorija Daujotytė der *Naujoji Romuva* vorschlägt: Habt keine Angst, langweilig zu sein. Wo man doch aus jeder Kirche mit einer langweiligen Predigt die Gläubigen verscheuchen kann. Unsere Journale sind sterbenslangweilig, weltfremd, das sind Journale für kleine Gruppen von Interessierten. Und diese Großveranstaltungen wie „Frühling der Poesie“ oder „Herbst der Poesie“, auf die wir so stolz sind? Habt ihr schon mal die Kommentare von Leuten vernommen, die solche Veranstaltungen besuchten. Liebe Poeten, lernt endlich, eure Gedichte ordentlich vorzutragen, oder wollt ihr nicht, daß die Litauer sie mögen? Die wichtigste Frage, auf die ich keine Antwort habe: woher kommt diese Anämie, diese totale Bewegungslosigkeit und Verantwortungslosigkeit.

Vielleicht geht sie einher mit dem Niedergang der Religion. Da feiern wir den 200. Todestag von Valančius. Wie hat er mit seinen Predigten gewirkt. Der hatte Maßstäbe, die heute verloren gegangen sind. Aber das ist nicht eine Erscheinung, die nur Litauen berührt, sie ist global. Und uns ist es zu schwer, dieser Art von Totalitarismus Paroli zu bieten.

M. Kvietkauskas. Unser Gespräch berührt immer mehr Aspekte unserer Gegenwart, doch die Beziehung der Literatur zu unseren schmerzlichen Realitäten bleibt dennoch nebelhaft. Interessant wäre zu erörtern, warum Werke, die das heutige Litauen schildern – und davon gibt es nicht sehr viele – beinahe ohne Ausnahme sich der Groteske, der Phantasmagorie, der surrealistischen Vision bedient, oder des schwarzen Humors. Da denke ich zuerst an R. Gavelis’ Romane, an die neuen Dramen von Kazys Saja, an die Texte von Juozas Erlickas. Wie ist eure Meinung – ist das die adäquateste Art, über die Gegenwart zu sprechen?

Die Gegenwart grotesk darstellen, als ein unbegriffener Traum – ist das die beste Art, sie zu kritisieren?

R. Gavelis. Nein, warum denn, es gibt sehr verschiedene Formen. Zum Beispiel Fernsehserien über die litauische Wirklichkeit.

V. Rubavičius. Ich würde meinen (mit einer gewissen Ironie), daß das wahrscheinlich wirklich der einzige Darstellungsmodus ist. Dafür gibt es gleich mehrere Gründe. Die Macht, als politische Schicht, wird deshalb Stoff der Literatur, weil sie ständig sich in Posen übt. Sie spielt Demokratie, Liberalismus, Links- und Rechtspositionen etc. Die Literatur kann das nur als Groteske wiedergeben. Überall wird der Mensch mit dem Politiktheater konfrontiert und nur dessen Hyperbolisierung kann allenfalls noch das Denken bewegen.

K. Saja. Schön wäre es, wenn ich in der Lage wäre, ein Buch mit Grotesken zu schreiben. Leider ist in meinen Dramen sehr viel Realismus, was Regisseuren uninteressant sein kann. Und was die Manier betrifft – jetzt ist die Zeit für Metaphoriken. Über Alltägliches zu schreiben ist langweilig, Berufung der Literatur ist es, Metaphorisches zu schaffen.

A. Juozaitis. Man kann sagen, daß diese Groteske bedeutet, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Auf diese Weise ist am schnellsten ein Effekt zu erzielen, das Bewußtsein zu erreichen, am schnellsten eine geistige Reaktion zu erzielen. Die literarische Massenproduktion und die Massenkultur diktieren ebenfalls diese Form.

J. Kubilius. Ja, aber in der schönen Literatur findet der Leser nicht mehr die Welt, in der er lebt. Bestimmte Typen – der Banker, Leute des Personenschutzes, ein Mafiaboß - sie existieren nur in der Kriminalliteratur. Die konkrete Realität hat sich in dieses Genre geflüchtet. Das hat es früher nicht gegeben. Zu dem Zeitpunkt, wo die Wirklichkeit verlacht oder negiert wird, konserviert der Kriminalroman realistische Darstellungsformen. Und das ist auch die einzige Art von Literatur, die keine Subsidien benötigt. Krimis erhalten sich selbst.

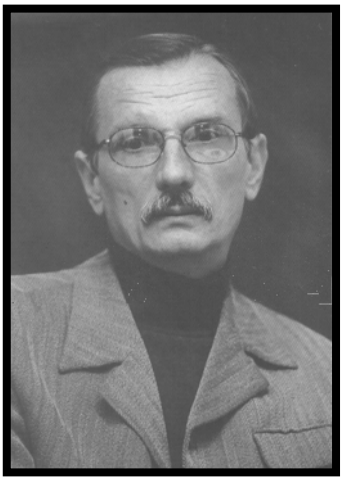
A. Juozaitis Der Realismus der Kriminalromane bedeutet Selbstschutz vor einer noch grimmigeren Art von Realität. Das ist eine sehr adäquate Reaktion auf das viehisch gewordene Leben. Ich denke da an eine interessante Behauptung, der zufolge New York die männlichste

Stadt der Welt wäre. Sie hat detektivische Gesetze wachsen lassen und ist auf diese Weise zum Giganten geworden. Gibt es im heutigen Litauen Samenkörner, aus denen etwas wächst? Wenn schon nicht eine Bürgergesellschaft, dann doch etwas Festes, von innen Gewachsenes, und nicht ein von außen importiertes Konglomerat. Vielleicht wächst es aus dem detektivischen Umfeld, aus dem tödlichen Streß, irgendwann?

P. Dirgėla. Ich bin beunruhigt. Warum reden wir so schläfrig über die Abgrenzung der Literatur von der Politik? Sehen wir nicht, was vor sich geht? Sowohl die Presse wie auch die Politologen reden über Integration und Globalisierung so, als seien diese Prozesse gleichbedeutend. Aber so ist es nicht. Diese Prozesse sind auf eine unselige Weise einander konträr. Vereinigen sich einige Familien, entsteht ein Dorf, vereinigen Städte und Dörfer, entsteht ein Staat, Staaten wiederum können sich zusammenschließen zu größeren Verbänden, etwa zur Europäischen Gemeinschaft. Integration ist mithin ein natürlicher Prozeß. Globalisierung hingegen ist erzwungene „Vereinigung“ von solchen, die es im Grunde gar nicht wollen. Eine Vereinigung, indem sich das Kapital vereinigt und seine Bedingungen diktiert. Kann eine Vereinigung dieser Art eine offene, liberale Weltzivilisation gebären, die uns täglich als Ideal gemalt wird?... Früher oder später wird Blut fließen. Eine offene Gesellschaft globaler Dimension kann nur durch fortwährende und langandauernde Integrationsprozesse geschaffen werden. Und dann noch: es wird zur Katastrophe kommen, wenn die Globalisten es schaffen, natürliche Integrationsprozesse in Mittel der Globalisierung zu verwandeln. Dann wäre eine Literatur, die der Globalisierung nicht den geistigen Kampf ansagt, eine ebensolche Schande wie jene, die den Nazis oder den Kommunisten keinen Widerstand leistete.

Aus: *Metai*, 4/2001

In memoriam Ričardas Gavelis



Ričardas Gavelis, Romanautor, Dramaturg und Publizist, Jahrgang 1950, galt als einer der entschieden-sten Verfechter des Denkens und Fühlens einer post-modernen Epoche in der litauischen Prosa, der sich zum Ziel setzte, das tradierte Erzählen zu erneuern, die provinzielle Abgeschie-denheit der litauischen Literatur zu überwinden, sie in den Kontext der Weltliteratur zu integrieren. Bewußt verfaßte er provozierende, exzentri-sche Texte, als einer der ersten befreite er sich aus den Schlingen der Zensur. Bereits mit seinem ersten Roman *Jauno žmogaus memuarai* (Memoiren eines jungen Menschen) - davor waren zwei Bände Erzählungen erschienen - lieferte Gavelis eine scharfsinnige Analyse des totalitären Sowjetsystems, die in den späteren Werken drastischere Formen annahm. Der Kultroman *Vilniaus Pokeris* (Vilniuser Poker), von der Kritik als „literarische Bombe“ bezeichnet, hat von seiner Wucht und Eindringlichkeit auch nach einem Jahrzehnt nichts verloren, seine skandalöse Reputation bekam er nicht nur durch seine offenen und brutalen Sexszenen. Gavelis hat auch einige seinen Landsleuten lieb gewordenen Geschichtsmythen höhnisch demontiert, und das hat man ihm verübelt. Er blieb ein Einzelgänger, einsam wohl auch. Er gehörte nirgends dazu. So hat dieser Schriftsteller, der zu den produktivsten des Landes gehörte, keine staatliche Auszeichnung erhalten.

Schock- und Provokationsästhetik kennzeichnen auch die folgenden Romane: *Vilniaus džasas* (Vilniuser Jazz), *Prarastų godų kvartetas* (Das Quartett der verlorenen Begierden) und *Septyni savižudybės būdai* (Sieben Selbstmordarten) knüpfen thematisch an die früheren an. Auch hier erscheint Vilnius quasi als selbständiger Akteur, als metaphysische Gegebenheit, als Phantasmagorie, als mythisches Tier, als sowjetisches „Betonschachtel-KZ“ und vieles mehr. Die surrealistisch anmutenden postmodernen Texte enthalten scharfsichtige psychologische und so-

ziologische Analysen. Gleiches läßt sich über die Publizistik dieses Autors sagen. 1994 erschien eine Studie mit dem Titel *Nemirtingumas* (Unsterblichkeit), eine Charakteranalyse des von der Mafia erschossenen Journalisten Vitas Lingis. Seine auf ähnlichen künstlerischen Prinzipien gegründete Dramatik hat weniger Resonanz gefunden.

Eine Woche vor seinem plötzlichen Tod hatte Gavelis einen weiteren Roman bei seinem Hausverlag „Tito Alba“ abgeliefert. Titel: *„Sun Dschus Leben in der heiligen Stadt Vilnius“* Vilnius hat ihn bis zuletzt nicht losgelassen. Der Autor schien gut gelaunt und voller Pläne für die Zukunft. Sein Auftritt bei der Frankfurter Buchmesse stand bevor. Niemand ahnte, daß dies sein letztes Buch sein würde.

Klaus Berthel

Im geschlossenem Raum der Einsamkeit schuf er seine eigene grenzenlose Welt

Jurga Ivanauskaitė über R. Gavelis

Die Nachricht von Ričardas Gavelis’ Tod war mir gleichsam eine Nachricht, als ob sich in Vilnius plötzlich ein schwarzes Loch auftat und ein ganzes Stadtquartal verschlang, mit sämtlichen Häusern, Kirchen, Bäumen, einer Flußwindung, mit Menschen, Hunden und Tauben. Hat doch jede Stadt neben jenen von den Kartographen aufs Papier gebrachte Netzwerk der Plätze und Straßen auch noch seine metaphysische Landkarte, und Ričardas war nicht nur einer ihrer wichtigsten Zusammensteller, sondern auch selbst ein untrennbarer Teil derselben. Die mystische Szenerie dieser Stadt ist ohne Ričardas Gavelis schwer vorstellbar, und die litauische Literaturlandschaft erscheint ohne seine originellen, provozierenden, schmerzhaften, zuweilen drastischen, stets ironisch gefärbten Schöpfungen ein wenig trister, so als hätte sie einen seltsamen, geheimnisvollen Berg verloren, auf dem Feste der Paradoxie und der Phantasie zelebriert wurden.

Leider, spricht man über die litauische Literatur, muß man mit Bitterkeit, wohl auch mit Zorn konstatieren, daß das markante Werk dieses Schriftstellers unter unserem grauen Himmel nicht ausreichend gewürdigt wurde, und wohl einfach auch nicht allen verständlich war. Ich weiß nicht, ob dieser Fakt dem Schriftsteller selbst wichtig war, viel-

leicht war es das nicht, denn im ziemlich streng abgegrenzten Raum seiner Einsamkeit schuf er eine grenzenlose Welt, in der gavelische Regeln und Gesetze galten, und wo man sich um die üblichen Meinungen, gesellschaftlichen Dogmen und Tabus nicht allzusehr scherte.

Traurig auch der Umstand, daß so plötzlich, ohne jede Vorwarnung, es diesem Mann bestimmt war, aus dem Leben zu gehen, direkt vor der Frankfurter Buchmesse, dessen Programm so oft seinen Namen verzeichnet. Ich dachte nicht nur über die Möglichkeit nach, seine Texte dem westlichen Leser zugänglich zu machen, sondern auch über die imposante Persönlichkeit dieses Schriftstellers, in der ein scharfer Intellekt und ungewöhnliche Bildung einhergingen mit einer poetischen, sehr empfindlichen Seele. Vielleicht ist diese empfindliche Seele zu selten bemerkt worden, aber jetzt ist es zu spät, das zu bedauern, weil nichts mehr zu ändern ist.

Seltsam, die Organisatoren der Frankfurter Buchmesse sahen gleich mehrere Veranstaltungen vor, an denen ich und Ričardas teilnehmen sollten, und die nannten sich „Rapport über Gespenster“. Jetzt wird es so sein, daß zusammen mit den lebenden Schriftstellern einer postum zu Wort kommen wird. Ich schreibe und fürchte sogleich, daß diese Assoziationen gewiß nicht für einen Nekrolog taugen, aber ich vertraue der Vorliebe des Verstorbenen für Surrealistisches und schwarzem Humor, auch erinnere ich mich an seine Ansichten über den Tod, die waren nie sentimental oder tränenreich, sondern durchdrungen von Weisheit und philosophischer Gelassenheit. Mag sein, daß ich mich mit solchen Sätzen nur schützen will vor dem Gedanken an diesen Verlust, denn noch immer kann ich nicht glauben, zu welchem Genre das gehört, was ich jetzt schreibe. Das Wort „Nekrolog“ paßt überhaupt nicht zu Ričardas Gavelis.

Die Literaturkritik hat uns beide ständig zusammen genannt, und das, versteht sich, schmeichelte ordentlich meinem Selbstgefühl. Deutsche Journalisten haben mich einige Male gefragt, wie ich auf Ričardas Gavelis sehe, und da habe ich geantwortet: wie auf einen Lehrer. Tatsächlich, als ich anfing zu schreiben, wollte ich sehr, daß das, was ich zu Papier brachte, das Etikett „wie Gavelis“ bekäme. In einem gewissen Sinne lernte ich von ihm Subtilitäten, Handwerkliches, aber darüber hinaus noch etwas anderes – Freiheit nämlich.

Ich denke, daß Ričardas Gavelis einer der freiesten Menschen in unserer Gesellschaft war, und dieser freie und freidenkerische Geist hängt nicht

ab von politischen Ordnungen. Denn heute, wo wir die äußere Unabhängigkeit erreichten, sind ein Großteil der Litauer wieder in neue Abhängigkeiten und Bedienstetenrollen verstrickt, waltet jener Untertanengeist, den der Autor in „Vilniuser Poker“ und „Vilniuser Jazz“ verhöhnte. Die Weisen des Ostens behaupten, ein Lehrer sei für seinen Schüler gleichsam ein Spiegel, in dem sich die geheimsten Winkel unseres Seins widerspiegeln, das, was wir an uns nicht mögen, nicht anerkennen oder sogar hassen. Die gnadenlosen Romane dieses Autors waren ein solcher Spiegel für seine Landsleute, auch die scharfen publizistischen Artikel. Jetzt ist dieser Spiegel mit einem schwarzen Schleier verhangen. Aber ich hoffe, wenn Trauer und Schmerz vorüber sind, die die Todesstunde unvermeidbar mit sich bringen, werden wir das Werk ins Auge fassen, in dem wir uns wieder begegnen. Der Tod – das ist nicht das Ende, deshalb werde ich hinter diesen Satz keinen Punkt setzen...

Fünf ernste Fragen von Sigitas Geda an den Schriftsteller Ričardas Gavelis.

Sigitas Geda. *Ričardas, ein halbes Leben lang hast du Erzählungen, Theaterstücke, Romane geschrieben und herausgegeben. Über anderes später. Ich möchte gleich fragen, welche davon dir noch immer lieb und wert sind, und ob es solche gibt, von welchen du vielleicht nichts mehr hören willst?*

Ričardas Gavelis. So ist es, Sigitas, ich habe über zehn Bücher geschrieben und herausgegeben. Und wenn die sowjetischen Zeiten mir wenigstens etwas günstiger gewesen wären, hätten es auch mehr sein können. Aber diese Zeiten waren eben so, wie sie waren, deshalb sind in den ersten fünfzehn Jahren meiner professionellen Tätigkeit nur zwei Bände mit Erzählungen erschienen.

Aber das ist mir letzten Endes sogar zugute gekommen. Denn hätte ich mich ins Zeug gelegt in diesen wunderbaren Jahren, dann hätte ich vielleicht unwillkürlich irgendwelchen Schmarren geschrieben, dessentwegen man heute Abbitte zu leisten hätte. Oder ich hätte in einem Augenblick der Schwäche irgendwelche schleimigen Reverenzen der damaligen Konjunktur gemacht. Wenigstens in dieser Beziehung kann

ich ruhig sein. Kein Buch, daß ich zurückzunehmen hätte, auch keine Unterschrift.
Am liebsten blieben mir *Vilniaus pokeris* (Vilniuser Poker), dazu noch *Paskutinioji Žemės žmonių karta* (Die letzte Generation der Erdenmenschen), und noch einige Erzählungen. Aber das bedeutet keineswegs, daß die anderen Bücher mir gleichgültig geworden wären. Nur hab ich mich mit ihnen weniger quälen müssen und erinnere mich deshalb nicht so oft an sie.

Angegriffen, verleumdet und sogar öffentlich exkommuniziert wurde ich nicht nur einmal, daran hab ich mich gewöhnt. Es waren meist solche Leute, die über mich herfielen, durch deren Abscheu ich mich eigenartig erhoben fühle. Schlimmer wäre es gewesen, wenn die mich gelobt hätten. Dann hätte ich wirklich gedacht, im Leben etwas grundsätzlich falsch gemacht zu haben. Aber jetzt...Alles würde ich noch mal so machen, wie ich es getan habe. Ich meine die schriftstellerischen Angelegenheiten. Aber auch sonst im Leben habe ich niemanden verraten und verkauft, genausowenig, wie ich nach irgendeiner Pfeife tanzte.

In trüben Stunden sind es eher metaphysische Probleme, die mich quälen. Und in diesem kosmischen Kontext erscheint selbst das eigene Werk nicht sehr bedeutend. Dann fühlt man sich verantwortlich für die ganze Welt, selbst Litauen ist in diesem Kontext ein zu kleines Objekt. Um so mehr die Romane von irgendeinem Gavelis. Aber diese kosmische Traurigkeit vergeht, und dann denke ich an meine Romane und bin beinahe ruhig. Es sind gar keine schlechten Romane. Man will es nicht glauben, daß man sie selbst geschrieben hat.

S.G. *Vielleicht gehört das gar nicht hierher, aber ich bekenne, von Jugend auf das Journal „Mokslas ir Gyvenimas“ (Wissenschaft und Leben) gelesen zu haben. Viele hatten damals diese Zeitschrift abonniert. Vielleicht deshalb, weil sie doch nicht so politisiert war. Jetzt hab ich aus dem Schriftstellerlexikon erfahren, daß du dort gearbeitet hast, zuvor im Institut für Physik. 1976 erschien dein erstes Buch. „Neprasidėjusi šventė“ (Das Fest, das nicht begonnen hatte). Etwa zu dieser Zeit debütierten auch S.T. Kondrotas, I. Gansiniauskaitė und noch ein ganzes Dutzend begabter Menschen.*

R.G. Irgendwie hab ich mich durchgeschlagen. Als ich schon nahe der Grenze war, hinter der Selbstmord, Lager oder Spez-Irrenhaus auf

mich warteten, brach das System zusammen. Zu dieser Zeit war ich gerade dabei, *Vilniaus Pokeris* zu redigieren. Und plötzlich spürte ich, daß etwas Unwahrscheinliches passieren wird – ich werde dieses Buch frei herausgeben können. Es wird das Licht der Welt erblicken. Die Leute werden es lesen. So kam es schließlich auch. Über dieser Freude vergaß ich alle Zensur- und Unglücksjahre. Und sogar den Umstand, daß ich in fünfzehn Schriftstellerjahren gerade mal zwei Bände mit Erzählungen herausgegeben hatte. Nach diesem Befreiungsschlag folgte fast jedes Jahr ein Buch.

Freilich, in dem von dir erwähnten Jahr, 1976 also, schien das alles absolut unmöglich. In diesem Jahr kam mein erster Erzählband heraus. Wenn mich ältere Kollegen daraufhin einluden, einen zu trinken, und ich absagte, dann vermutlich deshalb, weil ich nicht eine Kopeke in der Tasche hatte. Was diese Kopeken betraf, so sah es stets böse aus damit, aber zumindest Hunger zu leiden brauchte ich nicht. Ich arbeitete bei „Wissenschaft und Leben“, war bei *Pergalė* (Zeitschrift des Schriftstellerverbandes) angestellt, verfaßte Kinoszenarien. Diese Szenarien bestätigte der litauische Rat für Kinoangelegenheiten, man zahlte mir ein Honorar. Dann wurde es umgehend ins Russische übersetzt und nach Moskau gebracht, das war damals obligatorisch. Und Moskau lehnte diese Szenarien kategorisch ab. Aber das Geld für die erledigte Arbeit hatte ich bereits eingesteckt. So rettete ich mich vor dem blanken Verhungern. Aber nicht mehr. Selbst als ich für *Vilniaus pokeris* - es erschien in zwei Auflagen - eine für die damalige Zeit fantastische Summe erhielt, wurde das Geld gleich wieder von der beginnenden Hyperinflation aufgefressen. Was materiellen Wohlstand angeht, so klappte es nicht in diesem Leben. Vielleicht im nächsten.

Es gab „Einschätzungen“ meiner Prosa, gerichtet an die Adresse gewisser Instanzen. Die Firma ist bekannt, geschrieben hat sie ein Kollege, einer der zahlreichen Preisträger im Unabhängigen Litauen. Der KGB-Mann, der damals den Schriftstellerverband beaufsichtigte, hat die stilistische Raffinesse, mit der sie geschrieben waren, nicht einmal zu schätzen gewußt. Du erinnerst dich doch an diesen Typen, er kannte alle von der schreibenden Zunft. Ständig hockte er in der Schriftstellerkneipe und soff dort.

Das schlimmste war, daß dieser Typ einem das ganze Leben ruinieren konnte. Einem einen Platz zuweisen konnte im Lager oder in der Spez-Psychiatrie. Und das mit Hilfe eines Schriftstellerkollegen, der für ihn

spitzelte. Aber irgendwie bin ich alldem entgangen. Ich selbst hab keinerlei Berichte geschrieben. Deswegen fühle ich mich nicht als Held, aber ein angenehmes Gefühl ist es dennoch. Die Erinnerungen an diese Zeit verfolgen mich nicht. Nur manchmal gerate ich in Rage, wenn so eine ehemalige KGB-Ratte, die natürlich wieder einen hohen Sessel erklettert hat, sich mit mir anfreunden, oder mich sogar belehren will. So einem könnte ich den Garaus machen. Ein Trost wenigstens, daß so einer als Laus wiedergeboren wird, oder als Wurm auf einem Dorfabort.

S.G. *Ich habe da so eine Schwäche, die mich rettet, d.h. ich lese viel Prosa. Vielleicht deshalb, weil ich selbst nicht in der Lage bin, welche zu schreiben. An Deine Texte erinnere ich mich seit „Įsibrovėliai“ (Eindringlinge) und „Jauno žmogaus memuarai“ (Memoiren eines jungen Menschen). Als „Vilniaus pokeris“ erschien, lag ich im Antakalnis-Krankenhaus. Nachdem ich eine Rezension von A. Zalatorius gelesen hatte, begann ich „anzuklopfen“ und meine Frau zu bitten, ein Exemplar zu bekommen. Dann bekam ich eins geschenkt und hab mich bis heute nicht dafür bedankt. Teufel noch mal, zwölf Jahre ist es her. Als ich in Frankreich war, hab ich dann bekannt, daß das Werk „einen großen Eindruck“ auf mich gemacht habe, ich wollte einen Artikel darüber schreiben, der dann aber doch nicht zustande kam.*

Prosa lese ich irgendwie willkürlich, mir ist es wichtig, zuweilen in eine Welt fremder Worte und Konstruktionen zu desertieren. So habe ich S.T. Kondrotas, Ivanauskaitė und Kunčinas verschlungen, gar nicht zu reden von den älteren. Und ich bekenne sogleich: Mich hat niemals eine „große Enttäuschung“ erfaßt (ein Terminus aus Nika-Nilliūnas Tagebüchern – 16. August 1990).

Ich gehöre auch nicht zu denjenigen, die sich von dem „skatologischen Wörterbuch“ schockieren lassen. Zuerst einmal müßte man da den Marquise de Sade zur Rechenschaft ziehen. Mir scheint, daß einige Leute ganze Jahrzehnte ignorieren, sogar noch mehr. Ganze Richtungen, die eben anders sind. Noch seltsamer klingen mir Vorwürfe, daß „Gavelis keine lebenden Menschen beschreibt, sondern immer Abzüge derselben Fotografie“ (Ebenda.) Wie denkst Du darüber?

R.G. Wirklich bedauerlich, daß du damals nicht über *Vilniaus pokeris* geschrieben hast. Das Buch brauchte Unterstützung von außen. Nicht ich selber – ich fühlte mich bestens und war völlig ruhig. Was ging da

nicht alles auf mich nieder. Beinahe wäre ein Bannfluch erfolgt. Dabei war es belustigend, all diese Rezensionen zu lesen und zugleich nachzuzählen, wieviel tausend Exemplare des Romans an einem Tag über den Ladentisch gingen.

Die Reaktion der Kritiker und der Schriftstellerkollegen war eine ganz andere als die der gewöhnlichen Leser. Damals, im Januar, versammelte sich im Schriftstellerhaus die Sektion, um die Ausbeute des vergangenen Jahres zu besprechen. Ziel dieser Beratungen war, Kandidaten für den Staatspreis vorzuschlagen. Als *Vilniaus pokeris* erschien, waren die Scheuern leer. Die lebenden Klassiker hatten schnell noch die Manuskripte ihrer im Sowjetstil geschriebenen Romane aus den Redaktionen genommen und waren verstummt. Plötzlich erwies sich, daß keiner ungedruckte Meisterwerke für das Geheimfach geschrieben hatte. Kurz und gut: *Vilniaus pokeris* war überhaupt der einzige Kandidat für alle möglichen zu vergebenden Prämien dieses Jahres. Und sieben von den acht Kommissionsmitgliedern waren sich einig: Auf gar keinen Fall kommt dieser Roman für den Staatspreis in Betracht, überhaupt nicht für irgendeine Prämie. Schon damals verstand ich, daß ich in diesem Land nicht offiziell anerkannt bin, es niemals sein werde. Hinzu kamen noch Kübel von Unrat, die die Presse über mich ausgoß. Ein emotionsgeladener Artikel von dir hätte dem Buch wirklich von Nutzem sein können. Der normale Leser hätte wenigstens erfahren, daß nicht nur alte Betschwestern und Idioten das Buch rezensieren.

Nicht sehr oft lese ich die Werke der älteren Emigrantengeneration, aber Nyka-Niliūnas' Tagebücher habe ich durchgeblättert, auch was er Unerquickliches über mich geschrieben hat. Dieser Mann nimmt überhaupt kein postmodernes Weltverständnis an. Auch mit einigen jüngeren litauischen Poeten springt er auf rüde Weise um. Mit englisch schreibenden postmodernistischen Autoren ebenso. Diese Art zu schreiben versteht er eben nicht. Auch mir sind einige Kunstformen unannehmbar. Ich neige jedoch nicht dazu, meinen Ärger und meine Abscheu öffentlich zu machen. Aber wenn mich jemand geradeheraus fragt, dann sage ich, was ich wirklich denke. Und darüber hinaus bin ich der Meinung, daß in der Welt der Kunst für alle Platz sein muß. Wir beide kommen doch auch miteinander aus, wie unterschiedlich wir auch sind. Ein schönes Beispiel für Schriftsteller, die sich in den Haaren liegen und einander Feind sind.

S.G. *Du gehörst zu den litauischen Künstlern, die mehr im Ausland geschätzt werden. Ich erinnere mich an einen Ausschnitt aus einer Studie, die uns bei einem Besuch in Österreich Cornelius Hell las (ein auch in Litauen bekannter Literaturologe von, wie es scheint, entschieden christlicher Gesinnung). In der Schweiz, in Bern, war ich ganz und gar verblüfft, als Professor Jan Peter Locher erklärte, ein Seminar über Gavelis' Prosa zu leiten. Wie kommt es nun, daß Du im eigenen Land gleichsam übersehen wirst? Nur bitte jetzt keine stereotype Antwort.*

R.G. Ich hatte einfach den Mut und das Unglück, den Leuten ihr Leben vorzuführen, wie es wirklich war. Und Litauen als so erbärmlich und sinnlos vorzuführen, wie es damals wirklich war. Die litauische Unbeweglichkeit habe ich verhöhnt, die Kraftlosigkeit, verbunden mit provinzieller Großmannsmanier. Und dann habe ich, bewußt, einige populäre und absolut verlogene litauische Mythen demontiert. Vor allen den über die heroische Vergangenheit des Landes. Keinerlei Heroik und Größe ist hier gewesen. Litauen war ein sehr zurückgebliebenes und ziemlich kriegerisches Volk, das anderthalb Jahrhunderte lang seine Nachbarländer heimsuchte und von ihnen Abgaben erpreßte. Dann folgten nur noch Epochen der Degradation und hoffnungslosen Sklaverei: die Litauer wurden von den Polen unterdrückt, dann von den Russen, und noch später vom Sowjetimperium. Das ist alles. Das ist die ganze Größe.

Auch dem Mythos von der Arbeitsamkeit und dem Fleiß der unsrigen, die Tag für Tag ewige Werte schaffen, habe ich den Garaus gemacht. Man braucht sich doch nur umzusehen: Faulpelze, Neidhammel, Säufer, Diebe, Provokateure und Paranoiker. Nimmt man diese sehr zahlreiche Kategorien beiseite, dann bleibt nicht mehr allzuviel. Das sind meistens junge Menschen, und die verlassen das Land, wann immer sich eine Möglichkeit bietet. Und tun richtig daran. Hier erstreckt sich ein Sumpf, der nicht trockenzulegen ist. Verglichen damit, war das von Joyce gehaßte Irland geradezu ein Land des Lichtes und des Fortschritts. Übrigens, das reale Irland ist in den letzten Jahren auch wirklich zu so einem Land geworden. Ich sehe keinerlei Chancen, daß Litauen zu so einem Land werden könnte.

Und einer, der so offen spricht, kann nicht offiziell geschätzt werden. Ich begreife das sehr gut und habe mich damit abgefunden. Das ist eben mein Karma. Und die von Dir erwähnten Ausländer lesen eben einfach

ein Buch, schätzen seinen Ideengehalt, seine ästhetischen Entdeckungen. Die Unsrigen nehmen einige Wahrheiten über sich selbst als persönliche Beleidigung auf, der Hass macht sie blind, sie wollen nichts mehr objektiv einschätzen. Das ist das ganze Geheimnis.

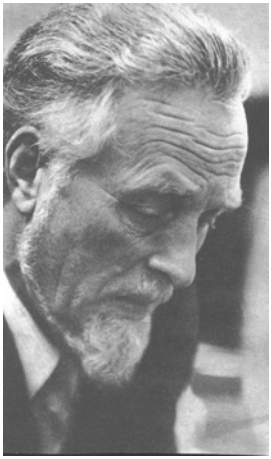
S.G. *Zuweilen denke ich, daß der ganze Gavelis nur denen sichtbar wird, die auch Deine Publizistik im Auge haben. Artikel, Betrachtungen in der Presse, oder Gavelis „life“ neben Politologen, Vertretern diverser Parteien, sprechenden Köpfen... Mir hilft das, ich gebe es offen zu, auch die Entstehung Deiner Romane besser zu verstehen, d.h. die makabren Bilder in ihnen, eine Welt der Monstrositäten... Wie leben die Gavelisse miteinander? Und spürst Du nicht, daß die Zeitungen „Dein Blut trinken?“*

R.G. Da findet wirklich keine Bluttransfusion statt an Zeitungen, Journale und Fernsehen. Die nutzen nur meinen Intellekt, und sie kosten vor allem Zeit. Und was die Vielzahl verschiedener „Gavelisse“ in meinem Inneren betrifft... In einer längeren Erzählung mit dem Titel *Galbūt* (Vielleicht) habe ich eine Theorie der inneren Koexistenz solch verschiedener Personagen entworfen, die in jedem Menschen angelegt sind. Einmal tritt der an die Oberfläche, dann wieder ein anderer. Diese innere Gegensätzlichkeit und Vielschichtigkeit scheinen mir selbstverständlich. Künstlern ist sie besonders eigen. Keats hat in einem Brief sehr treffend geschrieben, daß der Künstler ein Chamäleon ist, der ständig seine Farbe wechselt und gar nicht sagen kann, wer er in Wirklichkeit ist. Das sehe ich genauso. Ich würde auch nicht sagen wollen, wer ich in Wirklichkeit bin. Versuche nicht einmal, mich ernsthaft in mich selbst zu vertiefen. In mir – wie in jedem Menschen – gibt es solche Dinge, die man besser nicht in Erfahrung bringt. Ich bemühe mich redlich, sie nicht kennenzulernen. Na, allenfalls würde ich mich entschließen, einen weiteren genialen Roman zu schreiben.

Das Interview ist leicht gekürzt wiedergegeben.

Jonas Mikelinskas – ein Schriftsteller der Wahrheit

Vytautas Kubillius



Mehr als vierzig Jahre sind vergangen, seit Jonas Mikelinskas, damals Inspektor des Bildungsministeriums, das Feld der litauischen Literatur betrat. In diesen Jahrzehnten der Freiheit und Unfreiheit ist eine große Bücherpyramide zusammengekommen, die sich aus Erzählungen, Romanen, Novellen, essayistisch-philosophischen Miniaturen und leidenschaftlicher intellektueller Publizistik zusammensetzt. Jetzt gehen wir um diese Pyramide herum, bestaunen ihre Größe und denken: Was ist hier eigentlich das Wichtigste und Wesentlichste? Ich würde behaupten: Die geistige Konstruktion jener Pyramide, ihr geschlossener innerer Kern. Die innere Einheit der Persönlichkeit zu sichern, ihre Identität zu wahren, das war zur Sowjetzeit das schwerste überhaupt. Ideologischer Terror, die totale Unifizierung des Denkens, dazu die Notwendigkeit eines erwachenden Talents, sich selbst auszudrücken, was wiederum nur möglich war bei Anpassung an die gegebenen Bedingungen, all das spaltete die Persönlichkeit bis hinab zu ihren Wurzeln, zwang sie, sich mit der Illusion eines „Sozialismus mit menschlichem Gesicht“ zu betrügen, um immer wieder schmerzhaft enttäuscht zu werden. Oder sich in Ironie oder Zynismus zu ergehen.

Jonas Mikelinskas vermied diese alltägliche Schizophrenie, dieses Auseinanderbrechen der Persönlichkeit. Auch in den schwersten Zeiten, als man ihn vom Posten eines Literaturkonsultanten im Haus des Schriftstellerverbandes vertrieben hatte und er danach einige Jahre lang nirgends etwas veröffentlichte, bettelte er nicht um Gnade, beugte sich nicht. Ich entsinne mich, wie er, heftig angegriffen und verurteilt von der Parteipresse und hohen ZK-Funktionären, sich hartnäckig verteidigte. Er blieb einsam, ein Don Quichotte, der scheinbar immer wieder gegen Windmühlen anrannte, aber sich nicht erniedrigte. Niemals wurde er seiner künstlerischen Berufung untreu, und die lautete, schlicht und einfach: die Wahrheit zu sagen. So konnte er sich später, in der Zeit der

Unabhängigkeit, mit Recht denen zuzählen, „die nicht ihr Gewissen verkauft hatten“.

Woher kam diese monumentale innere Festigkeit dieses Schriftstellers? Er selbst nennt seinen Vater, einen Landwirt und gebildeten Dorfpolitiker, der ihn gelehrt hatte, von seinem Gehöft aus kritisch in die Welt zu blicken. Er gehörte derselben Generation an wie seine Nachbarn, seinerzeit Studenten der Humanwissenschaften: Mamertas, Indriliūnas, Bronius Krivickas, jene Generation, die im Vorkriegslitauen gelernt hatte, Prinzipien zu haben, sich an diese zu halten und auch nach ihnen zu leben. Jonas Mikelinskas kam zur Literatur in der Zeit des „Tauwetters“, wo man schon nicht mehr alles aus sich herausschütteln mußte, was nur irgendwie an die Vorkriegszeit erinnerte. Zudem kam er aus dem Studium der französischen Sprache und Literatur und entging auf diese Weise der Nivellierung der sowjetischen Kulturpolitik. Doch der essentielle Grund seiner Persönlichkeit ist und bleibt Kants kategorischer Imperativ: Das Sittengesetz, davon ist dieser Autor überzeugt, ist für den Menschen eine absolute Existenznotwendigkeit. In der litauischen Literatur ist es vielleicht nur noch Juozas Grušas, der so stark berührt war von der Macht dieses kategorischen Imperativs, und sich keinem politischen Druck und keinem konformistischem Pragmatismus beugte.

In Mikelinskas’ Prosa erscheint der Mensch nicht als endliche Größe, sondern als ein im Wandel begriffenes Wesen, als ein Projekt unbekannter Möglichkeiten. Mensch sein, das bedeutet die unablässige Anstrengung zum Menschen zu werden, ein anderer zu sein als bisher. Die Sehnsucht nach Veränderung und Wandel war noch wach in der von Stalins Terror verschreckten, sich langsam erholenden und wieder zu sich kommenden Gesellschaft.

Ungewöhnlich war schon der erste Erzählband *Senis po laikrodžiu* (Der Alte unter der Uhr). Ein Mensch steht gleichsam neben dem fließenden Leben, er hat weder die Möglichkeit noch den Willen, sich aktiv einzubringen, zu handeln, wie es die damaligen Prosa-Normative forderten. Jonas Mikelinskas Prosahelden stehen oft abseits. Fremd den herrschenden Lebensformen, beobachten sie und rechtfertigen sich, einsam und auf sich selbst gestellt, suchen eine Basis für ihre Existenz, die sie Gut und Böse unterscheiden läßt. Oft sind diese Figuren Alternativen ausgesetzt, die sie zu zerreißen drohen. Sie müssen wählen, und von dieser Wahl hängt ihr weiterer Lebenssinn ab. Von daher wird die Er-

zählung zum analytischen Seziermesser: Wer bist du? Und gelingt es dir, deine Würde und Ehre zu wahren unter den Bedingungen erniedrigenden Zwangs? Da ist der Roman *Genys yra margas* (Der Specht ist bunt), die Erzählung *Trys dienos, trys naktys* (Drei Tage, drei Nächte), *Anonimas* (Der Anonyme), in denen sich mehr quälende Reflexion als Handlung findet, in denen die freie Entscheidung wertvoller ist als das Diktat der Umwelt, in denen ein Priester, der schon „Kurortluft“ genoß, sich wagt zu entrüsten, daß es der Kirche nicht erlaubt sei, ihre Wahrheit zu verkünden. Und eine alte Frau, Mutter einer Lehrerin, zeigt sich darüber entsetzt, daß man in einem Haus, das Leuten gehört, die man nach Sibirien deportierte, eine Schule einrichtet. Das mußte die Parteikritik in Wut versetzen, die darin ganz zu Recht die Etablierung eines höheren Wertesystems ahnte, weit höher als alles, was die Genossen von den Tribünen verkündeten.

Jonas Mikelinskas, der Moralist, ist nie zu einem billigen Moralisierer geworden. Die Helden seiner Prosa werden in ihrem Alltag mit fundamentalen Problemen konfrontiert. Sie spüren ihre Einsamkeit und den nahenden Tod. Sie spüren die Endlosigkeit des Horizontes, der nicht mit Wissen zu erreichen ist, nur mit stiller metaphysischer Sehnsucht, so in der Geschichte *Laukinė obelis* (Der wilde Apfelbaum), und Glauben, welcher der Weg des Menschen hin zum Absoluten ist. So in der Novelle „Drei Tage und drei Nächte“, in der zum ersten Mal in der sowjetischen Prosa ein Priester positiv dargestellt wurde.

Die Helden seiner Romane und Novellen sind erfaßt von existentieller Unruhe, die nicht aus der Fabel oder der äußeren Handlung hervorgeht. Sie entspringt tieferen, unbewußten Schichten, aus denen die Erfahrung der Vorväter spricht.

Diesen Bereich persönlicher Autonomie, der nicht unter das Regime der allmächtigen „Kalifen des Tages“ zu bringen ist, hat Jonas Mikelinskas in der litauischen Gegenwartsprosa etabliert und hartnäckig ausgeweitet. In seinem Wort verbindet sich die Ahnung des Unbekannten mit intellektueller Reflexion, die von selbst einen Subtext entfaltet. Besonders deutlich wird das in *Nepalaidotos dienos* (wörtlich: Unbeerdigte Tage), einer Sammlung von Prosa-Miniaturen aus dem Jahre 1985.

Der Meister subtiler psychologischer Analyse, der das stilistische Fundament schuf für den inneren Monolog, fühlte sich berufen, Beobachter eines historischen Prozesses zu sein.

„Mein erstes Element ist das Leben auf dem Dorf, seine Menschen und seine Sorgen“, sagte Mikelinskas 1982. Damals arbeitete er an einem zweibändigen, weit ausgreifenden Roman mit dem Titel *Kur lygūs laukai* (Wo die Felder eben sind, 1981, 1990), in dem er das Schicksal des litauischen Dorfs unter dem zerstörerischen sozialistischen System detailliert schildert, noch einmal die unbesiegbare dörfliche Herkunft des litauischen Schriftstellers bezeugend.

Der wiedererstandene unabhängige litauische Staat mobilisierte Jonas Mikelinskas. Er zögerte nicht lange, sondern entschied, daß der Platz des Schriftstellers jetzt auf Seiten des sich formierenden Staates, Parlament und Regierung zu sein hatte. So schrieb er einen offenen Brief an den General E. Eismundas, dem Vorsitzenden des Sicherheitskomitees der litauischen Sowjetrepublik, in dem er alle Argumente, die Rechtmäßigkeit der Sowjetordnung in Litauen betreffend, systematisch analysierte und widerlegte. Ebenso verwarf er Arvydas Juozaitis’ bewundernde Hymne an die Adresse der russischen Kultur, ohne deren Einfluß die litauische angeblich provinziell geblieben wäre. Leidenschaftlich polemisierte er gegen Tomas Venclova, der die Rolle des Aufstandes vom 23. Juni 1941 bestritt, jene Erhebung, die der Historiker Edvardas Gudavičius als „einen der größten Momente unserer Geschichte“ bezeichnete. Als Vytautas Landsbergis von der kommer-ziellen Presse und einigen Fernsehjournalisten angegriffen und verleumdet wurde, wagte er zu behaupten, daß dieser Mann „in unserer Geschichte einmal neben Jonas Basanavičius, Kudirka und dem ersten Präsidenten unserer Republik stehen wird“. Aus Jonas Mikelinskas’ Feder kam eine seiner inspiriertesten Studien, der *Homo sovieticus*, daneben eine mit vielen Kontroversen einhergehende Studie über den Holocaust in Litauen. In seiner Publizistik, entstanden in den Jahren der Unabhängigkeit, präsentierte sich der Schriftsteller als glänzender Polemiker. Dabei ging es ihm allein um grundlegende Wertorientierungen, er mischte sich nicht in Kleinigkeiten, versuchte auch nie, den Gegner zu erniedrigen oder durch provokante Thesen Aufsehen zu erregen. Die Argumente des Kontrahenten wurden stets sorgsam dargelegt, sein Denksystem erhellt, um es anschließend einer systematischen Kritik zu unterwerfen. Besonders häufig attackierte er die feige und furchtsame Haltung des Westens im Hinblick auf das Sowjetimperium und die Lobeshymnen westlicher Intellektueller an den Sowjetsozialismus. „Tod

den Saboteuren des Fünfjahrplanes“, schrieb L. Aragon in einem seiner Gedichte, und A. Malraux erklärte, daß die Moskauer Schauprozesse, die mit Todesurteilen endeten, der Erhabenheit der Kommunistischen Idee nichts anhaben könnten. Deshalb, so folgerte Jonas Mikelinskas, war der Westen auch nicht in der Lage, seinen Byron zu senden, um die litauische Unabhängigkeitsbewegung zu unterstützen.

Jonas Mikelinskas’ Publizistik, gegründet auf rationaler Argumentation, ist voller Glauben an die eigene Wahrheit, getragen von moralischem Pathos. Gedanken sind ihm Handlungen, innere Bewegung, Akt der Berufung, nicht logische Deduktion einer rhetorischen Figur. Dieser Autor erweist sich als scharfsinniger psychologischer Analytiker, der manchmal sein Talent zur komischen Darstellung nutzend, den Lack abkratzt von legendären Figuren, wie in der Erzählung über Juozas Miltinis, zu Sowjetzeiten legendenumwobener Regisseur am Stadttheater von Panevėžys. Oder bei der Verteidigung von J. Marcinkevičius. Dabei reklamiert sich dieser Autor nicht als ehemaliger Dissident, er klagt seine Schriftstellerkollegen nicht an wegen fragwürdiger Publikationen damals. Und obwohl er jedes Jahr ein größeres oder kleineres Buch herausbringt, hat er nicht einmal um ein staatliches Stipendium gebeten, und auch keines erhalten.

Jonas Mikelinskas war und ist ein engagierter Zeitgenosse, Neutralität in ethisch-moralischen und selbst ästhetischen Grundfragen ist ihm fremd. Er hat sich entschlossen, das Gewissen einer verworrenen Zeit zu sein, Teilnehmer am Schicksal seines Volkes, dem er auch bittere Wahrheiten zu sagen hatte. Es war nicht seine Sache, einer trügerisch beruhigten Pseudokunst zu dienen.

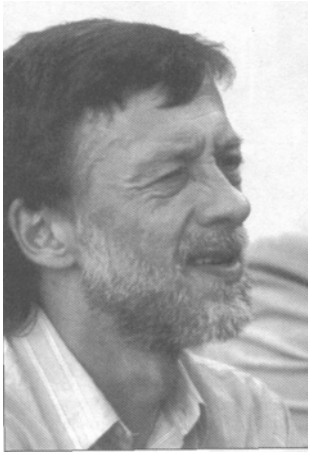
Aus: *Literatūra ir menas* vom 17. Mai 2002. Würdigungsartikel, geschrieben aus Anlaß des 80. Geburtstages des Schriftstellers.

„Mir gefällt es, wenn ein Gedicht klingt…“

Vilma Kaladytė

im Gespräch mit dem Poeten und Übersetzer Antanas A. Jonynas

Sie leben die ganze Zeit in Vilnius. Was bedeutet es für Sie, ein Bürger dieser Stadt zu sein?



Wenn man in einer Stadt beinahe das ganze Leben verbringt, denkt man nicht sehr darüber nach, was sie einem bedeutet. Erst dann, wenn man nach längerer Abwesenheit zurückkehrt und am frühen Morgen durch die noch leeren Straßen geht oder fährt, spürt man beinahe physisch, wie lieb und vertraut sie einem ist, wie menschlich ihr „Format“, und das in jeder Beziehung. Einerseits ist Vilnius für die Kultur ein sehr geeigneter Ort, denn es ist ein geistig-intellektuelles Zentrum, hier konzentriert sich beinahe das gesamte kulturelle Leben des Landes. Obwohl, andererseits, einer schöpferischen Persönlichkeit, die ihre Ideen hat, der Ort, an dem sie sich aufhält – sei es der Mond, ein Dorf, oder eben Vilnius - nicht so wichtig ist. Mich freilich motiviert der Zauber dieser Stadt zusätzlich, mein ganzes Leben habe ich hier verbracht, schwerlich kann ich mich irgendwo anders vorstellen. Dennoch, in diesem quirligen Vilnius mich irgendeiner längerfristigen Arbeit zu widmen, finde ich schon kompliziert, die Vibration dieser Stadt behindert die Konzentration, sie zieht einen an sich. Wenn größere Arbeiten anliegen, setze ich mich von hier ab.

Würden Sie behaupten, Vilnius zu kennen?

In grundlegenden Zügen, ja. Aber Vilnius mit seinem historischen, architektonischen und sonstigen Raum ist, ungeachtet seiner relativen

Überschaubarkeit, schwer zu umfassen. Selbst wenn ich mich ein Leben lang speziell dafür interessiert hätte, könnte ich immer noch nicht behaupten, Vilnius wirklich zu kennen. Auch jetzt noch, beim Herumschlendern, entdeckte ich visuelle Details und Winkel, die bisher unbeachtet blieben. Ganz zu schweigen von den historischen Schichtungen...

Und wohin würden Sie in Vilnius Gäste hinführen? Ich vermute, daß einer dieser Orte Užupis ist...

Ja, auch nach Užupis würde ich sie führen, welches mir sehr wichtig ist, unter anderem als Ort meiner Kindheit. Hier, in der Vilniuser Mittelschule, jetzt Užupis-Gymnasium, hab ich elf Jahre lang die Schulbank gedrückt, die meiste Zeit hab ich hier verbracht. Übrigens ist das eines der ausdrucksstärksten, bildhaftesten Vilniuser Stadtbezirke. Mag es auch banal klingen, aber Vilnius, vom Subačius-Hang aus gesehen, erscheint phantastisch, es ist keine Schande, es jemanden zu zeigen. Überhaupt scheint mir das Stadtpanorama besonders schützenswert zu sein, schade, daß nicht alle Architekten dieser Meinung sind. Irgendwo Richtung Naujininkai kann und darf man auch ein neues Frankfurt hochziehen, aber im Tal sollte man etwas vorsichtiger sein. Man sieht es, wenn man von Šeškinė in die Ukmergė-Straße einbiegt: ein neues „Building“ verstellt die ganze Stadtansicht, obwohl es vom Tal aus gar nicht übel aussieht.

Užupis symbolisiert jetzt eine Art Zeitenwende: Hier kreuzen sich Vergangenheit und Zukunft, Ruinen verwandeln sich in neue Gebäude. Finden Sie es bedauerlich, daß das einstige Flair dieses Ortes jetzt verblaßt und verlorengeht?

Anfangs sträubte ich mich innerlich gegen diesen Prozeß, die verfallenden Häuser dort waren ein Teil meiner selbst geworden, mithin auch ein Wert, aber langsam gewöhnte ich mich an das, was dort neu entsteht. Diejenigen sind im Irrtum, die meinen, diese Ruinenlandschaft dort sei quasi ein Wert für sich. Eine Stadt muß bewohnbar sein, und sie muß leben. Großartig, daß wenigstens Užupis wiedererstehe.

Wiedererstehe oder umgestaltet wird?

Eine Umgestaltung im großen Stil kann ich nicht erkennen. Derselbe Raum wird erhalten, und in den selben Proportionen. Sehr zu wünschen ist, daß die Höfe in Ordnung gebracht werden. Weil in Užupis immer mehr wohlhabende Litauer wohnen werden, wird schließlich die gesamte Kommunikation in Ordnung gebracht. Das ist doch wunderbar. Gewiß, alles für reiche Leute, aber warum sollte alles für mich sein?

Das Cafe „Užupis“, in dem wir uns jetzt unterhalten, ist Ihnen sicher auch ein besonderer Ort dieser Stadt. Hier sammeln sich schöpferisch veranlagte Menschen in einem eigentümlichen Klub, werden mit der Fahne der Republik Užupis empfangen.

Wenn man darüber spricht, muß man zuerst Romas Lileikis erwähnen, der diesen besonderen Raum hier geschaffen hat, das Cafe, diesen ganzen Winkel hier. Anfangs zögerlich, aber dann mit immer entschlosseneren Schritten hat er hier ein Kulturzentrum geschaffen. Obwohl, wer kann es wissen, vielleicht finden sich junge, energische Menschen, die seine Idee fortführen.

...in der Nachbarschaft das „Zentrum für alternative Kunst“...

Ja, und außerdem werden hier eine Vielzahl von Galerien eingerichtet, die Kunst wird also nicht untergehen. Nur schade wäre es, die Idee der Užupis-Republik aufzugeben. Sie ist schön darin, daß hier vielleicht der einzige Ort ist, wo sich eine Gemeinschaft der Bewohner etablierte.

Setzen wir unseren Spaziergang durch Vilnius fort und begeben uns zur Universität, wo Sie studiert haben.

Das ist noch einer der schönsten Orte in der Stadt... Ich kann nicht sagen, daß ich ein sehr fleißiger oder eifriger Student gewesen wäre. Aber dennoch, wenn in mir etwas strukturhaft und bildungsmäßig ist, dann ist es meist das Verdienst der Universität. Es waren mehrere Motive, die mich ein Studium der Philologie wählen ließen, aber eines davon war der Wunsch, in diesen altehrwürdigen Räumen zu studieren. In jenen geistlosen sowjetischen Zeiten herrschte hier doch ein wenig eine andere Atmosphäre, die Universität war geradezu ein luxuriöser Ort, wo man auch nicht ganz tolerierten Ideen nachgehen konnte. Obwohl es an

der üblichen Schizophrenie auch hier nicht fehlte. Aber im Schatten der Partei, des Militär-Lehrstuhls und des berühmten Prorektors lehrten auch sehr gebildete und kluge Leute, die bei weiten nicht alles öffentlich machen konnten, was sie wußten und dachten. Aber, wie man so schön sagt, *sapienti sat.*

War ihr Interesse schon zu Universitätszeiten auf den „Faust“ gerichtet, dessen zweiten Teil Sie jetzt übersetzen?

Weil ich, wie bereits erwähnt, die 16. Mittelschule besuchte, wo verstärkt Deutsch gelehrt wurde, beherrschte ich diese Sprache nach Schulabschluß recht gut. Aber später drohten alle Kenntnisse wieder verloren zu gehen. Denn damals gab es niemanden, mit dem man sich deutsch unterhalten konnte, man konnte allenfalls die ostdeutsche Presse lesen, und die war noch öder als unsere. Erreichbar war nur Klassisches, und das zog einen jungen Menschen überhaupt nicht an, der wollte die neueste Literatur, und auch ich war, versteht sich, dem Modernismus verfallen. Dennoch, bereits im ersten Studienjahr kaufte ich aus irgendeinem Grund zwei Bände „Faust“ in deutsch und las sie. Der ambitionierte Gedanke, sie zu übersetzen, hatte gezündet, aber weder die dazu erforderliche Entschlossenheit und Hartnäckigkeit waren vorhanden, noch überhaupt ein Motiv, es zu tun.

Ist doch die Übersetzung dieses Werkes eine Riesenarbeit, die ungewöhnlich viel Zeit und Anstrengung erfordert. Kaum wäre es dazu gekommen, wären da nicht äußere Zufälle zu Hilfe gekommen. Vom Schauspieler V. Masalskis angesprochen, ein Fragment des Stückes zu bearbeiten, sagte ich zu, sah dann aber gleich, daß man dieses Fragment allenfalls neu übersetzen konnte. Und danach fand ich Gefallen an dieser Arbeit. Ich dachte: Warum dann nicht den ganzen „Faust“ neu übersetzen? Übersetzen ist wirklich interessant, es gilt, sich nicht nur in den komplizierten Inhalt zu vertiefen, eine Masse nicht weniger interessanter Kommentare durchzuarbeiten, sondern auch formale Dinge litauisch erstehen zu lassen – sehr Unterschiedliches, was Versmaß, Rhythmus, Reim angeht. Das ist eine sehr gute Schule für einen, der professionell mit diesen Dingen befaßt ist. Übersetzen ist natürlich die Kunst des Opferns. Aber es ist angenehm, sich einzureden, daß es zuweilen gelingt, etwas auf die andere Seite zu bringen, ohne etwas geopfert zu haben.

Wie bewerten Sie andere „Faust“-Übersetzungen?

Solange ich nicht übersetzt habe, verhalte ich mich skeptisch – zumindest den litauischen gegenüber. Aber jetzt sehe ich, daß zum Beispiel Churgina’s Übersetzung auch ihre Vorzüge hat. Es gibt stilistische Unebenheiten, formal klare Abweichungen, ein gegenüber dem Original verlängerter Text, ein nicht immer durchgehaltener Rhythmus. Und dennoch, von der formalen Seite betrachtet, ist es eine gute Arbeit. Außerdem, wie immer man es sehen mag, Übersetzen (wie, übrigens, auch das Lesen) ist stets Interpretation, und die Kriterien der „Richtigkeit“ immer zweifelhaft. Ich meine, daß selbst der Autor nicht immer die Autorität sein kann. Klar, er kann sagen, er habe „beim Schreiben das und das im Kopf gehabt“. Aber mir ist nicht das wichtig, was er im Kopf hatte, sondern das, was er zu Papier brachte.

Ich habe auch bulgarische, ukrainische und weißrussische Übersetzungsvarianten auf dem Tisch. Werfe beim Arbeiten einen Blick auf Pasternaks „Faust“. Die Übersetzung selbst ist genial, nur hat es sich Pasternak erlaubt, sehr frei mit dem Text umzugehen.

Das ist die russische Übersetzungsschule, oder?

Gewiß, und sie hat ihre Vorzüge. Die Russen, die sich bei formalen Dingen nicht aufhalten, bringen sehr schöne Werke zustande. „Faust“ ist ein deutsches Kulturdenkmal, es ist philosophisch, abstrakt. Pasternak verwandelt diese Abstraktheiten häufig in Bilder, schafft selbst großartige Bilder. Einige der russischen Varianten klingen stellenweise interessanter, moderner, schöner als das Original, aber dennoch ist das schon eine etwas andere Dichtung. So werde ich wiederholen, was ich gesagt habe: Ziel der russischen Übersetzer ist es, einen Text zu schaffen, der wie ein authentischer, origineller Text klingt. Für Wert befunden wird ein neuer Text, keine irgendwie adäquate Wiederholung des Originals.

Was wollen Sie erreichen, wenn sie übersetzen?

In einem gewissen Sinne ist die Aufgabe, die ich mir stelle, maximalistisch. Es geht darum, einen Text zu schaffen, der litauisch gut klingt und zugleich, soweit das möglich ist, die Treue zum Original wahrt.

Sehen Sie einen Widerschein der „Faust“-Idee in der litauischen Kultur?

Das ist eine schwierige Frage. Wenden sie sich an Professor Donatas Sauka, der wird ihnen da besser Auskunft geben können. Hier müßte man die Idee des Faustischen und des Mephistophelischen umreißen, aber dann verengt man das Ganze doch wieder und hebt nur Aspekte hervor, die einem selbst interessant sind... Das Ideen-Spektrum des „Faust“ ist sehr weit gefächert, die Problematik der Dichtung universell. Hat Goethe doch alles zu umfassen versucht: Philosophie und Wissenschaft, Finanzen und Politik, Sex, alles, was man sich denken kann. Klar, aus heutiger Sicht sind nicht wenige der Probleme, welche die „Faust“- Dichtung aufwirft, banal geworden, sie sind nach allen Seiten und in allen Aspekten untersucht worden. Deshalb verstehe ich Leute, die sagen, daß ihnen „Faust“ uninteressant ist. Einige Stellen sind auch mir langweilig und uninteressant... Wer also Problemlösungen sucht, muß nicht unbedingt dieses Werk lesen, doch die Probleme, die es aufwirft, veralten nicht.

Die Ideen der „Faust“- Dichtung sind universeller Art, und in keiner Kultur zu umgehen, nur sollte man nicht vergessen, daß Goethes Werk nicht nur eine „Enzyklopädie“ seiner Zeit ist, sondern in erster Linie eine Dichtung.

Der erste Teil Ihrer „Faust“- Übersetzung erschien 1999, vier Jahre trennen den ersten Teil vom zweiten. Übersetzen Sie nacheinander und folgerichtig?

Das kann man so sagen. Ich übersetze sozusagen „der Reihe nach“, und ohne große Brüche, bei der sich die Sicht auf die Übersetzung ändert. Eine andere Sache ist, daß vielleicht jetzt, wo ich mich an den Text gewöhnt habe, das Übersetzen als Tätigkeit einfacher geworden ist. Aber der zweite Teil ist komplizierter und verwickelter als der erste, daher kann ich mir diesen Teil ohne Kommentare nicht vorstellen, obwohl Faust I ohne erklärende Beigaben erschien. Jetzt sehe ich schon die Mängel der Übersetzung des ersten Teils, und wenn Gott mir noch einmal eine neue Auflage beschert, wäre ich geneigt, sie zu korrigieren. Zum Beispiel würde ich der Charakterisierung der sprechenden Personen mehr Aufmerksamkeit widmen.

Sie übersetzen auch aus dem Russischen und dem Lettischen. Wie ist es zu diesen Übersetzungen gekommen?

Russische Poesie übersetzte ich als Auftragsarbeiten. Überhaupt hab ich erst jetzt mehr zu übersetzen angefangen. Einerseits wird für den „Frühling der Poesie“ und den in Druskininkai stattfindenden „Herbst der Poesie“ moderne österreichische Dichtung, auch deutsche, gebraucht, also bin meistens nicht ich es, der auswählt. Zum Beispiel, einen interessanten Poeten, Werner Söllner, fand ich beinahe auf mystische Art. In einer Weimarer Buchhandlung blätterte ich in einer zehnbändigen, von Marcel Reich-Ranitzki zusammengestellten Lyrik-Anthologie und stieß zufällig auf ein Gedicht, das mir vorkam, als hätte ich es selbst geschrieben. Im Internet fand ich die Koordinaten des Autors, es zeigte sich, daß wir gleichaltrig sind. Übrigens ist er in Rumänien geboren, wo er achtundzwanzig Jahre lebte. Er hat sich sehr gefreut, als er erfuhr, daß ich ihn ins Litauische übersetzt habe. Im vorigen Jahr lud ich ihn ein zum „Herbst der Poesie“. Leider kam er nicht, weil wir die Reise nicht finanziell unterstützen konnten. Poeten sind auch dort nicht alle reich. Ich hab mich dann mit ihm auf der Frankfurter Buchmesse getroffen, wo wir mit Vergnügen noch mehr Gemeinsamkeiten entdeckten. Übrigens, dieses erwähnte Gedicht zu übersetzen, ist mir bisher nicht gelungen.

Was bedeuten für Poeten große Poesie-Veranstaltungen?

Den „Herbst der Poesie“ stelle ich mir so vor, wie er jetzt abläuft. Viele Autoren aus dem Ausland werden eingeladen, so können wir sie persönlich kennenlernen und, wenigstens oberflächlich, auch ihre Texte. Vielleicht kommt wegen dem Geldmangel nicht immer die „Creme“, aber das sind stets recht interessante Leute, die dort ihre Kultur vertreten. Schön, daß diese drei Tage in Druskininkai sich nicht in poetische Rechenschaftsberichte verwandelt haben, sondern vor allem dem persönlichen Kennenlernen dienen.

Das sozusagen informelle einander Kennenlernen ist sicher auch notwendig. Sie schrieben eine Diplomarbeit „Die Übersetzung Rilkes ins Litauische“...

Rilke stand mir damals, und auch jetzt, als Autor näher als, sagen wir, Goethe. Als ich zu schreiben begann, war er der „wichtigste“ Dichter, er beflügelte meine Phantasie, von ihm lernte ich. Sein unmittelbarer Einfluß ist in den frühen Gedichten recht häufig: sowohl, was die Intonation angeht, als auch die Themenwahl und die Bildhaftigkeit. Gewiß, es traf sich, daß es in meiner Jugendzeit ausreichend Rilke-Übersetzungen gab, obwohl ich ihn auch gern im Original las, und in russisch.

Als Diplomarbeit wählte ich also ein mir sehr nahes Thema. Auf der Suche nach Rilke-Übersetzungen durchforstete ich die Presse der Vorkriegszeit, die war damals in sogenannten „Spezfonds“ weggeschlossen, zu denen man nur als „Spezialist“ Zutritt hatte, sich zuvor also mit Bitten und Empfehlungen versehen mußte. Indem ich diese Publikationen durchsah, las ich nicht nur Rilke. Aber am wichtigsten war natürlich der Vergleich der Übersetzungen dieses Poeten.

Aber es kommt wohl auch vor, daß der Text mehr sagt als der Autor.

Das ist vielleicht immer so. Manchmal durchblättere ich meine vor zwanzig Jahren geschriebenen Texte, was mir damals so durch den Kopf ging... Vielleicht verblödet man mit dem Alter? Schließlich, beim Schreiben weiß ich nicht, was ich schreibe und was ich schreiben werde, das diktiert das Gedicht selbst. Sicher gibt es eine gewisse Tiefenstruktur des Textes, doch die Richtung, in die sich das Gedicht entwickelt, ist seinem Schöpfer unbekannt.

Nimmt der Verstand denn gar nicht am Schreibprozeß teil?

Wenn er vorhanden ist, nimmt er auch teil, aber er kommt später ins Spiel, dann, wenn man den verfaßten Text durchliest und analysiert, was für ihn gut ist und was nicht. Für mich beginnt das Schreiben mit der ersten Zeile, einer gewissen Gestimmtheit, vielleicht einem allgemeinem Zustand, aber ohne konkrete Gedanken und Ideen. Ich schreibe intuitiv, Poesie ist überhaupt eine intuitive Kunst. Zuweilen hab ich darüber nachgedacht, warum Dichtung mehr von Männern geschrieben wurde, und noch geschrieben wird. Keineswegs will ich die Rolle der Frauen hier verkleinern, es gab und gibt Dichterinnen, und sehr bedeutende. Aber aus irgendeinem Grund weniger als Männer. Es scheint, Frauen sind intuitiver, aber ihre Intuition ist gefühlsbetonter, und pure Gefühle

sind, meiner Meinung nach, der Poesie eher hinderlich als förderlich. Ein Gedicht ist auf logischer Intuition gegründet, vielleicht so wie die Mathematik oder das Schachspiel. Und Logik hält man traditionell eher für einen Männersport. Obwohl, behüte Gott, es gibt verschiedene Frauen, es gibt verschiedene Männer.

Die, welche Ihre Poesie bewerten, heben gewöhnlich deren Musikalität hervor, ein gewisses Swingelement, ein gewisser Jazzrhythmus. Spüren Sie das selbst?

Die Poesie ist von Natur her mit der Musik verbunden, schon daher, weil sie auf einem recht klar umschriebenen logischen und strukturellen Rhythmus basiert, letztendlich auch ursprünglich mit dem Lied verbunden ist, dem Gesang, dem Klagegesang. Und den Klang des Gedichts, seine Musikalität strebe ich bewußt an. Für mich ist es schön, wenn ein Vers klingt, wenn sich Melodie einstellt, Intonation, dynamische Windungen.

Schreiben Sie Gedichte, indem Sie diese laut lesen?

Das weiß ich nicht mal. Manchmal reicht auch ein inneres Klingen. Gewiß, nachdem ich sie geschrieben habe, lese ich sie auch laut, da geht es um die Melodie, die Intonation. Ja, vielleicht ist die Intonation bei der Poesie das wichtigste, nicht die rhythmische Genauigkeit oder die Klangharmonie.

Jazz – ist das Ihre Musik?

Ja, das ist meine Musik. Auch mein Schaffensprozeß ist „jazzmäßig“, auf Improvisation gegründet.

Spielen Sie irgendein Instrument?

Leider nicht. Nur wenn ich mich irgendwo versteckt habe, bringe ich zum eigenen Vergnügen eine Melodie zusammen.

Hat die Bildende Kunst Einfluß auf Ihre Dichtung?

Hier sind es sicher die Malerei und die Skulptur, die mir nahe stehen. Aber jedes gute Kunstwerk übt in gewissen Momenten Einfluß aus, lehrt einen das Staunen oder verhilft zu neuen Ideen, stimuliert die eigene Produktion. Konzeptionelles mag ich nicht. Wenn ein Kunstwerk nur eine Konzeption verkörpert, reicht mir auch die Konzeption selbst, und ich vertraue der eigenen Vorstellungskraft.

Was stimuliert noch die Dichtung?

Wenn man existiert, dann stimuliert alles.

Und die Natur?

Auch die. Obwohl ich ein Leben lang in Vilnius verbrachte, ist mir das Element der Natur lieb und teuer.

Vilnius selbst überschreitet ja sozusagen mit einem Bein die Grenze zwischen Stadt und Natur.

Das ist sicher ein weiteres Plus dieser Stadt. Man lebte geradezu von der Natur umzingelt, von allen Seiten eingehüllt.

Spüren Sie eine geistige Verwandtschaft mit dem litauischen Poeten H. Radauskas?

Radauskas war für mich einer der wichtigsten litauischen Poeten, nur ist es schwer zu sagen, worin. Vielleicht in der Grazie eines Gedichts und zugleich seiner konstruktiven Präzision. Seine Gedichte sind wie Gegenstände, sie gleichen einer wohlgeformten Skulptur, die man von allen Seiten betrachten und bewundern kann. Sein Verhältnis zur Poesie ist mir sehr nahe. Ich könnte Radauskas sogar für meinen Lehrer halten.

Lesen Sie noch, was Sie früher geschrieben haben?

Ja, aber nicht aus sentimentalen oder hedonistischen Gründen, sondern ich blättere sie manchmal durch, um, sagen wir, irgendeine Veranstaltung vorzubereiten. Da gibt es Gedichte, in denen ich selbst zuweilen etwas Unerwartetes finde, und dann bin ich mit ihnen zufrieden. An an-

deren hab ich dieses und jenes auszusetzen, aber auch sie sind mir lieb und wert, da gibt es Sentiments, deshalb möchte ich sie nicht verbessern und vervollkommnen.

Was ist das Ziel Ihrer Dichtung? Und vielleicht auch das des Lebens?

Dasein Hier und Jetzt. Wenn das auch kein Ziel ist, so immerhin ein Wert, der sich selbst begründet. Schreibend suche ich mich kennenzulernen, und diese Selbsterkenntnis verwandelt sich in einen universelleren Akt, wird zu einem Moment der Welterkenntnis... Das Leben ist mir noch immer interessant genug.

Und noch eines ist wichtig: Hin und wieder zu spüren, daß man nicht nur für sich selbst lebt. Wenn sie mich schon fragen, ich hoffe, daß dieses Dasein irgend jemanden nötig sein wird.

Danke für das Gespräch

Aus: *Dienovidis, 4/2002*

Meine Frau, die Füchsin

Jurgis Kunčinas

Eine alte Geschichte ist das, und gern erzähle ich sie nicht. Na gut, rück näher, mein Schatz, und hör zu!

Es war im dritten Ehejahr, da beobachtete ich, wie meine Frau nachts das Bett verließ und, nachdem sie sich in einen Fuchs verwandelt hatte, auf die Straße hinaushuschte. Wir wohnten damals in der Witebsker, in einer Kellerwohnung. Sie verwandelte sich in einen wirklichen und wahrhaftigen Fuchs, es wäre mir nicht gelungen, sie einzuholen, auch wenn ich es gewollt hätte. Anfangs hab ich mir große Sorgen gemacht, zugegeben. Hab mich mit einem mir gut bekannten Parapsychologen beraten, mit einem mir vom Sehen bekannten Rechtsanwalt und einem fast unbekannten Hundefänger. Und einer wie der andere behaupteten: Ja, so was kann vorkommen. Keine Bange, das gibt sich wieder. Dabei dachten diese freundlichen Mitmenschen natürlich an mich. Aber es gab sich nicht.

In all den Nächten dachte ich: Na gut, sie verwandelt sich in einen Fuchs, läuft übers verschneite Feld zu den Wäldern um Belmondas, wo sie ihre zierlichen Spuren hinterläßt. Bewegt sich frei, ohne Strumpfhose. Und danach? Was treibt so ein Fuchs in der Stadt? Schon taucht eine Meldung in der Zeitung auf – in der Nähe einer Nachtbar wurde ein Fuchs gesichtet. Andere haben ihn auf dem Gediminasberg beobachtet, wieder andere in Lazdynai. Das kann man notfalls noch verstehen – Vilnius ist eine wald- und wildreiche Stadt. Aber mitten auf dem Prospekt? Gegenüber vom „Astoria“? Vor der Gaststätte „Männerglück“? Vor dem Bahnhofsrestaurant?

Sie kam jedesmal ganz zerzaust zurück, mit blutunterlaufenen Augen. Füchsinnen steht das. Sie verlangte ein Glas Mineralwasser – ich hätte sie geärgert. Aber am besten bekam ihr Schnaps, mit Tomatensaft. Reich mir ’ne Tomate, hieß es dann. Und während sie das Zeug schlürfte, dachte ich: Sie hat doch nicht tatsächlich einen Hasen erlegt? Gar nicht zu reden von fetten Feld- oder Spitzmäusen!

Weißt du, in der Vorstadt, da kam den Polen hin und wieder ein Hahn abhanden. Sie beschuldigten die Litauer, aber mit dem Volk hatte das nichts zu tun. Halblaut sprach man auch über den langen Arm des Kreml. Doch „Zycie Warszawy“ berichtete etliche Male von einem wütenden litauischen Fuchs in den seit Jahrhunderten polnischen Belmondas Wäldern.

Keine leichten Zeiten waren das. Auf meine Fuchs-Frau wurden Staats- und Diplomatenjagden angesetzt, mit speziell abgerichteten Hunden, belgischen Büchsen, und Treibern aus der Bartasiūnas-Schule. Aber sie entkam jedesmal. Und rühmte sich: Viermal bin ich ihnen entwischt. Ich legte ihr Hundedarmkompressen an, flößte ihr Kohlsuppe und Essig ein und wandte mich wegen des scharfen Moschusgeruchs ab. Und wenn sie eingeschlafen war, verwandelte sie sich abermals - in eine junge Zeichenlehrerin.

Einmal brachte sie einen Blödhammel mit, einen vom Komsomol, wie sich später herausstellte. Der war sturzbesoffen, kroch unter ihre Bettdecke. Aber meine Füchsin spielte nur mit ihm, trat, biß und kratzte, zog ihm das halbe Fell über die Ohren, und gegen Morgen warf sie ihn, halbtot war der, aus dem Fenster. Ich suchte mich zu beherrschen, wartete auf ein klärendes Wort. Sie warf mir wütende Blicke zu und schwieg.

Schließlich, es war an einem Sonnabend, hielt ich es nicht mehr aus. Ich weiß alles, Kathryte, rief ich. Jetzt reicht's. Hör auf, den Fuchs zu spielen, und laß die Rumtreiberei. Da heulte und kläffte sie, daß sie wohl selbst erschrak. Sie lief rot an wie ein Wüstenfuchs. Zog mir mit der Pfote eins über: Damit du Bescheid weißt!

Kinder hatten wir keine. Zuletzt hatte sie auch tagsüber keine Hemmungen mehr, sich in einen Fuchs zu verwandeln. Schmiß die Schule, das Studium. Zu Hause zeichnete sie mit Kohle Szenen aus dem Fuchsleben - meistens unanständige. Und sobald es dämmerte, trieb es sie nach draußen. Sie blieb die ganze Nacht weg. Und auch die nächste. Mir wurde kalt ums Herz. Ich zog mir Stiefel an, nahm einen weißen Tarnumhang, packte Proviant ein. Ich war überzeugt: Irgendwo find ich sie, erschossen, in einer Schneewehe. Da, ich hatte ihre Fährte entdeckt. Unverwechselbar graziös! Da war auch eine frische Blutspur... Und schon hatte ich ihren Bau aufgespürt, direkt unter einer verdorrten Tanne. Meine Frau lag auf trockenem Riedgras und rekelte sich in der Sonne. Von mir nahm sie keinerlei Notiz. Und neben ihr spielten fröhlich

drei Füchslein. Aha, rief ich, das ist es also! Sie warf den Kleinen eine Hühnerkeule hin - die Polen hatten auch diesmal recht - und sah mich an. Ähnlich? Aber nicht mit dir! Dann schleppte sie die kleinen Füchse in den Bau und schlüpfte selbst hinein. Verschwinde, zischte sie. Mach dich in deine Kellerwohnung!

Danach hab ich sie nicht mehr zu Gesicht bekommen, Schatz. Nur sei so gut und suche nicht nach irgendwelchen Allegorien oder Metaphern. Fuchs ist Fuchs.

Ein paar Jahre waren vergangen, da sprach mich dieser Parapsychologe an. Du hattest recht, gestand er halblaut, sie ist wirklich eine Füchsin. Weißt du, wo sie jetzt ist? Im Zoo, in der Psychiatrischen... Und die Kinder? Wollte ich fragen. Aber er kam mir zuvor: Sie besuchen ein Spezialinternat, sollen später auf die Militärakademie. Willst du sie besuchen? Ich schüttelte den Kopf, worüber er sehr erfreut war. Ich wußte, du bist ein Mann! Ich arbeite nämlich mit ihr zusammen... In der Forschungsabteilung... Wir arbeiten hart, leben auch zusammen, verstehst du?

Erst unlängst erfuhr ich: Er hatte sich heftig in sie verliebt. Ach, wozu Einzelheiten, Fakten. Man hat sie schließlich doch erschossen und ausgestopft. Wenn du sie sehen willst, ich zeig sie dir. Du willst nicht? Um so besser. Ich war auch nie dort. Nur ihre Kinder einmal, bei einer Exkursion. Ach, und beinahe hätte ich es vergessen! Neben ihr hängst als Trophäe, von ihr zur Strecke gebracht, dieser Wissenschaftler. Wie lebendig, sagt man.

Das ist alles. Ich sag dir noch mal: Such hier keinerlei Moral oder übertragene Bedeutung. Alles hat sich so zugetragen, wie ich es dir erzählt hab. Alles dem Leben entnommen, und ein bißchen dem Tod. Das glaubst du nicht? Das ist eine ganz gewöhnliche, wenn auch düstere Geschichte und, bedenkt man es recht, gar keine so seltene.

Schlaf, mein Spätzchen, schlaf.

Roßhaar aus dem Frack des Lebens

Jurgis Kunčinas

Ich erinnere mich noch sehr gut, wo und wann ich diesen Frack gekauft habe. Das war 1967, in den finsteren Jahren der Okkupation! Ein Grünschnabel war ich damals, zwanzig, und mein neuer Frack lehmfarben, derbes Gewebe oder auch nicht so derb; ich wußte nur, es war ein tschechischer Frack, nagelneu, also unvergleichlich jünger als ich damals. 25 Rubel hab ich dafür hingeblättert, in einem Konfektionsladen irgendwo gegenüber dem Kino „Oktober“. Und bin sofort hineingeschlüpft.

In dem Frack fühlte ich mich gleich wohl – er saß wie angegossen, war bequem und eine Augenweide. Ein durch und durch demokratischer Frack, frei und unvoreingenommen. Nicht so hell, um Staub und Schmutz anzuziehen, aber auch nicht so dunkel, um Finsternis und Hoffnungslosigkeit zu verbreiten. Er besaß zwei seitliche Außentaschen, eine weitere in Brusthöhe, eine „geheime“ innen, und dann noch eine ganz kleine. Für die Tabakspfeife, hatte mir die Verkäuferin erklärt. Später brachte ich dort tatsächlich ein Mundstück unter, nebst größeren Zigarettenstummeln.

Der Himmel ist mein Zeuge: Jeder zweite, der vorbeiging, warf einen erstaunten Blick auf meine Neuerwerbung. Jeder dritte hob die Hand, und jeder fünfte stürzte auf mich zu, um sich zu erkundigen, wo ich den erstanden hätte.

Umgehend wollte ich mit dem Frack in die Oper. Dort gaben sie gerade mein Lieblingsstück, „Lucia di Lammermoor“ von Donizetti. Aber in der Nähe vom „Narutis“ versperrte mir eine Schar von Jungliteraten den Weg. Diese unbekümmerten und unbefrackten Typen befühlten, worauf ich so stolz war, um dann einstimmig zu beschließen: Darauf müssen wir einen trinken!

Am nächsten Morgen lag mein Frack zerknautscht auf dem Boden, er machte den Eindruck eines geprügelten Hundes. Das gute Stück hatte Bierflecken, war grün von Gras und gelb von Butterblumen. Obwohl ich heute schwören könnte, daß um das „Narutis“ herum weder Gras wächst noch Butterblumen gedeihen.

Der Frack wurde für einen lächerlich geringen Betrag in der volkseigenen Wäscherei „Regenbogen“ gereinigt. Wieder sah er aus wie neu, obwohl er das schon nicht mehr war. Und am Kragen piekten zwei

Roßhaare heraus. Ich wußte, daß weder Anzüge noch Matratzen ohne Roßhaar auskommen. Aber dennoch. So schnell ging das. Fast wie ein böses Omen. Doch ehe er sich in seine Einzelteile auflöste, brauchte mein Frack noch eine Weile.

In ihm hab ich sogar geheiratet, und auf dem Hochzeitsfoto ist nicht zu sehen, daß er in der Reinigung war und wer weiß wo sonst noch. Ein toller Frack, eines Mannes würdig.

Nach der Hochzeit wusch meine Frau jammernd Rotweinflecken heraus, nur auf dem Kragen und am Rücken blieben ein paar Teerspritzer. Klar, es wäre ein Leichtes gewesen, letztere einfach herauszuschneiden - manch einer reinigt seine Kleidung auch so!

Aber der gesunde Menschenverstand verbot es mir: Sollen sie drin bleiben. Dann weißt du wenigstens, wo du dich rumgetrieben hast.

Das Leben ging seinen Gang. Ich nahm meinen Frack mit zum Flußufer hinunter, ich war mit ihm in Cafes zusammen, nahm ihn zum Tanz mit. Nach meiner Scheidung legte ich ihn fremden Mädchen um die Schultern, breitete ihn auch im Gras aus, wenn es sein mußte, oder im Sand. Wenn es regnete, zog ich ihn einfach über den Kopf. Sicher habt ihr schon Männer gesehen, die sich die Jacke über den Kopf gestülpt haben. Der Frack und ich, wir blieben uns treu. Und obwohl sich an den Taschen niemand zu schaffen machte, rissen sie, und meine Finger gelangten durch die Löcher im Futter bis zum Saum. Dort fanden sich Bleistiftstummel, Büroklammern, Streichhölzer, Tabakkrümel; einmal stieß ich auf zwanzig Kopeken, mit denen ich zwei Schönheiten zum Kaffee einlud - eine vom Konservatorium, die andere vom Halu-Markt. Die eine nähte das Futter und sang dabei, die andere beschäftigte sich mit den Knöpfen und stopfte die durchgescheuerten Ellbogen. In die Brusttasche steckte sie ein Kleeblatt. Sie versuchte auch den Teer vom Kragen zu kratzen, aber vor allem erwies sie sich als so anhänglich, daß sie meinem Frack ganze zwei Monate überallhin folgte. Diesem alten Kerl, dem das Roßhaar schon büschelweise ausfiel... Manchmal trug ich zur Tarnung eine Strickjacke oder zog einen Pullover drüber, aber sie fand mich immer, und schließlich gingen wir untergehakt durchs Leben - bis zum Horizont und zurück.

Einmal jedoch hab ich meinen Frack einer Vogelscheuche umgehängt, ihn sozusagen verliehen, und er blieb im Garten. Das hat er gehaßt, einer so schlampigen Person zu Diensten zu sein. Er glänzte bis zu

den Sternen. Um dann im Gleitflug zu mir unters Dach zu flattern. Ich deckte mich mit ihm zu und schlief durch, bis zur nächsten Wahl.

Wir lebten damals alle so - von Wahl zu Wahl, und das Roßhaar fiel weiter aus, das gute Stück ging immer mehr aus den Fugen, immer schwerer wurde es für ihn, Regen und Feuchtigkeit standzuhalten. Auch wurde das glatte Futter schwarz und zerfiel. Als ich wieder mal aus alter Gewohnheit die Hände in den Taschen vergrub, guckten die Finger unten raus. Auch für Kopeken war nun kein Platz mehr. Schade.

Einmal trat ich in dieser Aufmachung vor eine gutgekleidete Person, die sich damals Genosse nannte (wer den Namen wissen will, er ist bekannt), und fragte: Schon mal einen richtigen Vagabunden gesehen, Genosse? Der Genosse schüttelte seinen klugen Kopf. Daraufhin ließ ich die Hände in die kaum noch existierenden Taschen gleiten und winkte mit den Rockschößen.

Da, sie her. Flatterhaft, ein Landstreicher. Und was kannst du uns anhaben?

Diese Nummer gefiel dem Genossen so gut, daß er mir einen neuen Frack kaufen wollte, aber das ließ ich nicht zu. Wir aßen im Flughafenrestaurant zusammen Abendbrot, und ich schrieb mir mit Filzstift seine Telefonnummer direkt auf den Ärmel. Vielleicht hätte ich ihn auch angerufen, aber noch in derselben Nacht wusch Regen die kostbare Nummer ab.

Einmal ging ich baden, ich weiß nicht mehr genau wo, ob in Valakampiai oder in der Sauna - da ist mir der Frack doch geklaut worden! Ein halbes Jahr lang lief ich im Hemd herum und schniefte, bis ich ihn endlich in einer Bierstube wiedererkannte. Ein gefährlich aussehender, aber schon müder Athlet trug ihn, wie kam der da rein? Ich gab einen nach dem anderen für ihn aus und traktierte ihn solange mit „Širvėna“, bis er einnickte. Dann half ich ihm heraus aus meinem teuren Stück und gab Fersengeld. Dieser Hundesohn hatte versucht, den Frack umzufärben, graugrün war er jetzt, mit einem Stich ins Blaue. Er hatte sich so verändert, daß mir Zweifel kamen, ob er wirklich mir gehörte. Aber als er sich so sanft anschmiegte und mit allen heilen Fäden und Nähten seufzte, verflogen meine Zweifel - das ist meiner, meiner!

Er hat mich lange begleitet, auf allen Wegen des Lebens und Nichtlebens. Nicht nur einmal wurde er mit Dreck bespritzt, mit Blut, wurde bespuckt und verachtet. Aber er hat überlebt, hat alles aufgehalten.

Gestern hab ich ihn aus dem Schrank genommen, ihn gestreichelt und mir schien - oder war es wirklich? - , als ob der Frack ein Danke flüsterte. Einer, der sich treu geblieben ist. Kein Verräter. Nie hat er sich ein Komsomolabzeichen angesteckt oder Schulterstücke getragen. In seiner Brusttasche wurden keine Schlangen genährt. Die Knöpfe, so scheint es, haben sich schon vor hundert Jahren losgerissen. Und vom Roßhaar ist kaum etwas geblieben. Und falls doch, dann ist es sanft und geschmeidig geworden. Glänzend wie Seide. Roßhaar aus dem Frack des Lebens...

Ich hab ihn an einem Ehrenplatz aufgehängt, zwischen all den hellen und dunklen Anzügen. Diese sich ewig streitenden Kleidungsstücke kicherten einmütig, dann zischten sie böse und flohen eiligst in die entgegengesetzten Ecken des neuen Schrankes. Und er, der Alte, keuchte heiser, dankte nochmals und schloß selbst die Schranktür von innen. Morgen werde ich ihn überziehen und in die Stadt gehen. Denn morgen ist ein Festtag - ein Treffen der alten Fräcke auf dem Rathausplatz, vor dem ehemaligen Kino „Oktober“.

Um 16. Uhr versammeln wir uns. O, wir werden herumflattern wie richtige ehrsame alte Vagabunden. Und dann sehen wir, wer was ist. Dann wird sich zeigen, wer was ist.

Lucija

(Die Zeichnung: ein Mensch, ein Baum, ein Haus) Eine Novelle

Jurgis Kunčinas

„Du rauchst?“, rief Lucija verärgert und warf die Tür hinter sich zu.

„Hast es nicht ausgehalten?“

Wozu noch fragen? Zigarettenrauch kringelte sich, die Rauchschwaden standen regelrecht in der stickigen Luft. Lukas grinste, dann sah er ihr geradewegs in die Augen, die samtbraun waren.

„Ich dachte nicht, daß sie... so schnell zurückkommen.“

„Zeig, was du geschrieben hast. Hast du was geschrieben?“

„Noch nicht... später vielleicht.“

Auf Lucijas Anweisung hin sollte der junge Patient der Suchtabteilung möglichst detailliert und folgerichtig den Tag beschreiben, an dem er zum ersten Mal mit Alkohol in Berührung gekommen war. Die Psychologin hatte dafür zwei Stunden veranschlagt, war aber bereits nach einer halben Stunde zurückgekehrt. Sie ahnte wohl, daß der hier nichts schreiben wird. Und so war es. Lukas saß am Fenster, das mit einem weißen Gitter bemalt war und blickte seinen Rauchschwaden nach. Auch Lucija trat ans Fenster. Draußen blinzelte eine matte Oktobersonne. Lautlos fielen Blätter, ein paar Eichelhäher lärmten. Zwischen den Bäumen hantierte ein alter Mann im blauen Kittel, der Laub zu einem gewaltigen Haufen zusammenfegte. Ebenfalls ein Alkoholiker. Seine Mitpatienten hielten ihren Mittagsschlaf, er allein fegte und harkte.

„Kannst du dich an gar nichts erinnern? Lukas!“

„Ja doch. Ich erinnere mich. Vielleicht erzähle ich es ihnen besser?“

„Nein, du schreibst. Mindestens drei Seiten. Kann ich mich darauf verlassen?“

Der Junge schwieg. Wie unreif er noch ist, dachte Lucija. Ein typischer Halbwüchsiger, ein Bürschchen. Wie oft wird man ihn noch hier einliefern? Siebenmal? Zehnmal? Aber das war eben ihr Job: Sag dies und das, schreib dies und jenes, antworte auf meine Fragen. Wodurch unterscheidet sich ein Vogel von einem Baum? Und was hätte sie selbst darauf geantwortet? Daß ein Vogel sich auf einem Baum niederlassen kann, aber ein Baum nicht auf einem Vogel?

Sie, Lucija, Psychologin mit Hochschulbildung, wie man sagt. Siebenundzwanzig Jahre alt, unverheiratet, Litauerin mit deutlich tatarischem Einschlag. Was noch? Mittelgroß, etwas stämmig, rundes Gesicht, dunkle Haut. Und eben die schönen samtbraunen Augen. Kräftige

Der Junge lachte. Eigentlich ist die nicht übel, dachte er. Was machte es, daß sie älter ist und diese Fältchen hat um die Lippen herum. Auch die Haut, irgendwie indianerhaft. Eigentlich vergötterte Lukas Blondinen, obwohl er selbst mehr einem Zigeuner ähnelte; schwarzes, lockiges Haar, kräftiger Körper. Nur das Gesicht weiß wie Marmor. Ein wenig waren sie einander ähnlich. Gewöhnlich hassen sich ja solche ohne ersichtlichen Grund.

„Gut“. Lucija gab sich betont ruhig, wenigstens schien es ihr so. „Dann machen wir jetzt einen Test.“

„Was machen wir?“

„Das wirst du schon sehen, Kleiner. Setz dich. Hier ist ein Blatt Papier, ein Stift. Du zeichnest mir... Du zeichnest mir einen Menschen, ein Baum und ein Haus, klar?“

„Ich kann nicht zeichnen, Fräulein...“

„Nenn mich nicht Fräulein, Lucas. Ich bin kein Fräulein für dich. Und du, hast du... ein Fräulein?“

Lucas schob sich demonstrativ beide Hände unter das Hemd und massierte sich den Bauch. Was sollte man antworten auf so eine dumme Frage.

„Was das Zeichnen angeht, da gibt es nichts zu können. Mach es so, wie es dir einfällt. Wie Kinder zeichnen. Einen Menschen, einen Baum und ein Haus.“

„Und wozu das alles?“

„Was? Das wirst du schon sehen. Zeichnest du nun?“

„Darf ich dabei rauchen?“

„Meinetwegen“. Lucija war es schon egal. „Gib mir auch eine.“

Lucas rauchte, dann setzte er sich und begann etwas auf das leere Blatt zu kritzeln. Lucija stand, die Zigarette in der Hand, am Fenster. Blätter bedeuten gar nichts, dachte sie. Oktober. Herbst eben, weiter nichts. Aus dem Nebel tauchte ein blauer, dann ein orangefarbener Bus. Übrigens war der Alte freiwillig zum Laubfegen angetreten. Um nicht tagsüber mit den anderen schlafen zu müssen. Wer tagsüber schläft, pflegte er zu sagen, der wacht leicht überhaupt nicht mehr auf. Soweit bringt einen das Schnapstrinken.

Mit einmal verschwand die Sonne, so plötzlich, als habe jemand das Licht gelöscht. Zu einer trüben Behausung mit niedriger Zimmerdecke war es geworden, ihr „Psychologisches Kabinett“. So stand es auf der weißgetünchten Tür, draußen, vom Korridor aus gesehen. Lukas rauchte

und schien sich mehr und mehr in seine alberne Aufgabe zu vertiefen. Er kritzelte immer heftiger.
Lucija ging zur Tür und schloß sie schweigend von innen ab. Der Schlüssel glitt in die Tasche ihres Dienstkittels. Sie besaß noch einen zweiten, privaten, der aus Seide war und im Schrank hing. Sämtliche Psychologen, und von diesem Berufsstand wimmelte es hier, liefen in diesen Kitteln herum. Ebenso die Anästhesisten und die Krankenschwestern, schließlich die Hilfspfleger, meist ehemalige Patienten mit blauen Nasen, die nunmehr in Maßen tranken - und arbeiteten.

Recht eifrig, die Zungenspitze herausgestreckt, schien Lucas an seiner Zeichnung zu arbeiten. Siebzehn Jahre und drei Monate war er alt. Kaum erinnerte er sich, wann er zum letzten Mal einen Menschen gezeichnet hatte.

„Zu dunkel“, rief er, und im nächsten Augenblick war die Sonne wieder da. Wenn auch nur eine blasse Oktobersonne. Hat der eigentlich noch was drunter unter seinem Pyjama, durchfuhr es Lucija. Mein Gott, was soll das, fiel sie sich selbst ins Wort. Und dennoch... Hör auf, Lucy, befahl sie sich schließlich. „Lucy“, so hatte sie ihr Liebhaber genannt, ihr einziger. Der war Pfleger gewesen und hatte es verstanden, ihr vorzumachen, er sei endgültig weg vom Alkohol. Später hatte sie selbst ihn mit einer Flasche zu halten versucht, vergeblich. Aber erst, als sie sich in die Psychologie eingearbeitet hatte, überzeugte sie sich, daß sie von Anfang an nicht zueinander gepaßt hatten. Bestimmt war es so. Doch sie sehnte sich nach einem Mann und litt. Zuweilen schien es Lucija, ihr Elend bestehe darin, daß sie einfach zuviel wußte. Daß sie jeden Mann durchschaute. Und die waren alle nur auf das eine aus. Taugenichtse waren das, Egoisten, von krankhaften Ehrgeiz getriebene, Introvertierte, Choleriker, Neurotiker. Auf beinahe jeden von ihnen paßte ein Terminus aus dem „Handbuch für Psychologie“, jenem schmalen Bändchen mit dem grünen Einband. Was gab es noch? Ergraute Erotomanen, kahlköpfige Exhibitionisten. In solchen Kategorien zu denken, das schaffte Übersicht. Lucija fühlte sich jedem schnauz- oder stoppelbärtigen Geschöpf überlegen, und nicht allein in dieser Anstalt. Nein, überall! Aber kam man ohne sie aus? Begehrte man sie nicht? Da war dieser hier, das Bürschchen. Bestimmt ist der aggressiv, dachte sie. Und da lag sie völlig richtig.

Lukas zeichnete noch immer. Amüsiert beobachtete Lucija, wie sich eine Locke hob und senkte, wenn er den Kopf bewegte, und errötete

abermals. Gerade hatte er sich ein wenig zur Seite geneigt, um sein Kunstwerk besser in Augenschein nehmen zu können. Wie ein Kind. Offenbar hatte er ein Dach gemalt. Schließlich konnte Lucija nicht mehr an sich halten und lachte laut.

Erstaunt blickte Lukas auf.

„Mach weiter. Laß dich nicht stören."

Zu Hause, wenn sie allein war in ihrer dürftigen Mietwohnung, schloß sich Lucija manchmal ein. Dann entkleidete sie sich, um sich anschließend ausgiebig in einem großen Spiegel zu begutachten. Die eigene Nacktheit brauchte man nicht zu fürchten. Die anderer zuweilen schon, und wie! Einmal im letzten Sommer, es war sehr heiß gewesen, wäre sie im Park beinahe auf ein Pärchen getreten, das es ungeniert miteinander trieb: ein spindeldürrer Schizophreniker und eine rundliche Debile aus der Frauenabteilung. Nachdem er Lucija gesehen hatte, blinzelte er einen Augenblick, um dann um so eifriger seine Beschäftigung fortzusetzen. Die Debile mußte sie ebenfalls wahrgenommen haben, ihre Blicke trafen sich, aber das Mädchen sah gleichsam durch sie hindurch. Erst später kam ihr die Erkenntnis: Die Ärmste verstand doch gar, weder, was mit ihr vorging, noch warum da eine Pflegerin stand. Lucija war zumute, als wäre sie in ein Schlangennest getreten. Und dann noch Psychologin! Den Anblick der beiden wurde sie nicht los, stets hatte sie die ineinander verschlungenen Körper vor Augen, im Bus, oder dann, wenn sie selbst auf dem kühlen Bettlaken ausgestreckt lag.

Lucija stand jetzt direkt hinter Lukas und versuchte, ihm über die Schulter hinweg auf seine Zeichnung zu sehen. Ein Haus, ja, ein Haus hatte er schon recht und schlecht zu Papier gebracht. Aber was versuchte er da mit der Hand zu verdecken?

„Zeig her!" Aber Lucas kicherte nur leise in sich hinein. Die Hand zog er nicht weg. Sie hatte ihre üppigen Brüste gegen ihn gepreßt und versuchte, ihm das Blatt zu entreißen. Doch Lucas ließ das nicht zu. Auch er war rot geworden und kicherte immer hörbarer. Lucija beugte sich noch mehr über den Jungen - den Jungen? - , der sich nicht von der Stelle bewegte. Ihr Blick verschattete sich. Allzu stark waren Lucijas Begierden, als daß sie inneren Widerstand hätte leisten können. Lukas schnaufte vernehmlich. Und dann ging alles sehr schnell. Der Patient schnellte mitsamt seinem Sessel herum, schloß Lucija in die Arme und landete mit ihr auf dem Sofa. Die Zellophanhülle, die das weiße Leinen überspannte, riß; hier wurde den Trunkenbolden hin und wieder der

Blutdruck gemessen und die Herzfrequenz. Der Blutdruck der beiden war wohl ziemlich hoch, auch die Herzen pochten. Lucija nahm noch wahr, daß dieses Kind augenblicklich splitternackt dastand. Wieder - nach so langer Zeit! - spürte sie einen Mann in sich, biß sich auf die Lippen, aber dann stöhnte sie nur: mehr, Lucas, mehr!

„Was wird nun?“, fragte sich Lucas erschrocken, nachdem er wieder in seine verschlissene Krankenkluft geschlüpft war. Es war doch sie selbst! Sie selbst!

Hinter der geöffneten Schranktür verborgen, zog sich Lucija eilig an. Schlüpfte in ihren guten, den Seidenkittel. Jetzt konnte man sie schön nennen. Die Fältchen um ihren Mund waren verschwunden. Wie sie die Haare trägt, das steht ihr, dachte Lucas verwirrt. Und wütend ist sie nicht? Offenbar nicht. Sie lächelte, strich ihm sogar über seine struppige Mähne. Und warum hatte die andere sich so angestellt? Er hatte nicht zugeschlagen, brauchte hier nicht den Alkoholiker zu mimen. Alkoholiker! Ein Witz. Doch dann gäbe es auch Lucija nicht, die gerade den Finger an die Lippen führte - Pst! Still! Schauspielerin. Er wollte wieder loskichern, doch als Lucija sich näherte, hatte er große, erschrockene Augen. Wird sie doch noch auf ihn eindreschen? Jetzt? Soll sie nur. Soll sie machen, was sie will. Er war kein Kind, jetzt nicht mehr. Ach, sie bückte sich nur, hob das Blatt mit seiner Zeichnung auf. Auf ihr fanden sich ein Baum, ein Haus und, überraschend, eine nackte Frau. Unbeholfen hingekritzelt, klar, doch dafür fehlte ihr nichts: volle Lippen, beachtliche Brüste, Schenkel, und dazwischen etwas, das wie ein Schwalbennest aussah. Ein dunkles Gewirr. Diese Frau war Lucija nicht unähnlich.

Die errötete abermals, aber die Röte drang diesmal nicht durch ihre dunkle Haut. Lucas beugte sich zu ihr herunter, begann unbeholfen, ihre feuchten Lippen zu küssen. „Hör auf“, prustete Lucija, „Wer küßt denn so?“ Lucas schnaubte nur. Ganz und gar noch ein Kind, dachte die Psychologin, und nun lachte sie. Sie fühlte sich leicht, jung und irgendwie sehr zufrieden. Auch Lucas lachte, so laut, daß die Fensterscheiben erzitterten und im Hof sämtliche noch verbliebenen Blätter von den Bäumen abfielen. Der Alte schickte verwundert einen Blick zum Himmel - nein, kein Lüftchen. Seltsam. Verwirrt ließ er sich auf seinen vielfarbigen, feuchten Laubhaufen nieder und war augenblicklich eingeschlummert. Und die beiden standen und lachten.

Es war bereits Mitternacht, als jemand den fest schlafenden Lucas vorsichtig an der Schulter rüttelte. Er brummte etwas und warf sich auf die andere Seite. Aber da, wieder. Er fuhr hoch, aber schon verschloß ihm eine feste, trockene Hand den Mund. Er blinzelte und erkannte schließlich Lucia.

„Pst“, flüsterte sie. „Mach keinen Lärm. Steh auf... Dein Haus ist ohne Schornstein. Gehn wir, du mußt mir noch einen Schornstein zeichnen!..“

Aus: Jurgis Kunčinas. Menestreliai maksi paltais. Novelės. Vilnius 1996

Über den Autor

Jurgis Kunčinas ist Lyriker, Prosaist, Essayist und Übersetzer. Er studierte Germanistik an der Universität Vilnius, wurde aber zwangsexmatrikuliert, als er sich weigerte, am Wehrkundeunterricht teilzunehmen. Nach der Armee arbeitete er als Übersetzer für Zeitungen. Danach lebte er von Gelegenheitsjobs. Heute ist er freischaffender Schriftsteller und Übersetzer aus dem Deutschen. Von 1977 bis heute veröffentlichte er sechs Lyrikbände, sieben Bände mit Kurzprosa, darunter auch für Kinder, sowie Essays und sechs Romane. Für den Roman Tūla bekam er 1993 den Preis des litauischen Schriftstellerverbandes für das beste Buch des Jahres. Es folgten ein Jahr später der Preis der Zeitschrift „Nemunas“ für seine Prosa, schließlich 1996 der Literaturpreis der Stadt Vilnius. Kunčinas ist Mitglied des litauischen Schriftstellerverbandes und des P.E.N.-Zentrums. Er wohnt in Vilnius.

„Eher springt ein Löwe durch einen brennenden Reifen, als ein Aphorismus durch eine Aureole.“

Vytautas Karalius, ein Virtuose der kleinen Form

Längst ist es bekannt: Ein Schriftsteller, der einen Band mit Aphorismen anbietet, stößt bei Verlegern in der Regel auf geringes Interesse. Aphorismen, um es rundheraus zu sagen, „verkaufen sich nicht“, man kann mit ihnen kein Geld verdienen, denn allenfalls eine kleine Zahl von Lexigraphen, Liebhabern, Sammlern von Paradoxa und Sinnsprüchen kommen als Käufer in Frage. Auch sonst: Wird Bilanz gezogen über die Literaturentwicklung, kommen die kleinen Formen, sofern sie nicht irgendwie der Lyrik zuzuzählen sind, in der Regel gar nicht vor. In Zeitungen und Journalen werden Aphorismen auf die letzte Seite verbannt, in die Ecke mit dem Kreuzworträtsel. Dieses mangelnde Prestige steht, auch gerade in Deutschland, in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem Ansehen, den dieses Genre in der Literaturgeschichte immerhin hat. Lichtenberg ist vor allem als Aphoristiker berühmt geworden, Karl Kraus wäre zu nennen. Auch Friedrich Nietzsche, die „Morgenröte“ oder die „Fröhliche Wissenschaft“ beweisen es, war ein Aphoristiker obersten Ranges. Und er war es nicht nebenbei. Diese Art, sich auszudrücken, in knappen, zugespitzten Sentenzen, führt ins Zentrum seines Denkens. Bei den Franzosen fallen einem zuerst La Bruyere und Le Rauchefaucould ein, bei den Polen des 20. Jahrhunderts gelangte Jerzy Lec mit seinen „Unfrisierten Gedanken“ zu einiger Berühmtheit, auch in Deutschland.

Wer sind diejenigen, die sich der kleinen Form verschrieben haben? An Selbstdefinitionen fehlt es nicht. Als „Schlosser des eingerosteten Denkens“ hat Karalius die eigene Zunft, die der Aphoristiker, bezeichnet. Oder als diejenigen, die „die größten Worte im kleinsten Sarg beerdigen“. Ein anarchischer, rebellischer Grundzug ist ihnen eigen, das liegt in der Natur der Sache, der sie sich verschrieben haben: der Welt frisch-fröhlich und ohne allzuviel Respekt vor Autoritäten, aphoristisch zu Leibe zu rücken. Kein Zweifel: Diese subtilen Gebilde sind Systemzerstörer, das ist schon der Grund, warum sie bei Philosophen nicht eben beliebt sind, und bei politischen Sonntagsrednern noch weniger, weil sie auch die gängigen Phrase gedanklich unterwandern und lächerlich machen. Unter Schriftstellern ist der Aphorismus gefürchtet. Ist er doch in

der Lage, mit einem einzigen Satz einen Tausend-Seiten-Roman zur Strecke zu bringen. Karl Kraus etwa hat solche Exekutionen demonstriert.

Vytautas Karalius, auch wenn man ihn im Westen kaum kennt, ist, um auch das paradox zu formulieren, einer der Großen dieses kleinen Genres, das er virtuos zu handhaben versteht. Von unübertrefflicher Prägnanz sind allein die Aphorismen, die der Meister selbst, wenn man ihn daraufhin anspricht, etwas wegwerfend „die Politischen“ nennt. Dabei hat er den Realsozialismus sowjetischer Spielart auf eine Weise seziert und ad absurdum geführt, wie man es selten je gesehen hat. Wie er das tut und mit welchen Mitteln, es wäre eine Dissertation wert. Diese aphoristischen Bestandsaufnahmen zeigen im übrigen, was das Genre leisten kann. Und daß es durch andere Literaturformen unersetzbar ist.

Noch ein Gedanke, der sich aufdrängt, wenn man Karalius liest: So etwas kann man nicht irgendwo am Schreibtisch produzieren, das ist erlebt und erlitten. Hier wird Existentielles zur Sprache gebracht, dieser Autor geht auf Ganze. Dennoch ist die gedankliche Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus nur ein Aspekt seines Denkens, das nach allen Seiten ausgreift, und so bunt und vielfältig ist wie das Leben selbst.

Wie sollen Aphorismen dargeboten werden? Sie „sortieren“ zu wollen, thematisch etwa, wäre ein hoffnungsloses Unterfangen. Ein wenig mehr zu präsentieren, als immer nur die halbe Seite, die ihnen in den gängigen Journalen zugestanden wird, erscheint hingegen angebracht. Jede Denkart braucht Raum, um sich zu entfalten, auch diese.

Seinen neuesten Aphorismenband „Endspurt der Schnecken“ hat der Autor, der zweisprachig im Memelland aufwuchs, selbst ins Deutsche übersetzt, gedruckt wurde er in Vilnius. Es ist zu hoffen, daß er auch den deutschen Leser erreicht. Und daß diese literarische Präsentationsform, eingedenk der großen Vorbilder, ihr Schattendasein beendet und die Anerkennung findet, die ihr zusteht.

Klaus Berthel

Aphorismen

Die Liebe und der Haß spazieren Hand und Hand, sie brauchen nicht mal Handschellen.

Dem Herzlosen ist ein Herz zu wenig, er möchte mit zwei Herzen herzlos sein.

Illusionen sind unsere Geliebten: uns Fehlt der Mut, die Wahrheit zu heiraten.

Aus der Kannibalenfolklore: Salze dich gut ein und komm zu Besuch.

Am weitesten vom Leben entfernt ist der Lebemann.

Das Leben lehrt, der Mensch muß Lehrgeld zahlen.

Ewige Liebe, zwei verliebte Vergänglichkeiten.

Liebe beflügelt – sogar das Geflügel.

Empörung der Schweine: Menschereien.

Die große Liebe ist wie ein großes Imperium: hast du es erobert, zittere, damit es nicht kleiner wird.

Als Mitmenschen sind wir geboren, in Mitmacher werden wir verwandelt.

Alles ist der Zukunft zugewandt – selbst der Schweinerüssel.

Fliegende Geldbeutel würden größere Verwirrung hervorrufen als Fliegende Untertassen.

Besser ein kühnes Poem über die Angst als ein ängstliches Poem über die Kühnheit.

Das Leben: durchlöchert von Schlupflöchern.

Eine Million: Sechs Nullen mit einem Fahnenträger.

Auf den Wiesen des Geistes weidet man am besten, wenn die Hirten schlafen.

Die Oberfläche ist ein tiefes Problem – aus der Tiefe betrachtet.

Die Jugend verirrt sich im Leben, das Alter in Memoiren.

In der Glücksschmiede ist ein Amboß wichtiger als eine gute Akustik.

Wie viele Enttäuschungen gibt es schon deshalb, weil Frauen und Männer verschieden enttäuscht werden.

Die Horizontfalle schlägt nicht zu, aber sie gibt auch nicht frei.

Der Leninismus ist tot. Es lebe der Lebenismus.

Dialektik der Diktatur: den Himmel vergrößern, die Fenster verkleinern.

Wunder oder Unglück? Sich mit fremden Federn geschmückt – und die wuchsen nach innen.

Gedankenspiele sind nicht die Kindheit der Gedankenarbeit.

Es ist leichter, den Ast abzusägen, auf dem man sitzt, als die Tribüne umzukippen, auf der man steht.

Gottes Geschenke sind so ausgelegt, daß man sich strecken und nicht bücken muß.

Auch ein Müllauto sagt viel über einen Staat. Nicht nur dessen Fahne.

Ideologen richten die Worte so zu, daß sie von Demonstranten getragen werden müssen.

Eis ist die Unfreiheit des Wassers. Und Wasser, ist es Freiheit des Eises?

Die Einstellung der Wanze zu Eisenbetten ist eindeutig und prinzipiell.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es nur ein Schritt. Auf was für einem schmalen Streifen leben wir!

Die Schlinge: aktivste Form der Null.

Zwei große Übel: die eilende Geschichte und das verspätete Gewissen.

Herablassen des Himmels auf die Erde: die gefährlichste geschichtliche Aktion.

Schwer ist ein mustergültiges Leben, leichter der Musterwohlstand.

Die Partei kann nur noch ein Münchhausen retten. Doch würde der sich für solch ein Abenteuer entscheiden?

Selbst Äpfel sind uns überlegen. Die werden fast alle reif.

Ein seltsamer Vogel: Auf einem Baumstumpf hockend, lobt er die Himmelshöhe.

Geschichtsbewußt: Der Wolf frißt das Rotkäppchen, dann trägt er die Kappe ins Museum.

In einem gut geführten Hühnerhof hängt nicht nur ein Bild vom Hahn, sondern auch eins vom Habicht.

Ein Paradox: So jung das Gewissen, und schon mit Hörgerät.

Wir sind Erdengäste, die erst beim Abschied verstehen, daß sie die Gastgeberin nicht einmal gegrüßt haben.

Ein Paar Siebenmeilenstiefel sind zu wenig: für den Rückweg brauchen wir ein weiteres Paar.
Manch hohe Worte sind ohne Feuerwehrleiter nicht zu erreichen.

Der Löwe kritisiert keine lahme Gazelle: er frißt sie.

Einer großen Idee fällt es leichter zu sterben, als kleiner zu werden.

Gras: die grünen Heerscharen Gottes, demütig und unbesiegbar.

Schlimm wäre selbst eine Okkupation durch Engel.
Der Mensch muß frei bleiben.

Allmählich wird das Ideal immer irdischer: es kommt der Tag, wo es zum Markt geführt wird.

Aufnahmeprüfung in die Demagogie-Akademie: beweisen, daß Spatzen den Adler überfallen haben.

Die Lüge hat keine Angst, ertappt zu werden. Sie trainiert auch ihre kurzen Beine.

Von der Dummheit muß man sich lossagen, nicht sie reformieren.

Wie würde Mono-Sinn die Menschheit verwüsten!

Geborgenheit: Ist der ganze Staat ein Terrorist, ist man vor Terroristen sicher.

Dummheit ist unvermeidlich. Ein Unglück ist allein die unantastbare Dummheit.

Hält man sich zu lange in einem Tempel auf, wird er zu deiner Adresse.

Ein echter Dichter langt der Muse auch mal unter den Rock.

Das Weglaufen von sich selbst kann zu einem Hürden-Marathon werden.

Ideologie: Selbstreklame der Gewalt.
Lokalisierung: Denken entsteht im Kopf, nicht in Litauen.

Einen Orden kann man selbst dem Horizont anheften.
Aber wie kommt man ran?

Vom Gefreiten der Lüge bis zum Lügengeneral. Was für ein langer und ruhmreicher Weg.

Wir gehen in die Zukunft, und sie schleicht uns heimtückisch nach.

Postume Ehrung des Chamäleons: Ein Sarg, der ständig die Farbe wechselt.

Die Wissenschaft dem Leben annähern. Hundert Millionen Feiglinge und keine einzige Doktorarbeit über die Angst!

Das Gewissen entkommt durch die Gedächtnislücke.

Auch ein philosophisches System bekommt Löcher wie ein Dach. Wenn du es nicht selbst reparierst, setzen andere ein neues auf.

Diogenes: Eine Reservetonne verkompliziert das Leben.

Das unermüdliche Vorbild: ein Musterschüler, ein Musterbürger, ein Musterrentner, eine Musterleiche.

Man kann ein Theoretiker der Perspektive sein,
ohne eine Perspektive zu haben.

Absolute Disziplin: sogar der Blitz steht an.

Die Partei ist ein Goldfisch, dessen Wünsche du erfüllen mußt.

Seine Mutter verdiente ihr Brot als Waschfrau, er mit Geldwäsche

Post-Gulag-Descartes: Ich werde rehabilitiert, also bin ich.

Ideologien sind kriegerische Märchen,
die nur die eigenen Drachen anerkennen.

Wie oft warten wir auf andere, und wie selten auf uns selbst.

Wenn der Mensch den Göttern das Federbett herunterzieht, erwachen sie und machen eine Reform.

Am leisesten wird das Gewissen beerdigt.

Politische Ökologie: am schlimmsten verschmutzt die reinste Idee.

Die Diener des blinden Glaubens sind sehend. Sie zählen ihre Blinden genau.

Viele Schafe gingen gern im Wolfspelz, aber wo nimmt man all die Wolfspelze her?

Die Römer überholen: Soviel Spiele, daß das Brot sich erübrigt.

Fast alle hohen Ziele gehen auf Stelzen.

Der Bauch verdirbt den Kopf. Und wie selten verdirbt der Kopf den Bauch.

Über den Autor

Vytautas Karalius, geboren 1931 in Klaipėda/Memel, studierte englische Philologie in Vilnius und war bis 1958 Englischlehrer. Danach freischaffender Schriftsteller. Veröffentlichungen in litauischer Sprache: Licht und Augen, Gedichte, 1960; Stafette des Feuers, Gedichte, 1964; Spiegel der Stille, Gedichte, 1972; Sisyphos ohne Stein, Aphorismen, 1974; Heiligenscheine und Mützen, Aphorismen, 1980; Die Sonne schreibt mit dem Schatten, Gedichte, 1982; Gras für das trojanische Pferd, Aphorismen, 1984; Die Null in der Schlinge, Aphorismen, 1996. Veröffentlichungen in deutscher Sprache: Flügel in Futteral, Aphorismen, Berlin 1984. Zahlreiche Publikationen in sowjetischen, litauischen und deutschen Zeitungen. Darüber hinaus übersetzte Vytautas Karalius Gedichte von Bertold Brecht, Paul Celan, Hans Magnus Enzensberger, Erich Fried, Michael Krüger, Peter Huchel, Nelly Sachs und andere ins Litauische.

„Sibelius wußte, wie Schnee klingt“

Leonardas Gutauskas. Ein Metaphysiker und Visionär*

Leonardas Gutauskas, geboren 1938 in Kaunas, ist Poet, Prosaautor und Maler. 1966 beendete er seine Ausbildung am Vilniuser Kunstinstitut. Seit 1966 nimmt er an diversen Ausstellungen teil, von 1991 bis 1993 lehrte er Malerei an der Vilniuser Kunstakademie. Gutauskas debütierte als Lyriker. In seinen Gedichtbänden „Ištrūko mano Žirgai“ (Meine Rosse sind ausgebrochen, 1961), „Vartai po diemedžių“ (Das Tor unter der Eberraute, 1976), „Portretas“ (Das Porträt, 1988), um nur einige zu nennen, bietet jede Zeile eine andere oft überraschende, zuweilen sonderbare Metapher. Auch Verse für Kinder entstanden, die Gutauskas, von ihm selbst illustriert, herausgab.

In seinem mehrbändigen Romanzyklus „Vilko dantų karoliai“ (Halsketten, aus Wolfszähnen gemacht) scheint es Gutauskas mit Proust aufnehmen zu wollen, sowohl was den Umfang seines Opus betrifft, als auch inhaltlich. Hier geht es ebenfalls um die Suche nach der verlorenen Zeit. Simas Tadas, der autobiographische Held, ein „Pinselkleckser“ und „Schriftführer“, verfaßt ein eigenartiges Künstlertagebuch, dessen persönliche Daten zusammenfallen mit den schicksalhaften Daten des Volkslebens. Der Roman experimentiert mit graphischen Zeilen, Silben, Lautmalereien. Wie bei Gutauskas' französischem Vorbild dreht sich auch hier unaufhörlich die Erinnerungsmühle, sämtliche Gedächtnissignale, und seien sie noch so ephemer, galt es zu fixieren. Hier finden sich, wie auch in den anderen Werken dieses Autors, eine Vielzahl von meist der Bibel entnommenen Anspielungen und Motiven, die den

christlich- religiösen Hintergrund deutlich machen, aus dem Gutauskas als Maler wie als Prosaautor schöpft.

Vermutlich aus der Stoffmasse dieses monumentalen Werkes sind im vorigen Jahr zwei kleinere Prosaarbeiten hervorgegangen: die Romane Šešėliai (Schatten) und Laiškai iš Viešvilės (Briefe aus Viešvilė). Beide beziehen ihre gestalterische Energie aus demselben Impuls. Diese Prosa ist visionärer Herkunft, dicht gewebt und locker-improvisiert zugleich. In den „Briefen aus Viešvilė" ist die Handschrift des Autors zu erkennen, doch der emotionale Ausdruck der „Briefe" steht im Gegensatz zur mehr konstruierten, rationalen Struktur von „Schatten".

Der Roman besteht aus vierzig Briefen, verfaßt in der Irrenanstalt von Viešvilė, ergänzt durch sechs Einschübe des Herausgebers, die dazu bestimmt sind, die nötigen Informationen über den Adressaten zu vermitteln, sein früheres Leben zu beleuchten, eine schwierige Freundschaft zu schildern. Wieder wird ein kompliziertes und anspielungsreiches Feld von Bedeutungen entfaltet. Jeder Brief hat sozusagen sein eigenes Sinn-Zentrum, doch oft nicht nur eins, was zuweilen die Rezeption erschwert. Und dennoch: Aus einzelnen Winken und Anspielungen formt sich allmählich das erschütternde Lebensdrama eines talentierten Künstlers und Poeten, der im Wahnsinn endet und der doch ver-rückte, zuweilen sonderbar hellsichtige Gedanken formuliert. Man wird in diesem Briefroman wenig äußeren Spannungsmomenten begegnen. Auch mag der barocke Tonfall, und die forciert christliche Allegorik, nicht jedermanns Sache sein. Aber wer sich auf diesen Text einläßt, begegnet wirklicher Kunst. Um abschließend Jūratė Sprindytė zu zitieren: „Nicht das Gerüst einer traditionellen Fabel, nicht die üblichen Kollisionen und Personenkonflikte sind in dieses Werk eingegangen, es dominieren moralisch-metaphysische Aspekte. Deutlich ist der Versuch, an die stillen und verborgenen Werte des Lebens zu erinnern und diese zum Sprechen zu bringen. Gutauskas scheut sich nicht, naiv, offen, ja altmodisch zu erscheinen. Er zielt auf die Dimensionen des Ewigen, indem er daran erinnert, wie zeitverhaftet wir sind. Das Poetische ist hier nicht mehr strukturelles Detail, es zielt aufs Ganze."

Nebenbei fällt hier auch noch ein Licht auf die unmenschlichen Zustände in der damaligen sowjetischen Psychiatrie.

Briefe aus Viešvilė, Roman

Textauszug

Mit einmal war er wieder aufgetaucht, an der Oberfläche meines Seins gleichsam, besuchte mich, als ich in einem kleinen Zimmer in Žvėrynas lebte und malte. Ihm, der niemals eine Angel in der Hand gehalten hatte, brachte ich das Fischen bei, genauer, die Bäche und kleinen Flüsse zu durchwaten, mit der Angelrute in der Hand und meinem Fischnetz über der Schulter. Seltsam waren diese Expeditionen: er trottete stets hinter mir her und pfiff leise vor sich hin, einen Fisch, den wir gefangen hatten, nahm er in beide Hände, drückte ihm aus irgendeinem Grund seine Lippen zwischen die Augen (vielleicht wollte er auf diese Art sich bei der Forelle entschuldigen für die, wie er es sah, Gemeinheit, die man ihr antat), dann tötete er sie mit einem Messer und legte das Opfer in den Brennesseln ab. Selbst den Angelhaken auszuwerfen, hat er nie versucht. Einmal sagte er: Ich bin der Schutzpatron sterbender Fische.

Das Studium neigte sich dem Ende zu, es blieb nur noch die Diplomarbeit, so gab es Zeit zur Genüge, häufig brach ich in die Dzūkija auf, zu den geliebten Forellenbächen. Hin und wieder gelangte ich bis in die Gewässer der Žemaitija: die Akmena, Veivirža, die Viešvilka. In die Žemaitija fuhren wir stets zusammen, vielleicht flüsterte ihm ein inneres Gefühl zu, das er dort seine letzte Herberge finden wird. Wir fuhren per Anhalter. Damals gab es noch keine großen Trucks, die unter Polizeibegleitung unterwegs waren, das wäre eine ganz ungewöhnliche Sache gewesen. Deshalb nahmen die Lastwagenfahrer gern einen Reisenden mit, oder zwei, vor allem, wenn sie von Vilnius aus in die Žemaitija wollten. Für die Fahrer fielen ein paar Rubel ab, und den Anglern war es eine schöne Annehmlichkeit.

An einem warmen Maitag fischten wir in der in den Nemunas mündenden Viešvilka. Unter den Vilniuser Anglern gab es das Gerücht, das man in diesem kleinen Fluß noch immer ein kiloschweres Exemplar an den Haken bekommen konnte. Von der Mündung des Flüßchens wateten wir auf dem mit Kieseln belegten Grund gegen die Strömung. Ich ließ den Angelhaken in eine Vertiefung gleiten, oder hinter einen größeren Stein. Wie immer war er ein wenig zurückgeblieben und pfiff vor sich hin. Nach einigen Stunden erreichten wir die Landstraße, die von Kaunas nach Šilutė führte. Unter einer Brücke, über die Autos hinweg-

donnerten, biß der größte Fisch dieses Sommers an, eine Forelle, die ein ganzes Kilo auf die Wage brachte, goldfarben, mit sehr klaren roten Punkten. Nachdem wir sie ins Gras gelegt hatten, konnten wir uns lange nicht satt sehen an ihrer Form, an der vollendeten Linie der Schwanzflosse.

Oberhalb der Straße gab es einen Teich. Ich begriff, daß auch das ein Forellenteich war. Vielleicht hätten wir unsere Angeltour hier beendet, aber irgendeine Ahnung sagte uns, daß die Viešvilka oberhalb des Teiches noch strömungsreicher und tiefer sein, und wir dort Erfolg haben müßten. Dann erblickten wir, nachdem wir den künstlichen Teich umgangen hatten, tatsächlich einen Abschnitt des Flußlaufes, wo das Wasser zwischen großen Steinen wirbelte. Dort fing ich auch die größte Forelle meines Lebens, ein dreieinhalb Kilo schweres Riesenexemplar. Sein präparierter Kopf schmückt noch heute die Kollektion in meiner Werkstatt. Wobei ich mir immer vorstellte, ich hätte einen Lachs gefangen. Lachseangeln in den Flüssen Norwegens, das war mein geheimster Wunsch.

Es reicht, sagte ich schließlich, fahren wir nach Hause, der Blitz wird uns treffen, wenn wir noch weitermachen. Aber er bat mich, noch fünfzig Meter flußaufwärts zu marschieren. Wir werden sehen, sagte er, ob die Viešvilka auch weiter so schön und strömungsreich ist, sehen wir uns einfach noch ein wenig um, vielleicht kehren wir irgendwann hierher zurück. Ich war einverstanden.

Der Fluß schlängelte sich dahin wie eine Natter, und in jeder Windung eine Vertiefung, wo ich abermals ein gewaltiges Exemplar ausmachte, aber die Angelrute war bereits eingepackt und die Gummistiefel im Rucksack, so beobachteten wir nur, erfreuten uns an dem kristallklaren Wasser, den farbigen Kieseln auf dem Grund, darunter geheimnisvollen grünen Steinen.

Plötzlich gelangten wir an einen hohen Drahtzaun. Er ragte aus einem Dickicht von wildem Flieder wie ein drohendes gewaltiges Spinnennetz. Der Drahtverhau reichte bis zum Grund des Gewässers. Wir versuchten, das Hindernis zu umgehen, aber bald mußten wir uns überzeugen, daß das unmöglich war. Himbeer-, Brombeer- und Wacholdergesträuch versperrten uns den Weg, so daß es wirklich eine Dummheit gewesen wäre, sich da durchzuschlagen.

Ich begriff, daß das irgendeine verbotene Zone war, obwohl sie keine Warnschilder „zierten“, etwa das mit dem rotgestrichenen eisernen

Stern. Offenbar war das kein militärisches Sperrgebiet, eher eine unbenannte, gewöhnlichen Sterblichen unzugängliche verbotene Zone. Und dennoch war ich neugierig. So blickten wir durch das Gitter auf ein von hohen Bäumen bewachsenes Gelände. In der Tiefe eines alten Parks erkannten wir ein zweigeschossiges, sehr verwahrlostes, blaßgelbes Gebäude, sicher die Reste eines ehemaligen Gutshauses.

Plötzlich wurde die Stille von einem schrecklichen Heulen unterbrochen. Ein Mensch heulte da, so wie ein Wolf in einer Winternacht den Mond anheult. Es lief einem kalt den Rücken herunter. Wir sahen uns beide an und verstanden, sagten aber kein Wort. Eilig entfernten wir uns, noch immer von diesem Laut verfolgt, der ein vielfaches Echo warf und geradezu aus dem Jenseits zu kommen schien. Was für ein schrecklicher Kontrast, dachte ich: die Heiterkeit des Flusses, die farbigen Fische, und dann dieser unirdische Laut, gleichsam wie ein drohendes Signal einer nicht zu benennenden Gefahr.

Unter hohen Bäumen am Straßenrand warteten wir auf einen Wagen, der uns nach Vilnius oder wenigstens bis Kaunas mitnimmt. Ich blickte stumm vor mich hin, in das gelbgewordene sandige Gras. Und er, der Freund, stand und konnte nicht den Blick wenden, die ganze Zeit über hatte er das alte Gemäuer zwischen den rauschenden Baumwipfeln vor Augen. Als gierte er danach, sich dieses Bild tief einzuprägen...

Dreißigster Brief

Ich habe dir bereits geschrieben, daß ich früher gern gereist bin, daran hat sich nichts geändert. Ich reise in Gedanken, für die es keine Hindernisse und Absperrungen gibt, keine Metallgitter, Zäune, hohe Mauern. Selbst die chinesische Mauer ist den Gedanken nur ein flacher Maulwurfshaufen, und das Schwarze Loch nur ein Astloch für den Bunt- oder Schwarzspecht, aus dem er jeden Augenblick hinausfliegen, sich auf das Ei des Paradiesvogels setzen, und dann wieder davonfliegen in den Raum, wo feurige Sonnenwinde lodern. Gedanken sieht man in der Dunkelheit klarer als am hellsten Sommertag, deshalb habe ich mich schon längst an die Dunkelheit gewöhnt, und so wie meine Gedanken sehe auch ich in der Dunkelheit besser als tagsüber, ist mir doch die Dunkelheit leuchtender als das Licht.

Sicher hast du es nicht erfahren, aber hättest du es erfahren, würdest du sicher meiner Wahrheit beipflichten: Nur in der Dunkelheit leuchten die Vergißmeinnichtblüten, und sie allein wissen doch, was vergessen bedeutet, nicht wahr? Milliarden von Vergißmeinnichtblüten, so viele vielleicht, wie Sterne am Himmel sind, weil auch die Sterne wissen, was vergessen heißt.

Hin und wieder gelingt es mir, durch einen Spalt im Gitterzaun hinauszuschlüpfen. Ich suche gern Pilze hinter einem Feld, wo sich ein Tannenwäldchen erstreckt. Offenbar kenne ich Pilze von klein auf, aber die in diesem Wäldchen sind sich auf seltsame Weise einander ähnlich, vor allem der graue Fliegenpilz und der graue Täubling. Nachdem ich sie ausgegraben habe, prüfe ich sie mit der Zunge, alle gleich bitter, und das, sage ich, kommt von den grünen Tabletten, die diesen bitteren

Einunddreißigster Brief

Neue Schuhe bekommt man hier nie und nirgends, aber ein Wunder passiert.

Wenn die Sohlen dünn geworden sind wie Papier, nutzen sie sich nicht weiter ab, man geht gleichsam barfuß und dennoch beschuht, Stoppeln auf dem Feld oder auch Glasscherben können einem nichts anhaben. Nur hier, so pflege ich zu scherzen, in diesem abgelegenen Weltwinkel, werden eiserne Schuhe ausgegeben, solche, die sich nicht abnutzen. Ich lache, und alle lachen, sogar die Pfleger, die nie kapieren werden, warum diese Schuhe ewig sind. Ich könnte ihnen erklären, daß dies kein irdisches Schuhwerk ist, sondern jenseitiges. Auf der Erde gefertigt, ist es auf wundersame Weise zur Fußbekleidung der Engel geworden. Aber diese Hundesöhne stecken einen noch in die Zwangsjacke für solche Erklärungen. Verstehen sie mit ihren stumpfen, steinernen Herzen, daß diese Schuhe nur den wunden Seelen geschenkt werden für all ihre Leiden, für den Kopfschmerz, den sie zu erdulden hatten. Für die Augendämmerung mitten an einem Sommertag, für diese nicht enden wollende Sonnenfinsternis? Ihnen wird man nicht erklären, was passiert, wenn unsereiner sein Ohr gegen die Erde preßt. Er hört dann, wie die Würmer den Boden auflockern, andere die Wurzel des wilden Dornbuschs benagen. Oder wie eine Ameise mit sich zu Rate geht, wohin in ihrem Labyrinth, nach Westen oder in die Tiefe, näher zum Erdmagma hin. Den Pflegern wird man diese einfachen Dinge nicht mal mit einer Rechentafel beibringen, denn nur selten hat einer von ihnen drei Klassen beendet, die meisten nur eine Klasse. Dann bekamen sie den Vorschlag, hier in diesem alten Gut weggesperrte Menschen zu beaufsichtigen, solche, die sich nirgends beschweren werden, bei keiner höheren Instanz Gerechtigkeit suchen. Gleich wurde die angefangene Lehre hingeschmissen, offenbar haben sie mit ihrem dritten, dem Zyklopenauge, eine satte Zukunft gesehen in diesem Paradiesgarten hier, wo es ihnen bestimmt sein wird, für alle Ewigkeit zu herrschen. Zu herrschen, sage ich, denn selbst die Doktoren gehen den Pflegern lieber aus dem Weg. So einer prügelt einen Patienten halbtot, nur weil der ihn nicht höflich gegrüßt hat, und die Doktoren sagen dann nur: Mit Kranken muß man human umgehen. Sagen es und wenden den Blick,

denn die blutunterlaufenen Glotzaugen dieser Kreaturen stechen wie Spritzennadeln.

Du siehst, mein Freund, auch ich vermag zu scherzen, früher, noch in der Freiheit, begriff ich nicht diese Notwendigkeit. Spaßmacher und Witzbolde aller Art schienen mir keiner Aufmerksamkeit werte Windbeutel. Nur ernste Themen, etwa die Ewigkeit der Kunst, waren wichtig, der Ehrerbietung wert und seriöser Studien. Aber das waren zugleich Zeiten einer ungezügelten Ehrsucht.

Schienen es doch nur ein paar Schritte, und man war als Genie auf den Thron gesetzt, mit dem Lorbeerkranz für alle Zeiten. Heute begreife ich, was für oberflächliche Zeiten das waren, selbst die Liebe war eine Imitation, ein in illusionistischer Manier gemaltes Interieur mit Frau und mit rotem Wein. Der Witz, das Lachen ist sowohl eine Erfrischung als auch eine Waffe, die häufig, ganz ohne Blutvergießen, eine ganze Horde von Halunken besiegt. Aber sag mal, mein Lieber, welcher Vogel symbolisiert dir den Heiligen Geist, die Taube oder die Lerche? Für mich ist es die Lerche, weil sie über einem grenzenlosen Feld schwebt, leichter als der Äther. Hast du schon einmal eine in großer Höhe zitternde Lerche gesehen? Hast du richtig hingesehen, wirst du begreifen, daß sie in der Luft einem winzigen goldenen Kreuz ähnelt, mit dem Strahlenkranz der wirbelnden Flügel. In diesen Dorfkirchen, wo der Heilige Geist von Goldbronze übertüncht ist, erblicke ich immer nur eine Lerche, keine Taube. Obwohl ich fest davon überzeugt bin, daß sich damals eine weiße Taube über dem Jordan niederließ. Und daß diese Taube derselbe Vogel war, den Noah nach der Sintflut aussandte, um trockenes Land zu suchen.

Viešvilė

Zweiunddreißigster Brief

Dir ist es sicher kein Geheimnis, daß es Zeiten gab, wo ich ordentlich dem Alkohol zusprach. Ich trank, und nur jenes dickflüssige Stierblut, du erinnerst dich doch an diesen Wein. So einen schrecklichen Namen für einen Wein muß man sich erst mal ausdenken, du ziehst mit den Zähnen den Korken heraus und trinkst Stierblut. Unangenehm, sich auch nur daran zu erinnern, aber damals fühlte ich mich unwohl unter

Menschen, oder gar in weiblicher Begleitung. Ohne dieses Blut, ohne dieses konzentrierte Blut hätte ich die Versuchungen der Stadt wahrscheinlich nicht ausgehalten. Das ist die gute Seite dieses Weins. Aber da gab es auch etwas anderes, das war wie die gewendete Stierhaut: War ich betrunken, fiel ich auf die Knie und schlug den Kopf gegen den Boden, egal wo, in einem Restaurant oder im Zimmer, schließlich auf der Straße, wo ich ihn gegen die Gehsteigplatten rammte, auf das Kopfsteinpflaster.

Jetzt denke ich, daß ich mit dieser Prozedur des Kopf-an-den-Boden-Schlagens einigen Passanten den Eindruck eines muselmanischen Gebetsrituals machen mußte. Da hockt ein Mensch, beugt sich rhythmisch zurück, hebt die Hände gen Himmel, dann krümmt er sich zusammen, um mit der Stirn den Boden zu berühren. Aber das war keine Vorführung islamischen Glaubens. O, nein.

Indem ich den Kopf gegen den Boden schlug, wollte ich den entsetzlichen Schmerz aus ihm herausschlagen, diesen eiternden Dorn des Dornbuschs herausreißen. In nüchternem Zustand tat ich das nicht, nur dann, wenn ich Stierblut getrunken hatte. Vielleicht wollte ich nicht nur den Kopfschmerz aus mir herausprügeln. Vielleicht wollte ich auf diese Weise das Schicksal überzeugen, daß ich so ein Hundeleben nicht verdient habe, ohne Frau, ohne Zuhause, ohne jede Hoffnung auf den morgigen Tag?

Als wäre es heute, erinnere ich mich an die Worte, die ich gebetsmühlenartig wiederholte, während ich den Kopf auf den Boden oder das Pflaster schlug: Ich bin im Land der Stechäpfel geboren und aufgewachsen, ich bin dort geboren, im Land der Stechäpfel, und werde im Land der Stechäpfel krepieren. Jetzt ist es an der Zeit, ein Geheimnis zu lüften. Diese Worte von mir wurden am meisten gegen mich verwendet, sie brachten mich zuerst nach Naujoji-Vilnia, und nach einem halben Jahr in den alten Gutshof Viešvilė. Aber auch heute kann ich nicht verstehen, was an meinen Worten so gefährlich war. Warum erschienen sie den Stadtmenschen wie eine Drohung? Niemand wird mir nachweisen können, daß wenigstens schon die Doktoren den Sinn meiner Worte begriffen hätten. Niemand. Sie wollten und konnten einfach nicht zugeben, im selben, gottverlassenen Land der Stechäpfel geboren zu sein. Ihre Würde ließ es wohl nicht zu, diesen Fakt anzuerkennen, und

zugleich mich freizusprechen und zu entlassen. Oder vielleicht verbaut ihnen die Anerkennung den schmalen Pfad, der zu einem noch üppigeren Trog führt? Ich weiß darauf keine Antwort. Zweifele. Und dennoch sehe ich, sogar mit geschlossenen Augen, wie in jedem Trog Stechäpfel unter das Schweinefutter gemischt werden, dazu noch Pferdemist. Ich habe beobachtet, daß Pferdeäpfel bis heute sehr geschätzt sind, denn alles hängt vom Geschmack der Schweine ab. Wenn ihnen Pferdemist gefällt, dann kann man ihn nicht auf Feldern und Wiesen liegen lassen, ihn, sagen wir, den Spatzen und Hühnern überlassen, oder dem Kuc??kuck. Kannten eigentlich die alten Ägypter die Schwäche dieses heiligen Vogels? Offenbar wußten sie davon, denn auch der Skarabäus war ihnen heilig.

Ich habe mit dem Kopfaufschlagen auf den Boden oder aufs Pflaster begonnen. Enden würde ich gerne mit einigen kurzen Betrachtungen über einen auf dem Feld schlummernden Stein. An ihm kann man sich den Kopf rammen und mit Blut bespritzen, oder sich das Schädeldach zermalmen, wenn man ihn sich über den Kopf hält. Mit großen Steinen, die sie von Ninives oder Tyrus hohen Mauern fallen ließen, verteidigten sich die Bewohner dieser Städte.

Fällt ein Stein vom Himmel, dem Eisen beigemischt ist, haben wir es mit einem Meteoriten zu tun. Er kann beim Aufschlagen einen Krater hinterlassen, so groß wie ganz Litauen. Landstraßen und Autobahnen würden darin verschwinden, Hotels, Krankenhäuser, Sportarenen, Brücken, Hochspannungsleitungen, Kindergärten, klar, auch das verfluchte Viešvilė mit seinen Poeten, Philosophen, Weisen, und denen, die mit dem Finger die Zellenwände beschmieren.

Aber ein Stein kann auch als Kopfkissen dienen, weicher als das mit Daunenfedern gestopfte Mädchenkissen des hochwohlgeborenen Fräuleins dieses alten Gutes. Ein Stein ist immer ein wenig porös, seine Unebenheiten passen sich dem Schädelknochen an, wenn man auf dem Rücken schläft, oder den Wangenknochen, wenn man sich auf die Seite gedreht hat.

Steinerne Kopfkissen findet man bei alten Zivilisationen, in den mit der Zeit zugewehten langgestreckten Hügeln, wo unter Sand, manchmal auch unter dem Schlamm, den eine Flutwelle heranspülte, die Schlafzimmer der Könige gefunden werden. Die Betten selbst sind zu Staub

zerfallen, aber die steinernen Kopfkissen sind heil geblieben, so wie der Stein unweit des Zauns von Viešvilė. Leg deinen armen, schmerzenden Kopf drauf, dann werden die ausgezehrten Hirnzellen gesunden.

Hast du noch nicht versucht, einzuschlafen, indem du deinen Kopf auf einen Feldstein bettest, dann probiere es unbedingt aus. Der Schlaf wird tief sein, ruhig, ungetrübt, steinern. Und die Träume werden stabil sein, gleichfalls wie aus Stein gehauen. Auf demselben Stein träumst du immer denselben Traum, deshalb kannst du ihn auswendig lernen. Auf einem größeren Stein wird der Traum umfangreich sein, umfassend, auf einem kleinen träumst du die Kindheit, und alles wird klein sein, so als wenn man durch ein umgedrehtes Fernglas blickt.

Die hiesigen Lebensumstände, das verstehst du selbst, wachsame Pfleger, dann die aus den Nachbarzellen, die einen verpfeifen können, das Metallgitter, wo man in der Dunkelheit schwer einen Durchschlupf findet, all diese Bedingungen haben mich gezwungen, einen Stein in meine Zelle zu transportieren. Tagsüber schlummert er unter dem eisernen Bettgestell, und abends hieve ich ihn ans Kopfende, decke ihn mit Lumpen ab, und sooft auch ein Pfleger durch das runde Guckloch, das Rectum, mich beobachtet, immer sieht er einen selig Schlummernden auf einen mit Lumpen bedeckten Kopfkissen.

Dieser Betrug, kann man sagen, ist unschuldig, aber was für eine Erlösung: Du legst den Kopf auf den warmen Stein, und hörst so weit, sooo weit, daß du den Wellenschlag des Ozeans an den australischen Küsten vernimmst, oder die Schritte der Skorpione auf den Hochebenen der Anden, oder die Bartreinigungsprozedur der Schaben. Wie im Märchen. Selbst das Gehör schärft sich unter der Stille des Steins, nachdem alle störenden Alltagsgeräusche verschwunden sind. Die Stille des Steins teilt sich direkt dem Ohr mit. Wir haben hier zugleich auch ein vollendet reines Traum-Kataster, für dessen Erklärung man weder einen Traumdeuter noch das Buch der Mikalda[1] nötig hat.

Zu allen Vorzügen, die steinerne Kopfkissen bieten, muß ich auch das stumme, wortlose, aber ewige Gebet zählen, das von einem Stein

---

[1] Dieser Text ist Teil einer Anthologie litauischer Prosautoren, die im Oktober erscheinen wird, und den wir hier, mit Erlaubnis des Athena-Verlages wiedergeben. Gutauskas Briefroman komplett übersetzt, wird ebenfalls bei Athena erscheinen Wir danken dem Verleger Rolf Duscha für die freundliche Druckgenehmigung.

ausgeht. So lautet die Schlußfolgerung: Ein Stein lehrt mich das einzigartige Gebet der Welterschaffung. Und das will etwas heißen.

Viešvilė

Dreiundreißigster Brief

Ich weiß nicht, was Regen ist. Und du weißt es nicht. Wir wissen, was Wassertropfen sind, aber was Regen ist, wußte nicht einmal Bach, dieser Klang-Magier und Erfinder der göttlichen Tonleiter. Sibelius wußte, wie Schnee klingt, aber Schneeflocken sind nicht nur gefrorene Wassertropfen. Deshalb ist mir der Regen von allen Musiken am nächsten. Regen auf das Blechdach dieser Unterkunft. Regen auf das verrostete Dach der Hundehütte. Regen auf das eingebeulte Fensterbrett dieser Zelle. Regen auf den Schädel, wenn man ein wenig den Kopf durch das vergitterte Fenster steckt. Regen ins Wasser der Viešvilė. Regen ins Gras. Regen mit Wind. Regen ohne Wind. Ein Regensturm. Die letzten Tropfen und das Aufscheinen des Regenbogens...

Dir wird klar sein, daß ich keine Möglichkeit habe, in diesem Brief sämtliche Formen der Regenmusik aufzuführen, ein Blatt aus dem Schreibheft ist kein Notenpapier, das mußt du verstehen. Aber nur ein in tiefer Einsamkeit eingesperrter Mensch kann den Regen so hören, wie ihn Gott erschaffen hat, ohne Beimischung von Chemie, ohne Smog, ohne Autoabgase, ohne schädliche Strahlung und ohne Säure. Regen, wie ein vom Regen abgewaschener Spiegel. Augen, welche die Spiegel der Seele sind. Und der Blitz ist das Licht, das den Blinden die Sehkraft zurückgibt.

Einen Gegensatz zur Regenmusik bilden die sich durch ödes Land schlängelnden ausgetrockneten Flußbetten. Aus großer Höhe des Bewußtseins ähneln sie den Falten eines Gesichts, einem Gesicht, das auch kein göttlicher Regen mehr zu beleben vermag. Sind erst alle Flüsse ausgetrocknet, geht die Menschheit in diesen Flußbetten, die sich tief in die Landschaft gegraben haben, dem Weltende entgegen. Aber es kann passieren, daß bei fehlendem Regen für Bacchus kein Ende, sondern ein neuer Anfang kommt. Bist du einverstanden, daß das möglich ist? Sieh, wie faltenreich neues Leben geboren wird, also ist es

möglich, daß ausgetrocknete Flußläufe hinführen zu einem neuen Weltbeginn. Europäer versetzen diese Flußbetten in Schrecken, sie halten sie für Pfade, die in den Tod führen. Aber den Tuareggs, den Herren der Wüste, sind sie eine Art ewiges Gedächtnis. Eine Schrift. Die Heilige Schrift der Sanddünen. Du könntest fragen, warum ich plötzlich über die Wüste spreche. Meine Antwort lautet: Nicht Europa, nicht das Eismeer, nicht die Ozeane, sondern allein die Wüsten bewahren die großen Namen und die Brunnen der Zivilisation, aus denen einst Gott trank, als er auf der Erde wandelte. Ein Rabe auf einem dürren Ast in der Wüste weiß, welches Wort der Buße und Reue auszusprechen ist am Tag des Jüngsten Gerichts

Viešvilė

Vierunddreißigster Brief

Sag mal, mein Lieber, hast du irgendwann einmal über Blinde nachgedacht? Und daß sie mit den Augen der Seele sehen, sie allein haben Geduld genug, die Zeit zu zähmen. Die Zeit zu zähmen, so wie man einen Löwen, einen Greif, eine gefleckte Hyäne zähmt, wie eine Riesenschlange, denn all diese Geschöpfe Gottes kann man zähmen. Nur uns Sehenden fehlt die Geduld dazu, die Blinden aber haben sie im Übermaß. Geduld ist ihr größter Schatz, man braucht nur daran zu denken, wie sie Bürsten herstellen: Millionen Pferdehaare fädeln sie in winzige Löcher. Ich meine, daß Blinde geduldiger sind als Bienen, als die Wände verdünnenden Holzwürmer der Zeit. Es gibt Augenblicke, da bedauere ich es, nicht als Blinder geboren zu sein, aber sofort erschrecke ich und bitte Gott um Verzeihung. Auch die Blinden bitte ich: Verzeiht mir, ihr Blinden, ich schenk euch das Licht der ganzen Welt und das des Firmaments dazu, die Farben sämtlicher Alpenwiesen und Alpenblumen, mitsamt allen Tönungen und Halbtönungen und dem Kolorit der schmerzhaft violetten Distelblüten, wenn ihr mir nur diese üble Rede nachseht.

Ich bin davon überzeugt, daß Blinde vollkommener als alle Einsteins die Relativität der Weltordnung begreifen, früher als die Geologen ein Erdbeben spüren, vielleicht auch den sich nähernden Untergang. Aber

sie schweigen. Sie erschrecken uns nicht. Sie wollen keinen Aufruhr und kein Chaos, das vorzeitig alles durcheinanderbrächte.

Ich spüre, daß es dich ein wenig ärgert, dieses Hin- und Herspringen der Gedanken von einem Objekt zum anderen, vom Himmel hinunter zu den Ameisen. Aber versteh, auch mich ermüdet das, doch was kann ich machen mit diesen flatternden Nerven, wie mich retten vor dem sich Kurzschließen der Nervenwurzeln. Nichts kann ich tun, ich bin ihr hilfloser Gefangener. Und ich weiß, daß du glaubst, daß nur die Wiesenralle im Herbst, bevor sie aufbricht in die himmlischen Gefilde, die Erduhr aufzieht, damit sie im Winter nicht etwa stehenbleibt, denn dann würde der Winter nicht enden. Und der Kuckuck? Was bedeutet sein Ruf? An einem Abend hab ich mich still gefragt: Strengt er sich so an, um meinen Tod herbeizurufen? Einmal, wir waren auf dem Dorf, sagte meine Frau: Als buntgescheckter Kuckuck flieg ich um dich herum. Was bedeuten diese Worte? Kommt sie wirklich angeflattert, um sich meinen Tod zu betrachten, in die lodernden Augenhöhlen der Weißen Dame zu blicken?

Und was ist ein Kranich? Dieser graue Vogel mit dem blutigen Mal auf der Stirn? Wer hat ihn verwundet, und wann war das? Hat er im Kampf der Engel mit den Dämonen vor hunderttausend Jahren auf Seiten der Engel gekämpft? Ich weiß, die Blinden würden sagen: Der Schrei der Kraniche in der Höhe ähnelt unserem Glauben. Aber ist das die einzig richtige Erklärung?

Sag mal, warum lassen uns eigentlich die Vögel, selbst die, welche bei uns unter dem Dachfirst wohnen, nicht näher als drei Schritte an sich heran? Fürchten sie etwa den Leibhaftigen, der sich in unserem Inneren verbirgt? Wittern sie ihn? Oder haben wir einfach den von Gott gezogenen unsichtbaren Sicherheitskreis überschritten, hinter dem die Blinden sehen, die Vögel sprechen, und abends das von den Engeln auf Kalmus gebackene Brot duftet?

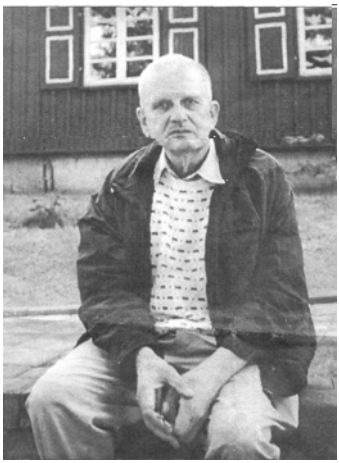
Nichts als Fragen. Ohne Antworten. Und ich weiß nicht, müssen wir sie suchen?

„Nach einem Ort wie Nida müßte man in der Welt sorgfältig Ausschau halten“

Raimonda Norkienė

So urteilt Tomas Venclova, Poet und Slawistikprofessor, der mittlerweile mehr als achtzig Länder besucht hat und es wissen muß. Hier fand er nicht nur die geliebten Dünen, sondern auch die Atmosphäre eines europäischen Kurorts.

Raimonda Norkienė:*Ich weiß nicht, ob ich ihnen etwas Neues sage, aber der Name ihres Vaters, des Schriftstellers Antanas Venclova, wird oft in Nida (Nidden) erwähnt. Der tausendste Besucher des Thomas Mann-Memorial-Museums hat betont, daß man für die Erhaltung des Hauses auf dem Uošvės-Berg vor allem Antanas Venclova zu danken habe.*



Tomas Venclova: Auf der Kurischen Nehrung, in Ventės Ragas und im Memeldelta bin ich sehr oft gewesen (T. V. Ist in Klaipėda geboren) Doch das Haus, verwandelt in ein Museum, sehe ich so das erste Mal. Und ich kann sagen: Es hat sich in das verwandelt, was es sein soll und sein muß: in ein Museum und Kulturzentrum.

Früher hab ich dieses Haus direkt nach dem letzen Krieg besucht. Das Sommerhaus des Schriftstellers war ohne Fenster, ohne Türen, halb verwüstet. Offen gesagt, es war zu Nidas Abort geworden. Ich war da noch ein Kind, der Vater hat mich aus Klaipėda mitgenommen. Die ganze Nehrung war eine Zone mit strengen Grenzregiment, in die zu gelangen alles andere als leicht war.

Der Ort selbst, ich entsinne mich, hinterließ einen höchst seltsamen Eindruck, er erinnerte mehr an einige Dörfer im Kaliningrader Oblast als an das Nida, das wir heute sehen. Das ganze Umfeld sah sehr traurig aus, alles verwahrlost, ausgeraubt, zerstört und zerfetzt. Mein Vater, der

mir das Thomas Mann-Haus gezeigt hatte, war sehr bedrückt wegen dem Zustand und begann Druck auszuüben auf die damaligen Machthaber in Vilnius, daß mit diesem Haus etwas geschehen müßte. Aber niemand beeilte sich, etwas zu unternehmen, denn Thomas Mann war ein Deutscher – und da hatte es diesen Krieg mit Deutschland gegeben. Wer konnte es wissen: Deutscher und Nazi wurden bei den sowjetischen Machthabern für Synonyme gehalten. Es war unklar, wie Moskau diese Dinge sah. Daher ließ man die Dinge schleifen.

Danach traf mein Vater Thomas Mann in Weimar, zur Schiller-Gedenkfeier. So kam es, dass Thomas Mann und mein Vater an der festlichen Mittagstafel nebeneinander plaziert waren. Mein Vater sprach nicht schlecht deutsch, außerdem war er recht gut mit dem Mannschen Werk vertraut, es gab also einiges zu bereden. Dann sagte mein Vater, dass Sommerhaus in Nida sei erhalten geblieben, und erkundigte sich, ob nicht der Schriftsteller kommen und es sehen wollte. Darauf antwortete Thomas Mann: Wer kann es wissen. Aber dazu hätte es einiger Anstrengungen bedurft, hatte der Schriftsteller doch die amerikanische Staatsbürgerschaft, und in den Hochzeiten des kalten Krieges hätte man kaum einen US-Bürger nach Sowjetrußland reißen lassen.

Mein Vater, aus Weimar zurückgekehrt, begann noch mehr Druck zu machen: Was wird, so argumentierte er, wenn Thomas Mann plötzlich vorhat, nach Nida zu kommen, und was für eine Schande das wäre. Man begann das Haus zu rekonstruieren.

Ich könnte eine weitere interessante Geschichte erzählen, die eng mit Thomas Mann und Nida verbunden ist. Damals fuhr der russische Dissident Solschenitzyn mit einem Freund aus Leningrad per Auto durch den Kaliningrader Bezirk, er schrieb einen Roman über das Jahr 1914 und wollte die Orte besuchen, an denen die Schlachten des 1.Weltkriegs stattgefunden hatten. Unter anderem stand auch Nida auf seinem Programm. Von einem Posten festgehalten, wurden sie gefragt, wer sie seien. Obwohl noch ohne Nobelpreis, war Solschenitzyn schon weltberühmt, in der Heimat wurde er hingegen als Feind betrachtet, er war daher incognito unterwegs. So antwortete sein Freund: wir, Schriftsteller aus Leningrad, fahren zum Haus Tomas Manns. Der Milizionär antwortete darauf: Laßt sie passieren, hier ist ein Schriftsteller aus Leningrad, und mit ihm Thomas Mann. So war Solschenitzyn in die Rolle des großen Thomas geschlüpft. Soweit mir bekannt ist, haben sie im Som-

merhaus auch übernachtet. Das ist eine Episode, die sicher niemand kennt.

R. N.: *Welche persönlichen Erinnerungen verbinden sie mit Nida?*

T. V.: Vor vierunddreißig Jahren verbrachte ich in Nida einige Tage mit meiner jetzigen Frau Tatjana, das war unser Honigmond. Ich entsinne mich, wir schliefen im Heu, der Naturschutzbeauftragte Zenonas Butkevičius hatte für uns eine Erlaubnis bewirkt zu fahren. O ja, Nida läßt manche Erinnerung wach werden.

Einmal durchwanderten wir mit dem selben Zenonas Butkevičius und seinem achtjährigen Sohn zu dritt auf Schusters Rappen die ganze Nehrung.

Nachdem ich emigriert war, sie wissen es, lebte ich viele Jahre nicht mehr in Litauen. In Nida gab es erst wieder 1995 einen kurzen Aufenthalt, das war im Winter. Das letzte Mal fuhren wir, von Königsberg kommend, ohne hier haltzumachen. So ergab es sich also, dass ich nach längerer Zeit wieder in Nida bin. Außer der Teilnahme am Thomas Mann-Festival, fand hier noch ein interessantes Treffen mit Durs Grünbein statt, einem der bekanntesten deutschen Poeten der jüngeren Generation. Er hat einige meiner Gedichte ins Deutsche übertragen, ich seine ins Litauische. Auf der Frankfurter Buchmesse werden wir einen gemeinsamen Abend veranstalten.

In Nida kontrollierten wir einander unsere Übersetzungen, und so kam es, daß wir in Thomas Manns Sommerhaus, und dazu noch in seinem Arbeitskabinett arbeiteten. Nie habe ich geglaubt, das mir einmal diese Ehre zuteil werden würde. Das ist noch ein, wenn auch bescheidener Fall deutsch-litauischen Kulturaustauschs.

R. N.: *Wie fühlen sie sich, nach so vielen Jahren wieder nach Nida zurückgekehrt zu sein. Wie erscheint ihnen der Ort?*

T. V.: Nida wandelt sich zweifellos in einen europäischen Kurort, er erscheint um nichts schlechter als viele Kurorte in Deutschland. Auch gelang es, die Umgebung des Ortes zu erhalten, vielleicht nicht hundertprozentig, aber zu fünfzig Prozent. Nidas Architektur, Nidas Stil. Das ist sehr gut, wenn es auch an Imitationen nicht fehlt. Wäre Thomas Mann

noch am Leben, er würde den Ort, der ihn seinerzeit bezauberte, ohne weiteres wiedererkennen.
Gewiß, viel Neues ist gebaut wurden, was nicht selten dem Auge wehtut, aber wirklich Katastrophales ist mir nicht begegnet.

Nida ist ein markantes Kulturzentrum. Wir sind diesmal aus dem Kaliningrader Bezirk gekommen, wo wir einen ganzen Tag mit dem Auto unterwegs waren, Tolmingkehmen besuchten, die Kirche von Friedland (jetzt Pravdensk), in der Jonas Bretkūnas getauft wurde. Ich muß eingestehen, dass der Kaliningrader Bezirk einen unguten Eindruck gemacht hat, daher war es geradezu ein Kulturschock, als wir die Grenze überfuhren.

Es ist Nida gelungen, nach Europa zurückzukehren. Und das ist schon keine altgewohnte Erscheinung. Vor einigen Jahrzehnten schien Nida kein wirkliches Europa wie heute.

Eine Vielzahl von Museen, eine Vielzahl von denkmalsgeschützten Orten, die liebevoll gepflegt werden. Mich freut es wirklich, dass Nida ein vollwertiges Kulturleben führen kann, nicht schlechter als irgendwo in Vilnius, zumindest für die Sommerzeit trifft das zu.

R. N.: *In unserem Gespräch kommen wir immer wieder auf Thomas Mann zu sprechen. Und nicht nur, weil wir hier mit einem Schriftsteller reden. Ich möchte ihnen eine Frage stellen, die ich häufig von Opponenten zu hören bekomme. Ist es begründet, Thomas Manns Namen mit einem der markantesten Festivals klassischer Kunst in Verbindung zu bringen, ist das nicht eine allzu große Reverenz an diese Persönlichkeit?*

T. V.: Keine Reverenz an die Adresse Thomas Manns kann groß genug sein, er ist einer der größten Schriftsteller des 2O. Jahrhunderts, und nicht nur Schriftsteller, sondern eine Persönlichkeit, er nahm den Platz ein, den im 18. Jahrhundert Goethe innehatte. Für uns ist es eine große Ehre, dass er hier zeitweilig gelebt und geschrieben hat. Wie bekannt, entstand in Nida der zweite und dritte Teil von „Joseph und seine Brüder“. Unter anderem wurde hier Josephs Wanderung durch die ägyptische Wüste beschrieben, die Eindrücke von Nidas Dünen mögen da inspirierend gewirkt haben

Es ist das gleiche, wie Vilnius Mickiewicz beherbergte, dem man zu einem Teil für einen Litauer hält, und Juliusz Słowatski, der definitiv keiner war, Kėdainai C. Milosz, der polnisch geschrieben hat, doch sich zum Teil für einen Litauer hält. So beherbergte Nida zeitweilig Thomas Mann. Gewiß, die Kurische Nehrung hat noch Ludwig Rhesa. Solche großen Namen gereichen dem Land nur zur Ehre.

Thomas Mann hat die Grenzen des deutschen Kulturkreises überschritten, er ist ein Vertreter der Weltkultur- und Literatur, sein Name steht neben dem von Joyce, Proust, Kafka. Vielleicht ist er etwas traditioneller, aber keineswegs geringer.

Ich meine übrigens, daß die Zeit gekommen ist, ein wenig entspannter auf die Nachbarn zu blicken, sowohl auf die Polen wie auf Deutsche und Russen, daß im heutigen Europa niemand sich anschickt, uns Nida oder Vilnius wegzunehmen, noch Litauen zu okkupieren. Wir können uns um einiges sicherer fühlen als in der Zwischenkriegszeit, als es tatsächlich Reibungsflächen gab, etwa zwischen Litauern und Deutschen. Heute gibt es die nicht mehr, ich kann das am besten in Nida spüren, wo die Deutschen gut die Hälfte aller Touristen ausmachen.

R. N.:*Wie sah ihr diesjähriger Urlaub in Nida aus?*

T. V.: Ich versuche, ein paar Gedichte zu schreiben, zwei habe ich schon geschrieben, zwei weitere sollen folgen. Im Sommer, wenn freie Zeit ist, schreibe ich immer Gedichte.

Was mir Nida bedeutet? Nida – das sind die Dünen, natürlich, es sind nicht mehr die, wie vor vierunddreißig Jahren, als ich mit Frau Tatjana dort spazierenging. Dennoch sind diese Dünen eine ganz und gar unikale Erscheinung. Ich bin in achtzig Staaten der Erde gewesen, aber einen Ort, der Nida analog ist, müßte man, in jedem dieser Länder gut suchen. Etwas den Dünen von Nehrung ähnliches habe ich in der ganzen Welt nicht gefunden. Dort gibt es viele schöne und interessante Orte, doch

Nida bleibt unter ihnen unikal.

Aus: *Klaipėda*, vom 1. August 2002

ALGIRDAS LANDSBERGIS

FÜNF PFÄHLE AUF DEM MARKTPLATZ

Aus dem Litauischen übersetzt von
Alfred Franzkeit

PERSONEN

DER KOMMENTATOR

ANTANAS: 35Jahre alt, Anführer einer Partisaneneinheit, ehemaliger Bildhauer,

LEONAS: 26 Jahre alt, Partisan, ehemaliger Oberschüler

JONAS: 30 Jahre alt, Partisan ehemaliger Tischler

UNTERSUCHUNGSRICHTER: 60 Jahre alt, Professor der Jura, Volksstaatsanwalt der Besatzungsregierung

ALBINA: 30 Jahre alt; Sekretärin d. Untersuchungsrichters, Spionin der Partisanen

GENE: 19 Jahre alt, Oberschülerin, Verbindungsspionin für die Partisanen

KIND: 9 Jahre alt

VATER: Genes Vater, alt

MUTTER: Genes Mutter, alt

ABGEORDNETER: Hoher Beamte der Besatzungsregierung, sehr alt

VORSITZENDER: Beamte der Besatzungsregierung, von mittleren Alter

ERSTER AKT

Geöffneter Vorhang, leere Bühne. Der KOMMENTATOR betritt die Bühne vom Publikum her, mit professoralem Schritt. Er hat sich soeben aus dem bequemen Sessel einer amerikanischen Universitätsbibliothek erhoben.

KOMMENTATOR: Meine Damen, meine Herren, ich wünsche Ihnen einen guten Abend. Und nun möchte ich Ihnen eine seltsame Geschichte präsentieren.

Die Bühne wird stufenweise erleuchtet. Nach und nach treten still ein: ANTANAS, JONAS, LEONAS. Sie tragen Partisanenkleidung. Man erkennt das Innere eines unterirdischen Bunkers. Bretterwände. Ein paar Stufen führen hinauf ins Freie. Eine Feuerstelle. Schlafstätten. Kisten. Ein grober Holztisch. Ein Batterie-Sender. Eine Schreibmaschine. Eine Ziehharmonika.

KOMMENTATOR: Relativ nahe ist diese Vergangenheit, jedoch entfernt genug, um sie objektiv zu betrachten. Rost, Moder, - erinnern Sie sich? Was Sie hier vor Augen haben - ein unterirdischer Bunker der Partisanen. Es sind die Jahre - als in einem kleinen Lande der bewaffnete Widerstand gegen den übermächtigen Eroberer zum Erliegen kam. Ich werde Ihnen von Leuten erzählen, auf welche der Himmel einstürzte mit äußersten Forderungen und allgemeinwirksamsten Entscheidungen. In diesem Jahre fand eine seltsame Hochzeit statt, wurde ein dunkler Plan gefaßt, einen Menschen zu töten. (Der KOMMENTATOR tritt von hinten an JONAS heran.) Was hältst du von dem Plan, Jonas?

JONAS: (schnell, erregt) Der ist gescheit! Obgleich ich ein ganz gewöhnlicher Partisan bin, rieche ich sofort einen klugen Plan. (Zeigt auf ANTANAS.) Der Chef und ich werden zur Hochzeit in die Stadt kommen. Der Chef - ist der Verlobte aus der Hauptstadt. Ich - der Brautführer. Zum Hochzeitsball kommen auch Amtspersonen. Der Kreis-Untersuchungsrichter kommt. LEONAS (er zeigt auf Leonas) und zwei Männer unsres Stabes beziehen im Hause auf der anderen Straßenseite ihre Posten. Wir eröffnen das Feuer! Leonas deckt unsern Rückzug, wir alle fliehen mit dem Lastkraftwagen. (Indem er über die Zu-

spitzung des Attentats redet, zieht JONAS einen Dolch und sticht mehrmals in die Tischplatte.) Der Untersuchungsrichter - seit sieben Jahren versuchten wir ihn vergeblich niederzumachen - durch ihn verloren wir ein Dutzend unserer besten Männer. Der Untersuchungsrichter ist dann liquidiert. Und ich hoffe, daß ihn meine Kugel umhaut.

KOMMENTATOR: Aber du weißt doch nichts über den Untersuchungsrichter, kennst weder seine Vergangenheit, noch seinen richtigen Namen.

JONAS: Er mokierte sich über die Verurteilten. Es freute ihn, Familien zu trennen. Wer aber kennt schon den richtigen Namen des Teufels?! Auch der Teufel hat eine Vergangenheit.

KOMMENTATOR: (zieht das Messer aus der Tischplatte, schreitet zu Leonas und drückt ihm den Dolch zugleich mit der Frage in die Hand.) Und du, LEONAS, was hältst **du** von dem Plan?

LEONAS: (wirft den Dolch von sich; der Kommentator hebt ihn auf): Ich warte darauf, daß unser Stab ihn widerruft. Wer garantiert uns, daß der Untersuchungsrichter zum Hochzeitsball kommt? Und die Stadt - wimmelt von Soldaten. Dieser Plan ist eine Todesfalle, von einem Brautschleier verhüllt!

KOMMENTATOR: So sehr fürchtest du den Tod?

LEONAS: Nicht den Tod. Alleine hinzugehen, alleine zu kämpfen. (zeigt auf ANTANAS.) Mit ihm fühle ich mich allemal sicher. Von ihm kann ich mich nicht trennen und kann's ihm dennoch nicht gestehen.

KOMMENTATOR (geht zu Antanas und gibt ihm den Dolch): Und du, Gruppenführer?

ANTANAS (faßt den Dolch kräftig): Ich werde den Plan ausführen. Befehl des Einsatzstabes.

KOMMENTATOR: Ohne jeden Zweifel?

ANTANAS: Albina ist die Urheberin des Planes ...

KOMMENTATOR: Weshalb?

ANTANAS: Ich kenne sie sehr gut. Unsere Hochzeit war anberaumt - vor sieben Jahren. Die Front hat uns voneinander getrennt.. Seit der Zeit haben wir uns nicht wiedergesehen.

KOMMENTATOR: Aber sie gehört zur Untergrundarbeit, wie auch du?

ANTANAS: Sie hat es geschafft, Sekretärin des Untersuchungsrichters zu werden; seitdem ist sie unsere wertvollste Agentin.

KOMMENTATOR: Und weshalb dann Zweifel?

ANTANAS: Ich erinnere mich an die Handschrift ihrer Gedanken - sanfte Linien auf dem Blatt einer Zitterpappel. Ich versuche, sie mir beim Erstellen dieses Planes vorzustellen. Ich kann's nicht.

KOMMENTATOR: Hast du das alles deinen Männern mitgeteilt?

ANTANAS: Nein. Morgen müssen sie hart sein wie Stahl: scharf und ohne Scharten. Zweifel - das ist Rost.

KOMMENTATOR: Zweifel am Plan; Zweifel an den eigenen Händen, die so vollkommene Linien herauszuhämmern verstanden.

(ANTANAS wendet sich vom KOMMENTATOR ab und betrachtet die Holzschnitzerei in seinen Händen. Seine Finger streichen über die Konturen der Skulptur. Schmerz und Enttäuschung spiegeln sich auf seinem Gesicht. Er legt das Schnitzwerk beiseite.)

KOMMENTATOR: (wendet sich zum Publikum: ergreift ein Heft von der Kiste) Es ist an der Zeit, die vergilbten Blätter ihrer Lieder zur Hand zu nehmen; es ist an der Zeit anzufangen. (Der KOMMENTATOR beginnt, aus dem Heft vorzulesen. Dazu Musik einer Ziehharmonika. Das Licht wandert hinüber zur Dämmerung des unterirdischen Bunkers. ANTANAS, JONAS, und LEONAS nehmen darin ihre Plätze ein.)

Nachtigall, in diesem Jahr
Komme bald zu unserm Haus
Und beklage unser Leid,
Hilf uns armen Waisen aus.

Kommst in unser Lande geflogen,
Heimatland erkennst du fast ....
Findest nicht, wo du gesungen,
den von dir geliebten Ast.

(Bei der zweiten Strophe hört man den keuchenden, schwindsüchtigen Husten von LEONAS. Deklamierend überquert der KOMMENTATOR die Bühne und verschwindet. Die Bühne erhellt sich.)

JONAS: Hoffentlich hat sich das arme Mädchen nicht verirrt wie damals. Vor-voriges Jahr war das.

ANTANAS: Gene kennt unsern Wald besser als die Füchse und Dachse.

JONAS: Damals, als sie so durchfroren war, habt ihr sie wie aus dem Buche gepflegt, Chef. Ihr habt über sie gewacht und kein Auge zugetan, doch auch sie wandte keinen einzigen Blick von ihnen. - - - Trotzdem: es tat gut, ein weibliches Wesen so nahebei niesen zu hören.

ANTANAS: (zu LEONAS): Leonas, Zeit für dich.

LEONAS: (in plötzlichem Entschluß): Wenn sie nicht kommt, bleibe ich hier!

ANTANAS: (zu JONAS): Jonas, schau dich draußen einmal um. Horche, ob sich niemand nähert. (JONAS geht sehr langsam hinaus und blickt dabei LEONAS durchdringend an.)

LEONAS: Du willst nicht, daß er's höre. Schämst du dich meiner?

ANTANAS: Ich bin stolz auf dich. Weshalb soll er dich im Augenblick der Schwäche sehen? --- Du wirst jetzt gehen. Die beiden Männer des Stabes werden schon bei der Mühle sein. Mit deinen Kleidern und deinen Papieren.

LEONAS: Warum nur willst du mich nicht verstehen?!

ANTANAS: Du warst der Jüngste in unserer Gruppe; du und Gene. Was den andern ein Fegefeuer war, mußte dir eine Hölle gewesen sein; was ihnen eine Hölle war, mußte dir - - - dafür gibt´s keinen Namen.

LEONAS: Du selber hast Zweifel am Plan und schickst mich trotzdem!

ANTANAS: Der Einsatzstab hat den Plan bis zur letzten Patrone ausgetüftelt. (Mit Wärme) Alles wird gut enden, Leonas. Morgen schaffen wir's. Schau auf übermorgen. Schau in die Zukunft.

LEONAS: Die Zukunft? Wenn mich irgend ein Wunder an das Ufer hinaus schwemmte, was bliebe mir? Ich würde mit zerfetzten Lungenlappen nach Luft schnappen, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Und würde doch meinen Blick nach rückwärts wenden in die Vergangenheit: zu den Bäumen meiner Kindheit, die noch Äste ohne Schußnarben hatten; zum Mondenschein auf meine Jugendbücher; zum Morgenrot auf meine Kleider im offenen Schrank: den Alltagskleidern und dem Sonntagsstaat.

ANTANAS: Die Vergangenheit bindet unsere Hände. Wir müssen sie beiseite tun.

LEONAS: Die ganze Vergangenheit? Alles! Auch den Nachmittag, als wir beide uns ganz zufällig im Park begegneten, damals, vor dem Kriege?

ANTANAS: Sogar jenen Nachmittag!

LEONAS: Kupfern schien die Sonne. Blumen - ich entsinne mich - Chrysanthemen. Das Buch in deinen Händen hieß „Die Skulptur der Zukunft“; das paßte besser zu deinen Händen als ein Gewehr.

ANTANAS: Die Worte jenes Buches; die Schönheit jenes Nachmittags; **alles**, worauf wir uns verließen - all das hat uns hierher geführt. Wir sind Soldaten, Leonas. Und Soldaten bleiben nicht stehen auf halbem Wege, um sich ihre Vergangenheit anzuschauen.

LEONAS: Unser beider Zusammentreffen hat meinem Leben eine neue Wende gegeben. Ich begann zu lesen, zu suchen, zu forschen. Du hast einen Funken in mich gelegt... nicht um ihn in diesem Bunker zu beerdigen.

ANTANAS: Wir werden ihn bewahren. Eines Tages werden wir hinaustragen in das Sonnenlicht, wie einen Diamanten auf unsern Handflächen. Das verbindet uns, Leonas. Darum hast du mir allemal mehr bedeutet als die andern.

LEONAS: Ich war dir immer dankbar, aber...

ANTANAS: Vergiß die Dankbarkeit, sprich - wir haben keine Zeit.

LEONAS: Nein, das kann ich nicht! Ich muß bekennen, daß...
(JONAS kommt herein.)

JONAS: (zu ANTANAS) Kein Laut, Chef. Nur ein finsteres Schnarren - wie im Satanshintern.

ANTANAS: (zu LEONAS) Zeit für dich.

LEONAS: Zeit, um mich abzuschütteln?!

JONAS: (zu LEONAS) Zeit, um deinen Speck zu bewegen.

LEONAS: (zu JONAS) Und du? Wohin eilst du? - Dich an dem Pfahl auf dem Marktplatz zu erhängen?!

ANTANAS: Leonas, bitte!

JONAS: „Bitte“?!

ANTANAS: Misch' dich nicht ein, Jonas!

JONAS: Das würde selbst ein Tauber nicht ertragen, sich hier nicht einzumischen.

ANTANAS: Soll ich dir die Disziplinanordnung ins Gedächtnis rufen?!

JONAS: Die ganzen Jahre hindurch, Herr Gruppenführer, hörte ich immer wieder von der leidigen Disziplin. Meine Oma selig hat mir nicht einmal von den Heiligen soviel erzählt - und sie erzählte liebend gerne von den Heiligen. Disziplinanordnung?! Ich glaubte, Ihr werdet den Leonas für solche Koketterien an die Wand stellen; aber was höre ich? - „Bitte“...

ANTANAS: (zu JONAS) Vor uns liegt eine große Aufgabe, und ich werde loses Maulwerk nicht dulden! (Milder) Leonas ist müde.

LEONAS: Entschuldige dich nicht meinetwegen!

JONAS: Hier gab es noch mehr Müdegewordene.

ANTANAS: Hatte ich denn weniger Geduld mit ihnen?

JONAS: Wie ein Vater, vielleicht; aber nicht wie eine sanftherzige Mutter!

ANTANAS: Zwei Wespennester - in beide bin ich getreten. Jonas, schau mir in die Augen und sprich aus - alles was du auf dem Herzen hast.

JONAS: Ich kann offen reden, auch wenn ich dabei auf meinen Bauchnabel starre oder einen Riß in der Decke. Waren wir nicht einmal vierzig Mann in unserer Gruppe? Ich will nicht jammern wie ein Weibsbild, aber damals habt Ihr mich nicht aufgefordert, Euch in die Augen zu blicken. Damals war Jonas der Allerletzte. Jonas, Pilze suchen! Jonas, Wäsche waschen! Jonas, der hat seine Lektion schon wieder nicht gelernt! Jonas hat das Gymnasium nicht beendet! - Damals habt Ihr den

Jonas nicht beachtet. Aber dieses Jonasses hundsgemeines Glück - daß er als der letzte sterben muss.

ANTANAS: Jonas, die sind nicht mehr! Beneidest du die Toten?

JONAS: Niemanden beneide ich. Ich ärgere mich nur darüber, daß wir hier alle erdverdreckt sind, aber den feinen Herrchen, diesen Studentchen, immer ein besseres Teil zufällt.

LEONAS: Wozu erklärst du ihm das?! Er versteht es so und so nicht!

JONAS: Wo nicht! Wie sollte ich verstehen?! Schwarz sind die Hände und schwarz der Verstand. Ihr kennt diese Gegend nicht, Chef. Vor dem Krieg seid Ihr hier nicht gewesen. Ich bin hier aufgewachsen. Als ich noch so'n Halbstarker war, sah ich den Leonas des öfteren in dem feinen Kutschwagen seiner Eltern zur Messe herbeiklabastern. Der war weiß wie die Handflächen eines Priesters. Ich erinnere mich, als wäre es heute - seine Mutter beschenkte uns, das Lumpenpack, mit Bonbons. Sie verteilte die nicht - o nein - sie warf lediglich mit ihren dünnen Fingerchen eine Handvoll mitten unter uns.

LEONAS: (zu JONAS) Laß meine Mutter in Ruh! Laß sie in Frieden ruhen und wühle nicht mit deinem blinden Rüssel um sie herum. Vom ersten Tage an war ich hier der „Gutsherr“, ein Fremdling.

ANTANAS: Unter der Erde gibt's keine Fremdlinge, Leonas. Unser aller Hände sind schwarz!

JONAS: Oh, wie schnell seine Hände bleichen würden, wenn sich die Zeitläufe nur änderten!

ANTANAS: Wenn diese sieben Jahre euch nicht zu Brüdern gemacht haben, wird niemand und nichts es je tun. (zu JONAS) Wie kannst du in das morgige Unternehmen gehen, wenn du dermaßen von ihm denkst?! ... Hier, Ich habe da so ein Amnestie-Blatt. Wer sich jetzt ergibt, den lassen sie am Leben.

JONAS: Weiß Gott, wenn du so weiterredest, werde ich's am Ende

auch noch so tun! Dabei kommt schließlich heraus, daß nur ihr Weißhändigen es bis zum Schluß durchhält. Ich werd' es euch zeigen, ich halte es länger durch als ihr alle! (Stille)
ANTANAS: Entschuldige, Jonas. Ich hätte die Amnestie nicht erwähnen sollen. ... Nein, dich kann ich nicht beschuldigen. Aller Welt Sünden und unsere eigenen lasten noch immer schwer auf uns. Die Augen der Vergangenheit, die Augen des Kinderelends - sie erreichen uns selbst hier unter der Erde.

JONAS: Du bist ein Schönredner. Wie in den Ausbildungs-Vorlesungen. Wie machen wir's, deren Zungen ungelenkiger sind? Reden, Statuten, Deklamationen! Nicht einmal fluchen dürfen wir. Wie sollen wir - durchnäßt, mit eingetrockneten Eingeweiden, mit eiternden Wunden - wie sollen wir - die Staatshymne singen, Gebete verrichten? Da wäre ein guter Fluch wie ein Glas Schnaps, wie eine Stunde Schlaf. Wahrlich, sie wollten aus uns Schlammkriechern Engelchen machen! Zum Teufel!

ANTANAS: Schweig, Jonas!

JONAS: (provokatorisch) Zum Teufel, sag ich!

ANTANAS: (seine Selbstbeherrschung verlierend) Ruhe!! Wir stehen hier an der Front!!!

JONAS: Zum Teufel! Zum Teufel! Und der ganze ... zum Teufel!

(Man vernimmt, wie jemand von oben her anklopft. Alle greifen zu den Gewehren. Das Klopfen dauert an, und sie erkennen das vereinbarte Zeichen. LEONAS klettert hoch, um die Falltür zu öffnen. GENE kommt herabgestiegen. Ihr nach folgt LEONAS.)

ANTANAS: Gene! (Ergreift ihre Hände. GENE's Gesicht bleibt ausdruckslos)
Gene... Hast du alles hergebracht? (GENE reißt das Futter ihrer Jacke auf und nimmt ein Bündel Papiere heraus. Gibt sie ANTANAS) Die Pässe. Militär-Entlassungspapiere. Arbeitspapiere. Gewerkschaftsaus-

weise. Reisegenehmigungen. Sehr gut. ... Wen hast du beim Einsatzstab gesehen?

GENE: Ich... Keinen werde ich wiedersehen!!! Es gibt keinen Kommando-Stab mehr! (Bricht in Tränen aus.)

ANTANAS: Gene?!

GENE: (Unter Tränen) Kaum war ich mit den Papieren draußen - - - einige Stunden später im Städtchen - - - erfuhr ich - - - man hat sie verraten. Ich sah mit Soldaten vollgepfropfte LKWs in Richtung des Waldes losbrausen. Man hat sie umzingelt. - - - Sie haben sich selbst in die Luft gesprengt! Nur zwei blieben übrig. Sie waren am Morgen in besonderer Mission weggegangen.

ANTANAS: Jetzt kann niemand mehr den Befehl des Stabes rückgängig machen. (zu LEONAS) Deine beiden Männer werden schon bei der Mühle sein. Ich befehle dir, hinzugehen und dich mit ihnen zu treffen. (LEONAS blickt dem ANTANAS tief in die Augen. Mit Plötzlichkeit eilt er die Stufen hoch und nach draußen.)

JONAS: Ich ... gehe 'raus, Horchposten. (JONAS geht langsam dem LEONAS nach).

GENE: Was hat LEONAS?

ANTANAS: Ich habe heutnacht einen Traum geträumt. Ich war bei meinen Skulpturen, daheim, im alten Atelier. Draußen raste der Sturm. Plötzlich deckte der Wind das Dach ab. Regen goß herein; Blitze zuckten wie Peitschenschläge. Ich bemühte mich, die Statuen zu bedecken, sie zu schützen, doch vergebens. Sie zerplatzten, zerrissen, zerschmolzen. Ihre steinernen Augen – es waren die Augen der Männer meines Kommandos – waren vorwurfsvoll.

GENE: Was werdet ihr tun? Wohin werdet ihr gehen?

ANTANAS: Wir werden weiterkämpfen. Doch dieses Erdloch verlassen wir - hierher zurück können wir nicht mehr.

GENE: Und ich?

ANTANAS: Deine Meldegänger-Aufgabe ist beendet. Eine wichtige Reise hast du noch vor dir - nach Hause. Diese eine große Sorge plagt mich noch: daß du sicher heimkommst. Daheim vernichte alles, was an deine Waldgänge gemahnt, und beginne ein neues Leben.

GENE: Ich will nicht sicher heimkommen! Ich will kein neues Leben!

ANTANAS: Ich befehle. Vergiß nicht: bis du nach Hause kommst, unterstehst du noch meinem Kommando, Gene, es ist mir sehr wichtig, daß du heimkehrst - eigentlich hätte ich dich nach Hause schicken sollen, als du noch zwölf warst.

GENE: Neunzehn bin ich!

ANTANAS: Ich entsinne mich, wie du zum ersten Mal zu uns kamst. Solch ein Teufelsmädel, mit flinken Augen, abstehenden Zöpfchen. Hast du noch das braune Kleid, das du damals trugst?

GENE: Meine kleine Schwester trägt's jetzt. (GENE setzt sich ermüdet hin, zieht die nassen Schuhe aus, streift die Kniestrümpfe ab.) Antanas, ich bitte dich, erinnere dich meiner immer so wie heute - neunzehn Jahre alt.

ANTANAS: Wie könnte ich dich vergessen?! Du kamst zu uns, als der Kampf begann. Durch Regenschauer, durch Herbstnebel, durch eisigen Frost - suchten deine Füßchen - immer fester und fester - den Weg zu unserm Erdloch. Du hast uns in Sieg und Hoffnung gesehen. Du wuchst heran, als wir verloren und starben. Unsere Wunden verschorften und vernarbten - du wurdest alleweil hübscher. Ich werde mich deiner immer als einer Neunzehnjährigen erinnern, denn unseretwegen hättest du nicht einmal dreizehn werden können.

GENE: Als ich dreizehn, vierzehn war, hast du mir nach jeder Reise geholfen, trockene Füße zu kriegen. Ich wartete immer auf diesen Augenblick, wenn ich durch die Sümpfe watete, ich träumte davon. - - - Seit

ein paar Jahren vermisse ich deine Hände. Warum hilfst du mir nicht mehr?

ANTANAS: Begreifst du nicht? Gene, Gene. Auch ich habe beim Lagerfeuer auf dich gewartet. Meine Hände versuchten, deine Füßchen aus Luft und Erinnerung wiederzuformen, meine Hände, wie die eines mittellosen Bildhauers. Doch nach deinem fünfzehnten Lenz vermochte mich selber nicht zu täuschen - das Mädchen kommt nie wieder: an der Falltür unsers Erdbunkers wird eine junge Frau anklopfen. Ich mußte mich zurückziehen.

GENE: (ausrufend) Weshalb denn!? Empfindet eine Frau nicht mehr, nicht tiefer als ein Mädchen?

ANTANAS: Genug, Gene!

GENE: (nach einem Augenblick der Stille): Gut, aber unter einer Bedingung. Dieses ist der letzte Abend; niemals mehr wird's hier meiner warten: Herdfeuer, Brot, deine Hände. Hilf mir, meine Füße aufzuwärmen wie damals, als ich vierzehn war. (ANTANAS wendet sich ab). Niemand, niemals mehr. Den Weg zu euerm Unterstand werden lediglich Dachse und Füchse finden.

(ANTANAS setzt sich zu ihr, nimmt ihren Fuß in seine Hände und streichelt ihn sanft)

ANTANAS: Deine Füße werden jetzt jahraus - jahrein trocken bleiben.

GENE: Meine Füße sind mädchenhaft naiv. Sie glauben jetzt, daß sich deine Hände nie mehr von ihnen trennen.

ANTANAS: Gene, dein Versprechen!

GENE: Gut, reden wir über was anderes. Du hast mir seit langem keines deiner Schnitzwerke anvertraut. Und sie stehen alle in Reih und Glied in meinem Regal. Mutter zieht mich immer auf - sie sagt, ich schaffte es nicht, aus dem Puppenspiel-Alter herauszuwachsen. Sie glaubt, irgend so ein flaumbärtiger Gymnasiast schnitze sie mir.

ANTANAS: In diesem Jahre mißlingen mir alle meine Skulpturen primitiv - als ob ich halb-verblödete Kinder gebären täte. Es scheint so, als hätten meine Hände - jedenfalls zeitweise- jene milde Kraft verloren, jene Geduldigkeit, die dem Holz das Leben eingibt.

GENE: Das stimmt nicht! Antanas, du warst ja so gut, so zart, so geduldig mit mir. Obwohl du keine Zeit dazu hattest, mit Sorgen vollgepackt warst, hast du mich dennoch unterwiesen.

ANTANAS: Ich versuchte lediglich, mir selber zu erhalten, was ich einst gelernt hatte. Aber mit der Zeit hattest du immer weniger Nutzen von mir. Wald, Wunden, Stahl füllten meine Seele mit ihren finstern Formeln. Schau dir nur unsere Schreibmaschine an. Fast nichts können wir auf ihr schreiben: es fehlen ihr die Buchstaben M und 0. Das gleiche gilt für mich, für uns alle.

GENE: Für mein ganzes Leben würden mir die Buchstaben deines Namens reichen. Ganz ohne M und 0.

ANTANAS: Morgen brauchst du unsere unterirdischen Erkenntnisse nicht mehr. Unnötig wird's sein: Deckung suchen, rennen, schießen. Du wirst ganz anders leben, kämpfen müssen. Die Abiturprüfungen finden in Monatsfrist statt. Wie sind deine Vornoten? Nicht allzubest?

GENE: Mittelmäßig.

ANTANAS: Du wirst noch kräftig pauken müssen. Setze alles daran, in die Universität aufgenommen zu werden. Versprich es mir.

GENE: Alles Lügen dort, elende Lügen!

ANTANAS: Ihre Lügen werden dir nicht gefährlich. Dein Verstand, deine Nerven, deine Haut - dein ganzer Körper wird sie zurückweisen; deine Füße, die sich der Waldfeuchte erinnern werden. Ich bemühte mich, dir eine gute Grundlage an Geschichte, Philosophie, Literatur mitzugeben. Vergiß es nicht. Lerne.

GENE: Aber ich will nicht lernen! Ich will leben, leben wie jetzt. Mein Zu-Hause ist hier - bei dir. Hier ist es still, es gibt keine Lautsprecher, keine Spruchbänder, keine steinernen Gesichter.
ANTANAS: Gene, deine Art zu reden gefällt mir nicht. Das ist der Wald in dir, die Stürme, die sich über sieben Jahre in dir angesammelt haben.

GENE: Und mir gefällt deine Redeweise nicht! Ich brauche keine Belehrungen. Davon höre ich daheim schon übergenug. Du bist nicht mein Vater!

ANTANAS: Nur ein paar Jährchen fehlen mir dazu.

GENE: Verzeih mir. --- Was bist du mir? Sprich aus, was wir, einer dem andern, sind. Dann könnte ich das Wort mit mir tragen, es im Schlaf und in Wachen unarmen. Sag's mir! (Augenblick der Stille.)

ANTANAS: Ich bin fünfunddreißig.

GENE: Du bist jung und stark.

ANTANAS: Vor dir liegt ein ganzes Leben. -Es hat noch viele Gaben für dich - für dich allein. Die Zeiten mögen sich ändern. Deiner harren Sommernächte, ungehörte Lieder, unbekannte Gesichter. In deinen Zukunftstagen werden junge Männer schüchtern und hoffnungsvoll dich anzusprechen wagen. Auch in Zeiten der Sklaverei lassen junge Mädchen vom Träumen nicht; immer werden sie von solchen Dingen träumen.

GENE: Und Frauen? Du sagtest doch, ich sei Frau.
ANTANAS: Noch ein Mädchen und doch schon Frau: die allergefährlichste Zeit. Wenn du nach einigen Jahren Rückschau halten wirst auf manche deiner Gefühle, dann wirst du lachen und den Kopf darüber schütteln.

GENE: Stimmt nicht! Unser Wort, Antanas, unser Wort!

ANTANAS: Wir in den unterirdischen Höhlen und Bunkern sind dem Tode geweiht! Die Lebenden sollen sich von den Toten fernhalten. Je ferner, je besser. (Stille. Gene zieht die Kniestrümpfe an, schlüpft in die Schuhe, zieht die Jacke über.)
GENE: Antanas, wird dieser Wahnsinn jemals enden?

ANTANAS: Ja, Gene. Sonst wäre unser ganzes Tun sinnlos.

GENE: Dann versprich mir, daß du dann zu mir kommst.

ANTANAS: Ich gelobe. Wenn all unsre Kämpfe beendet sein werden, dann komme ich zu dir.

GENE: Begleitest du mich? Wenigstens bis zum Bach.

ANTANAS: Ich kann's nicht. Ich wollte schon, sehr, aber ich kann's nicht. Gene, ich habe kein Abschiedsgeschenk für dich - dann nimm wenigstens mein wichtigstes Geheimnis mit. Erinnerst du dich an das dreistöckige Haus in der Kreisstadt, gleich neben dem Hospital? Im Hof befindet sich eine Remise. In ihr habe ich alle meine Statuen zurückgelassen. Der Hausmeister weiß davon - wenn er noch lebt. Bitte ihn, er möge sie dort noch etwa ein halbes Jahr lang belassen; sage niemandem sonst davon; besuche sie ab und zu.

GENE: Danke, Antanas, Ich werde auf dich warten - dort.

ANTANAS: Adieu, Gene. (Küßt sie auf die Stirn.)

GENE: Auf Wiedersehen, Antanas (Küßt ihn plötzlich auf den Mund. Er kann sich nicht beherrschen. Es folgt ein langer, zarter Kuß.) Du wirst kommen - ich weiß es. Wir werden beieinander sein, wir werden Zeit haben - unendliche Wälder sonniger Zeit. Ich werde keinen andern Mann anschauen. Ich werde nie heiraten, bis du kommst. (Wendet sich und eilt die Stufen hinauf.)

ANTANAS: Gene, sei vorsichtig. - Folge der Waldschneise. (Man hört die Falltür zuschlagen.) Gene - - - (Er steht eine Weile unbeweglich da.

Nimmt ein Eisenrohr und beginnt, den Radioapparat zu demolieren - - - JONAS klettert herab.)

JONAS: Was demoliert Ihr den Schund. Der ist ohnehin schon kaputt.

ANTANAS: (zornig) Wenn sie unser Erdloch finden, dann sollen sie wenigstens denken - die Partisanen hatten einen guten Apparat, sie verständigten sich mit dem Ausland, uns wollten sie ihn nicht lassen!

JONAS: Sehr gescheit, Chef... (Zweifelt, entschließt sich.) Chef, ich habe mich undiszipliniert verhalten.

ANTANAS: Hatte ich schon vergessen (Wärmer) Und, bitte, sage nicht immer „Chef“ zu mir.

JONAS: Da steh ich draußen, Antanas, und überlege: wir sind wie Kinder geworden. Bei der kleinsten Kleinigkeit - und schon haben wir einen dicken Kloß im Halse. Nacht ist's, die Bäume rauschen, feuchtes Gras unter den Füßen, und - Genes Stimme in der Dunkelheit. Die Stimme einer Frau in der Nacht - es hat mir den Atem verschlagen. Mein Gott, wie hat es mich nach der Ziehharmonika verlangt, als ich da draußen stand. Wenigstens ein paarmal hin- und herzuziehen, wenn auch ohne Ton und Melodie.

ANTANAS: Du sahst sie, als sie ging - wie war sie?

JONAS: Tränen standen in ihren Augen. Warme Tränen im Mondlicht.

ANTANAS: (in militärischem Tone): 's ist Zeit für uns. Ist dein Gewehr gereinigt?

JONAS: Jawohl, Herr Gruppenführer.

ANTANAS: Die Gewehre vergraben wir am Waldrand. Wir werden die Pistolen benutzen. (ANTANAS entnimmt der Kiste eine leere Konservendose, eine alte Taschenlampe, wirft beides auf den Fußboden). Gut, daß wir diese Importwarendose und die Taschenfunzel aufbewahrt haben. Wenn sie's finden, sollen sie doch meinen, daß wir genügend Hilfe

vom Ausland her erfahren. (Während ANTANAS spricht, schaut sich JONAS gemächlich um, geht zu den leeren Schlafkojen und berührt sie zart).

JONAS: (Ohne auf ANTANAS zu achten): Denke nur, sieben Jahre sind es her, seit der Untersuchungsrichter zu wüten begann. Er vernichtete jene, die kein Versteck hatten; damals begannen sie, die Verstecke auszuräuchern, jetzt schnüffeln ihre Hunde schon an unsern Fußstapfen, ihre Soldaten schleichen herum, uns zu umstellen: durch Sümpfe, durch Pfützen, selbst unter die Erde. Weiß Gott, vielleicht sind wir die Einzigen, die in unserm ganzen Lande übrigblieben.

ANTANAS: Hast du jemals daran gedacht, wieviel Kinder in diesen Jahren heranwuchsen? Was denken die über uns?

JONAS: (noch immer nicht auf ANTANAS hörend) Erinnerst du dich an den Schmied und den Rothaarigen? Wie die beiden sangen, endlos und grenzenlos?

ANTANAS: Endlos bis zu jenen zwei verirrten Kugeln.

JONAS: Und an den Hauptmann mit der zweifingrigen Hand, wie der sich die Zigaretten drehte. Wenn ich in meine Koje stieg, ertastete ich allnächtlich seinen ausgetrockneten Blutschorf.

ANTANAS: Und wie allmählich sie von uns schieden, Gelenk um Gelenk, Blutsturz um Blutsturz. Noch sind sie nicht voll von uns geschieden.

JONAS: Lassen wir diese leeren Kojen nicht so zurück. Ich zerstöre sie.

ANTANAS: Nein, wir belassen sie so. Es mögen wohl viele Jahre vergehen, bis jemand unsre Höhle finden wird. Vielleicht gibt's dann den Feind nicht mehr. Und dann werden die Leute diese Schlafkojen vorsichtig ausheben, werden unsre Lieder finden, und - werden sich erinnern. Unter ihnen habe ich ein Heftchen vergraben - mit Partisanenliedern.

JONAS: Sieben Jahre

ANTANAS: Und fünf Pfähle. Komm! (Sie gehen. Finsternis).

(Die Bühne erhellt sich. Im Büro des Untersuchungsrichters. Zwei Stühle. Ein kleiner Aktenschrank. Albina sitzt auf einem Stuhl, hat einen Notizblock auf dem Schoß. Der Untersuchungsrichter schaut zum Fenster hinaus.)

UNTERSUCHUNGSRICHTER: Fünf Pfähle auf dem Marktplatz .... (Stille.)

ALBINA: Soll ich eine neue Seite Beginnen?

U-RICHTER: Ja. (Diktiert.) Einst war es ein Marktplatz. Tauschgeschäfte im Sonnenschein und Pferdemist im Schnee. Kupfergeld, sauer von Schweiß, und in den Pferdewagen unter großen Umschlagtüchern Weiber, wie soeben ausgegrabene Statuen. Ein winziges, grünes Land, verschlafen und hartnäckig, immer noch in Sümpfen finsterer Vorzeiten versunken.

ALBINA: Entschuldigen Sie, aber was ist das?

U-RICHTER: Der Anfang meiner Memoiren. Ich möchte, daß Sie wenigstens das erste Kapitel niederschreiben, - bevor sie fliehen.

ALBINA: Ich werde sie mit größtem Interesse lesen.

U-RICHTER: Keine Regierung wird es je erlauben, sie zu drucken. Aber das erste Kapitel ist noch nicht zu Ende. (Während er spricht, sieht man im Hintergrund der Bühne das Schattenbild der fünf Pfähle). Vor sieben Jahren stand ich auf dem Marktplatz und verfolgte mit den Augen ein vorbeiratterndes Gefährt mit den Leichen von Partisanen. Meine Augen irrten von den Leichen zu dem Ameisenhaufen am Rande des Platzes. In dem Augenblick kam mir eine Idee. Am andern Tage erhob sich bei dem Ameisenhaufen ein Pfahl; kurz danach noch je zwei an seinen Seiten. Immer, wenn die Partisanenkämpfe mit besonderer Hitzigkeit geführt wurden, pflegten die Pfähle mit nackten Leichen ge-

schmückt zu werden. Der Pfahl inmitten des Ameisenhaufens war üblicherweise dem Obersten reserviert. So wurde aus einem gewöhnlichen Marktplatz ein drastisches Beispiel geschaffen, eine Warnung an die Bevölkerung.
ALBINA: Bitte... (Sie läßt den Kopf sinken.)

U-RICHTER: Albina, fehlt Ihnen was? Sie sind so bleich geworden.

ALBINA: Gestern sagten Sie mir, ich würde früher gehen können.

U-RICHTER: Gebe ich zu. Aber heute habe ich, absichtlich, den Vorabend Ihrer Hochzeit vergessen - um unsern letzten gemeinsamen Nachmittag möglichst lang hinauszuziehen. Letzte Anprobe des Hochzeitskleides?

ALBINA: Ein paar letzte Besuche.

U-RICHTER: Ich selber warte auf einen schicksalhaften Besuch.

ALBINA: (beunruhigt): Welchen Besuch?

U-RICHTER: Den Volksvertreter aus der Hauptstadt - eine der großen Figuren unser Neuen Ordnung. Und den Vorsitzenden.

ALBINA: (mit einem Seufzer der Erleichterung): Ach so .... die ... Kommen die zur Hochzeit?

U-RICHTER: Sie versprachen's. Der Volksvertreter wird mich morgen früh offiziell visitieren. Mag sein, es wird meine letzte Unterhaltung mit einer olympischen Figur. Unser Städtchen war wichtig, wegen der Partisanenbekämpfung. Von der nächsten Woche an werden hier nur kleine Unterbeamte mit langweiligen Aktentaschen einkehren.

ALBINA: Ihrer warten sicherlich viel interessantere Dinge.

U-RICHTER: Das werde ich Ihrem Zukünftigen nie verzeihen, Er schneidet unser beider Dialog ab, ich aber hoffte, ihn noch länger fort-

setzen zu können. Wenigstens ein Jahr. Länger werde ich sowieso nicht leben.

ALBINA: Sie scherzen. Bei der prächtigen Gesundheit! Über ein Jahr ist's her, daß kein Attentat sich gegen Sie richtete. Das Wichtigste - der Banditenstab ist vernichtet, die ganze Partisanenbewegung hinweggefegt.

U-RICHTER: Einigen ist es gelungen zu entwischen...

ALBINA: Sie kommen doch zu unserm Hochzeitsmahl? Sie haben es versprochen.

U-RICHTER: Ich versteckte mich im Hause, als die Partisanen in den Wäldern und Dörfern königlich regierten. Aber zu Ihrer Hochzeit wäre ich selbst damals gekommen.

ALBINA: Heute sind Sie mit Komplimenten sehr freigiebig.

U-RICHTER: Höchste Zeit, Albina. Alles geht zu Ende, auch ich muß völlig offen sein. Ich werde Sie sehr vermissen. Ohne Sie – wird dieses Städtchen nur eine Anekdote aus dem Leben eines Rentners sein, eines pantoffeltragenden Schreiberlings lässig gepfiffenes Liedlein. Wenn die Partisanenbekämpfung verlöscht, endet die letzte vergnügliche Zerstreuung. Die Leere alleine bleibt. Und die Schatten.

ALBINA: Welche Schatten?

U-RICHTER: Versprechen Sie mir, nicht zu lachen? - - - Eine Menge Schatten aus den letzten sieben Jahren. Schweigende, hartnäckige, übermenschlich leidensfähige, sie versammeln sich vor den Türen meines Gewissens.

ALBINA: Die von Ihnen Verhörten?

U-RICHTER: Man nennt mich in den Dörfern den Teufel und droht den Kindern mit meinem Erscheinen. Wenn die Kinder meinen Namen hören, verstecken sie sich. Wie gut haben's die, die es schafften, sich zu

verstecken. Wissen Sie, weshalb die Untersuchungsrichter in früheren Zeiten lange, schwarze Gewänder trugen? Um sich darin zu verkriechen und sich vor seinen eigenen Besuchern zu verstecken. Wir, die Untersuchungsrichter der Neuen Ordnung, wir sind ihnen gegenüber nackt - in unsern alltäglichen Straßenanzügen...Fürchten Sie sich denn überhaupt nicht vor mir?

ALBINA: Nein. Als ich klein war, wurde mir bange vor herausquellenden Augen, vor Hakennasen, Hasengebissen. Später begriff ich, daß die Bosheit drinnen im Menschen wohnt. Heute weiß ich, daß Menschen, die den Terrorismus in ihrer Brust tragen, die allerkraftlosesten sind. Sie verdienen keine Angst - sie selber sind Angst.

U-RICHTER: Ich schätze Ihre Offenheit, Albina. (Plötzlich, im Ton eines Verhörs). Würden Sie meine Tätigkeit hier als ein Verbrechen bezeichnen?

ALBINA: (sich herauswindend) Sie haben Ihre Pflicht getan...

U-RICHTER: Pflicht ist ein opernhaftes Wort. Diese Menschen standen dem Gang der Geschichte im Wege. Sentimentale Studenten, vermooste Bauern, abergläubische Weiblein. Sie hatten einst ihren eigenen Staat, ihre Gesetze, ihre Gefängnisse... Heuer haben sie mir für mein halbes Jahr Gefängnis bezahlt.

ALBINA: (mit einem Anflug von Sarkasmus) Wird das ein Kapitel in Ihrem Buche?

U-RICHTER: Furchtbar treffsicher sind Sie, Albina. Wenn Ihnen meine Klagen langweilig werden - und das meiste meiner Rede ist Klage - ermahnen Sie mich.

ALBINA: (herzlich): Sie sind der am allerwenigsten langweilige Mensch in unserm Städtchen.

U-RICHTER: Ob Sie es mir glauben werden, daß ich noch niemandem in meinem Leben so viel gebeichtet habe wie Ihnen?

ALBINA: (halb scherzend) Das ist ja fast eine Liebeserklärung.

U-RICHTER: „Liebe“ - ein furchtbar ungenaues Wort. Sagen wir 'mal: ich - der Untersuchungsrichter, sechzig Jahre alt - mag es gerne, in Ihrer Gesellschaft zu weilen, Ihre Stimme zu hören, meines eigenen Lebens Geschichte in Ihren aufmerksamen Augen zu lesen. Ich bin sehr selbstsüchtig - ich bedarf Ihrer. Mit Ihnen ins Bett möchte ich nicht. (ALBINA steht auf und wendet sich ab). Verzeihen Sie. Abschied war noch nie meine Stärke.

ALBINA: Alle von Ihnen Verhörten würden dem zustimmen.

U-RICHTER: Noch ein treffender Pfeil. Alle. Jeder. Schatten, nur Schatten. Ohne jede Ausnahme. Meinen Sie, ich wäre fähig, eine Ausnahme zu machen, nur eine einzige Ausnahme?

ALBINA: Solche Fragen liegen außerhalb meines Auftrages und meines Wissens.

U-RICHTER: Und dennoch sprechen Ihre Augen und sagen: „Ich hoffe es.“ Danke für Ihre Hoffnung. Vielleicht werde ich es irgendwann schaffen, mich dafür Ihnen gegenüber erkenntlich zeigen zu können. (Schweigen). Sie haben mir noch nicht verziehen. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen mein Geheimnis verrate?

ALBINA: (stolz) Was für Geheimnis?

U-RICHTER: Das Geheimnis meines Hochzeitsgeschenks. Es ist mein kostbarster Besitz - vielleicht das einzige Exemplar auf der ganzen Welt.

ALBINA: (ein wenig enttäuscht) Ein Buch?

U-RICHTER: Geschrieben von einem Menschen, den Sie heute nicht Wiedererkennen würden, mit andern Namen. Nur eine Handvoll Leute hat's gelesen, inklusive der vier Zensoren, obwohl es für Millionen bestimmt war.

ALBINA: Da bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als Ihnen Verzeihung zu gewähren.

U-RICHTER: Um den Beweis zu haben, daß Sie mir wirklich verziehen haben - darf ich Ihnen mein Geschenk morgen früh überreichen

ALBINA: (instinktiv) Nein! (Stille). Weshalb nicht...

U-RICHTER: Um zehn?
ALBINA: Nein - so um elf herum. Ich werde warten. Aber jetzt ist's Zeit. Ich muß gehen.

(Dunkelheit. Es erscheint der KOMMENTATOR. Abenddämmerung. Der Marktplatz. Der KOMMENTATOR hockt sich auf den Boden nieder, setzt eine dunkle Brille auf, verwandelt sich in einen Bettler. Auf einer Ziehharmonika begleitet er sein Lied.)

KOMMENTATOR: Des Menschen ärmstes Los von allen:
Wenn die Königreiche fallen,
Wie's Gewimmel hier, o Klage
Kommt der letzte seiner Tage.

(Während er singt, tritt ein barfüssiger KNABE herein, schaut sich vorsichtig nach allen Seiten um, mit einer Hand etwas an seiner Brust versteckt haltend. Der KOMMENTATOR legt das Instrument beiseite, hebt den Finger und horcht.)

KOMMENTATOR: (ernst) Wir sind ins Zentrum des Strudels gekommen. Hier ist der Marktplatz. Die Reihen der Partisanen sind so sehr gelichtet, daß die Pfähle schon seit einigen Monaten leer stehen. (Wendet sich dem KANABEN zu.) Neunjährige Füßchen, einstündige Blüten. Habe ich's erraten?

KNABE: Die Blumen träumst du, Onkelchen.

KOMMENTATOR: Jungchen, bist du nicht einer von denen, die diese Pfähle mit Blumen schmücken?

KNABE: Ich?! Nein! Und was, wenn ich so einer wäre? Das kannst du nicht verstehen, Onkelchen.

KOMMENTATOR: Wieso nicht verstehen, mein Junge? Ich kenne das Leben. Sei nicht zu forsch - sonst bist du bald morsch. Gegen den Wind bläst man nicht an. Wer die Macht hat, hat das Recht.
KNABE: Was weißt du schon, Onkelchen, du bist ja so alt.

KOMMENTATOR: Und darum sehr weise.

KNABE: Hast du jemals Blumen niedergelegt an dir sehr teuerm Ort, wenn das verboten war?

KOMMENTATOR: Um die Wahrheit zu sagen - nein. Wer weiß, vielleicht habe ich's auch vertrödelt.

KNABE: Viel, Onkelchen, viel. (Der KNABE setzt sich zu ihm.)

KOMMENTATOR: Mag sein, mag sein. - Du bist ein braver Junge, daß du dich einem alten Menschen zugesellst. Rutsch näher. Na, überlege, wie wunderlich es zugehen wird, wenn du heranwächst: lange Hosen tragen, den Bart rasieren, Mädchen küssen... Ha?!.... Sich besaufen? Und dann - irgendwas werden.

KNABE: Irgendwas - was?

KOMMENTATOR: Irgendwas - jeder Mensch ist irgendwas. Selbst ich, ein Bettler, bin irgendwas.

KNABE: Ich will nicht irgendwas sein. Ich werde nur ein Junge sein. Keiner mag einen Polizisten. Der Ladeninhaber brabbelt dauernd. Selbst mein Vater lacht selten.

KOMMENTATOR: Werde du Regierung - das ist das beste Irgendwas. Du weißt doch, diese Leute, die in schwarzen Limousinen vorbeisausen, vollgestopft mit Geflügelbraten, angetan mit warmer, ausländischer Unterwäsche.

KNABE: Die Menschen spucken vor ihnen auf die Strasse aus, wenn diese Limousinen vorbeirollen.

KOMMENTATOR: Pst! Ich höre zwei Paar Füße. (Der Knabe schaut sich um. JONAS und ANTANAS kommen von der anderen Bühnenseite herbei.)
JONAS: (rüttelt sich): Meine Hose ist zu kurz. Sag' die Wahrheit, sehe ich nicht aus wie eine Vogelscheuche im Roggenfeld?

ANTANAS: Du kriegst einen neuen Anzug - beim Uhrmacher, wo du heute übernachtest.

JONAS: Das arme Kerlchen wird daran bankrott gehen. Ein neuer Anzug! Und ich hab doch nur noch ein paar Groschen in der Tasche.

ANTANAS: Ich bin überzeugt, heute Abend komme ich noch zu dem Gelde.

JONAS: Wo denn?

ANTANAS: Vor sieben Jahren habe ich eine Handvoll Banknoten versteckt, hier, ganz in der Nähe. Du kennst die Stadt besser. Wo ist Albinas Strasse?

JONAS: Ich kenne mich nicht mehr aus. Alle Straßennamen sind verändert worden. Mir scheint - dort. (Bemerkt die Pfähle). Schau, die Pfähle! (Schlägt plötzlich ein Kreuzeszeichen über sich).

ANTANAS: Leer sind sie...

JONAS: Von den Stabsangehörigen blieben ja nur ein paar Fetzen übrig; nicht genug, sie hier aufzuhängen - ist's nicht so, Herr Untersuchungsrichter?!

ANTANAS: Untersuchungsrichter! Ein Schandfleck - schlagen, schlagen, erschießen! Für all das Warten, das Zähneknirschen, für all die Wunden dieser sieben Jahre!

JONAS: Worauf warten wir hier? Wir beschwören nur Unglück. Je länger ich die Pfähle sehe, desto weicher werden mir die Kniee.

ANTANAS: Schau hin, sauge den Blick voll davon, bis es ins Blut geht - dann wird's morgen leichter.

JONAS (bemerkt den KNABEN) Da schaut noch einer auf die Pfähle - mit anderen Augen. Nochmals sieben Jahre, und er stolziert in Feindesuniform daher. Vielleicht fängt er uns ein, wenn wir am Leben bleiben.

ANTANAS: Er wird uns Albinas Straße weisen.

JONAS: Frage in der Feindessprache - das ist sicherer. (ANTANAS geht zu dem KNABEN und flüstert ihm etwas zu).

KNABE: (schüttelt den Kopf) Nein! Nein! Ich verstehe nichts! Ich kann diese Sprache nicht! (ANTANAS und JONAS lächeln einander zu.)

ANTANAS: Sag', mein Jungchen, wo ist hier die Straße der Ruhmreichen Zukunft?

KNABE: Dort, jenseits des Marktplatzes, hinter dem Gefängnis, die erst links.

KNABE: (entreißt dem ANTANAS die Blumen) Nein! (ANTANAS umfängt ihn) Lassen Sie mich los! Loslassen!

KOMMENTATOR: Wer tut ihm ein Leides?! Hilfe!

JONAS: Still, du Lumpenkerl! Willst du Unheil stiften?!

ANTANAS: (läßt den KNABEN los) Alles in Ordnung, Alterchen. Keiner tut ihm was zuleide. (Küßt den KNABEN auf die Stirn) Gott behüte dich. Tritt auf JONAS zu) Jonas, und nun schleunigst zum Uhrmacher; und schlafe dich gut aus.

JONAS: Den Befehl erfülle ich mit höchstem Vergnügen. -Sie aber?

ANTANAS: Ich muß gehen, dem Uhrmacher Geld zu besorgen. (hält JONAS auf) Keine Sorgen - es ist ungefährlich. Bis morgen. (ANTANAS und JONAS gehen hinaus. Stille).

KNABE: Jetzt ist es still, nicht wahr, Onkelchen?

KOMMENTATOR: Wie im Grabe. Nur am andern Ende des Städtchens zwei nackte Füße unter schwere Wassertrage. Schon plätschern die ersten Straßenlaternen in die Pfützen, wie frischgeschlüpfte Küken. Geh nicht, warte. Ich will dir eine Geschichte über den Zinnsoldaten erzählen.

KNABE: Danke nein. Sie sind sehr gut zu mir, aber ich muß gehn.

KOMMENTATOR: Du wirst sehen, die Geschichte vom Zinnsoldaten wird dir gefallen!

KNABE: Morgen, Onkelchen.

KOMMENTATOR: Wie könnte ich dir nur helfen?

KNABE: (tut einen Schritt hin zum Hintergrund der Bühne) Wenn du Soldatenstiefel hörst, warne mich.

KOMMENTATOR: Gut, mein Junge. (Warm) Deine Stimme bebt. Hast du Angst?

KNABE: (tut einen weiteren Schritt. Bleibt stehen) Ein bißchen, Onkelchen, nur ein klein bißchen.

KOMMENTATOR: Was bleibt von deinem armen Leib,
Verwöhnt vom Erdenzeitvertreib?
Nur Knochen, von Ameisen blankgelesen,
Nur Würmer, wo einst die Augen gewesen.

(Während der KOMMENTATOR singt, zieht der KNABE vorsichtig den Blumenstrauß aus dem Hemdausschnitt und ordnet ihn. In plötzlichem Entschluß wendet er sich und läuft in die Tiefe der Bühne. Die Lichter gehen aus.)

(Aus der Dunkelheit taucht das Innere einer Wagenremise hervor. Ein dünner Mondstrahl fällt durch das Dachfensterchen herein. Einige Statuen. ANTANAS tritt vorsichtig in die Remise, in Unentschlossenheit. Geht langsam, zu den Statuen, zieht hinter einer davon einen alten Koffer hervor, öffnet ihn, entnimmt ihm einen in Segeltuch eingewickelten Packen Banknoten. Der Mondschein wird heller. ANTANAS steckt das Geld in die Tasche, entnimmt dem Koffer einen beschmutzten Arbeitskittel, einen Bildhauerhammer, eine Meißel. Schaut sie behutsam und gleichsam verwundert an, als seien sie ungewöhnlich zerbrechlich. Seine Augen wandern vom Handwerkszeug zu den vom Mondlicht umflossenen Statuen).

ANTANAS: Welch neugieriger Mondschein. Nicht mehr das Wiegenlied des Waldmondes. Meine Hochachtung, Stadt-Mond. Ein deiner rasiermesserscharfen Neugier entwohnt, deines lästigen Kunstkritiker-Profiles Entwöhnter. Auf deinen Lippen liegt die Frage: Was empfindet ein Bildhauer, wenn er nach sieben Jahren seine kleine Schaffenswelt besucht? Stadt-Mond, willst du mir helfen, in diese kleine Welt wieder hineinzuschreiten?

(ANTANAS nimmt langsam die Tücher von den Statuen. Sie dem Monde erklärend, wandert er mit neugierigen Händen über ihre Konturen).
Mein „Schlafender Krieger“ - kaum wiederzuerkennen - er kehrt ins Nichts zurück, aus dem er kam. Er mag sich vielleicht mehr als einmal gewundert haben, daß ich, der ich doch wußte, daß Lehm keine sieben Jahre standhält, nicht beizeiten zurückgekommen bin, um ihn in eine dauerhaftere Substanz umzubetten. Armer „Krieger“- - - „Der Athlet“, der immer noch um sein Schicksal kreist, allzeit mit angestrengten Muskeln. ... Ach, mein „Mädchen mit dem sterbenden Elch“, meinem Herzen am nächsten. Sagst du, da sei dem pastoralen Thema zu viel Gewalt aufgedrückt? Das ist ein Stempel der Zeit, du Zeitloser, ferner Betrachter; ein Stempel, den ich niemals wegradieren wollte. „Weise die Krankheiten der Zeit zurück, aber umfange ihre Wunden.“ Vor sieben Jahren gefielen meinem Herzen diese Worte, und es flüstert noch heute dasselbe, dieselben. - - - Eins bekenne ich, olympischer Kritiker, ich müßte es breiter anlegen, neuartige Materialien benutzen. Dem „Krieger“ - in einer neuen, besseren Version - werde ich Bronze geben. Bronze: satte, stattliche Bronze. Wenn doch der Krieg ein paar Monate später begonnen hätte! Ich hatte bereits alle Vorbereitungen getroffen, mein Atelier zu vergrößern, um eine Trockenanlage für die Gußformen zu gewinnen. Ein paar Monate - und ich wäre in der Lage gewesen, in Bronze zu arbeiten. Wie habe ich mich danach gesehnt! - - - Ach, du mein „Mädchen“, mein „Mädchen mit dem sterbenden Elch“! Ich werde sie in Holz schnitzen! Holz - wie wird es diese Komposition verdeutlichen! Holz ist mir vertrauter geworden als Bronze und Marmor; Bäume sind jetzt meine Brüder geworden. Ich werde Holz und Bronze verwenden, hörst du?! Die ganze Welt der Formen wartet auf mich!!
(Der Mondschein beginnt zu verblassen).
Meine Pläne - was hältst du von meinen Plänen? (Der Mondschein ist so bleich wie vor dem Gespräch geworden. ANTANAS steht einen Augenblick schweigend da. Schaut hoch zum Deckenfensterchen. Traurig.)

Eine Stadt-Wolke - - - Leb wohl, Stadt-Mond.

(Dunkelheit. An der einen Seite der Bühne erkennt man Fragmente von ALBINAS Zimmer. Ein Fenster mit weißen Gardinen. Ein Bett. Eine

Kerze auf dem Tisch. ALBINA hat Kopf und Schultern mit einem Tuch umhüllt, wartet am Fenster.)

(Auf der anderen Bühnenseite, im Halbdunkel. Fragmente von Gene's Zimmer. GENE steht am Fenster. VATER und MUTTER sitzen auf Hockern. Der KOMMENTATOR steht am Bühnenrande. ...)

(ALBINA erstarrt. Sie kann es kaum glauben, daß sie Schritte hört. Läuft zur Tür, reißt sie auf. In der Tür steht ANTANAS. Einen Augenblick lang stehen beide unbeweglich da. ANTANAS tritt ein, ALBINA umhalst ihn.)

ALBINA: Antanas... Antanas....

ANTANAS: Ja, Albina! ... Ja!

ALBINA: Liebster; du bist sehr müde, setz dich.

(Antanas setzt sich auf den Bettrand, ALBINA setzt sich daneben zu ihm, ergreift seine Hände und blickt ihn an. ANTANAS springt nervös auf, tritt zum Fenster, schaut hinaus, klopft ein paarmal leicht die Wand ab).

ANTANAS: Ist es hier sicher?

ALBINA: Wie im Walde. Die Nachbarin ist eine Witwe mit vier Kleinen. Sie hat aufgehört, den Reden der Umwelt ihr Ohr zu leihen (ANTANAS setzt sich wieder.) Und auch ich habe nicht viel gesprochen in meiner erzwungenen Witwenschaft.

ANTANAS: Du wirst gleich merken, daß auch meine Worte grob und ungelenk geworden sind.

ALBINA: Dann laß uns Zehn Jahre lang schweigend einer den andern anschauen, auf diesem Bett. (Stille). Du hast dich verspätet. Ist etwas passiert?

ANTANAS: Nein, alles ging nach Plan.

ALBINA: Hast du dich irgendwo aufgehalten?

ANTANAS: (nach einem Augenblick des Zweifelns) Nein. Nur am Waldrand, beim Umkleiden.

ALBINA: (streichelt seine Hand und berührt seinen Ärmel) Ist dein Rock nicht zu kurz? Schau, ein Flicken am Hemd!

ANTANAS: Sie hatten kein besseres, die armen Leutchen. Jonas hat zu kurze Hosen. Er wird seinen Brautführer-Anzug beim Uhrmacher vorfinden, wo er heutnacht übernachtet.

ALBINA: Schließe die Augen, bis ich dir ein Zeichen gebe.

(ALBINA eilt aus dem Zimmer. ANTANAS schließt die Augen und sinkt in sich zusammen - er kann der Müdigkeit nicht widerstehen. ALBINA tritt ein und hält einen dunkeln Anzug und ein schneeweißes Hemd in den Händen).

ALBINA: Antanas ...

ANTANAS: (Setzt sich wieder gerade auf, berührt den Stoff) Den Verdienst vieler Jahre hast du für mich aufgewandt?

ALBINA: Vergiß nicht: ich hatte niemanden, für den ich mich feinmachen konnte. Das Sparen fiel mir leicht (Sie legt Anzug und Hemd auf einen Stuhl und setzt sich zu ANTANAS). Ich glaubte schon, du kämst nicht mehr. Alle zehn Minuten lief ich auf die Strasse. Einmal habe ich sogar einen völlig unbekannten Menschen angehalten. (ANTANAS schließt für Augenblicke die Augen). 0, mein Gott, du bist hungrig, und ich sitze hier und höre nicht zu schwatzen. Die ganze Zeit über habe ich deine Lieblingspfannkuchen warm gehalten. Eine Minute noch, und du kannst essen.

(Umarmt ihn eilig und läuft hinaus. ANTANAS gähnt, berührt Oberbett und Laken, bewundert die Sauberkeit. Er gibt der Versuchung nach,. streckt sich auf das Bett und schläft augenblicks ein).

ALBINA: (hinter der Bühne) Ich lasse gleich Wasser in die Wanne. Antanas, Liebster, du bist so bleich. Magst du noch immer Moosbeeren? Und Tee? Antanas, mir flattern die Hände vor Freude. Ich habe dir so viel, so unendlich viel zu erzählen!

(Sie tritt herein und bleibt erstaunt stehen. Streichelt über sein Haar, hebt den Kopf an, richtet das Kissen, zieht seine Jackett aus, streift ihm die Schuhe von den Füssen. Es wird dunkel auf der Bühne.
(Auf der anderen Bühnenseite wird's heller. Das Zimmer in Hause von GENE's Eltern taucht aus der Dunkelheit hervor).

VATER: Sie wird es mir sagen, wo sie gestern Nacht war, und wenn ich sie an den Haaren auf die Strasse zerren müßte.

MUTTER: Mit durchgeweichten Sandalen, zerzausten Haaren, beim Hahnenschrei - soviel Schande!

GENE: Tau des Waldes war an meinen Füssen, auf meinen Haaren, in meinen Augen.

VATER: Eine richtige Wilde ist aus ihr geworden; in der ganzen Umgebung findest du eine solche nicht.

MUTTER: Und die Augen der Leute, ihre Zungen - da sei Gott davor, sie wird nie geheiratet!

VATER: Und wenn auch nur ein Hund in unserm Dorfe davon bellt, ich verzeihe es ihr nie!

MUTTER: Das sind jetzt andere Zeiten, Vater, man hetzt die Jungen gegen die Alten auf, unser Wort ist nichts mehr wert.

KOMMENTATOR: (zu Gene) Im Walde warst du. Hast dich von ihnen verabschiedet, aber bist nicht nach Hause geeilt. Hattest dich hinter einen Baum versteckt, hast gewartet, bis sie aus dem Bunker kamen. Bist ihnen mit den Augen gefolgt, hattest keinen Mut hinzugehen.

GENE: Die beiden wateten durch das Gras, wie grüne Heumäher. Er ging hinter seinem Freunde her, indem er genau in die Fußstapfen des Vorangehenden trat. Mit solcher Sorgfältigkeit, so mild, so fest - wie alles, was er je tat.

KOMMENTATOR: Gras, in dem die Fußstapfen der Todgeweihten zurückbleiben, ist Friedhofsgras.

GENE: Nein, er lebt!

VATER: Was sagt sie?

MUTTER: Als ich sie unter dem Herzen trug, konnte ich sie besser verstehen.

VATER: Was hat sie, hat sie Kopfschmerzen darüber, daß der Brotkorb leer ist, es keine Nägel gibt, man Glas für Speck nicht kriegt?

MUTTER: Ihre Finger waren immer leer - sie tun nicht weh, wenn keine Wolle durch sie gleitet.

VATER: Aber leben muß man, selbst mit einem fremden Mühlstein um den Hals. Nachts die Partisanen, tags der Sicherheitsdienst.

MUTTER: Wo sind jetzt die Knochen derer, die sich der Obermacht entgegenstellten?

(Jammerlaute von Frauen erheben sich am Stadtrand und sinken in sich zusammen. GENE erstarrt. VATER, MUTTER und der KOMMENTATOR horchen angespannt).

GENE: (zum KOMMENTATOR) Haben Sie´s gehört? Was ist geschehen?

KOMMENTATOR: (sehr ernst) Man bringt jemanden ins Gefängnis.

GENE: Antanas!
(ANTANAS richtet sich plötzlich in Bett auf).

ANTANAS: Wer dort?!

ALBINA: Nichts, nichts. Die Frauen hier hören nie auf, zu seufzen und zu jammern - du wirst dich daran gewöhnen.

KOMMENTATOR: Ein neunjähriger Knabe. Man hat ihn auf dem Marktplatz verhaftet.

Vorhang

ZWEITER AKT

(Die Bühne wird allmählich heller. Das Zimmer von ALBINA. Ein Fenster, weiße Gardinen. Eine gefüllte Waschschüssel, ein Handtuch auf einem Schränkchen. Auf dem Tisch eine Puppe in Nationaltracht. ANTANAS schläft im Bett. Er ist bekleidet, nur Jacke und Schuhe sind abgelegt. ALBINA sitzt auf einem Stuhl und schaut ihn an. Der KOMMENTATOR steht hinter ihr)..

KOMMENTATOR: Morgen dämmert bleich,
Sonne scheint jetzt gleich.
Doch mein Liebster brav
Schläft noch tiefen Schlaf.

Wer ihn wecken kann,
Meinen Bräutigam,
Der bekommt genug
Weißes Linnentuch.

Keiner kann ihn wecken,
Meinen jungen Recken
Wenn er dort nicht schliefe
In des Grabes Tiefe.

ALBINA: Lieblicher, bitte. Singe mir nicht so düstere Lieder. Die Morgendämmerung ist so weiß wie ein Brautschleier. Und ich sehe ihn wieder - nach sieben Jahren.

KOMMENTATOR: Verzeihung! Aber du fürchtest dich doch vor seinem Erwachen.

ALBINA: Ich warte - und zittere.

(Das Licht über ALBINA und den KOMMENTATOR geht aus. Zur selben Zeit trifft das Licht GENE auf der anderen Seite von ANTANAS am Bett sitzend)

GENE: Wo bist du nun? Wo sind die Blumen, die an deinem Hochzeitsmorgen erblühen werden?
ANTANAS: Wenn ich dich jemals wiedersehe, werde ich die sieben Siegel aus Stahl und Pflicht, die mir die Lippen verschlossen haben, zerbrechen. Ungeduldig wartet ein Heer von Liebesworten endlich hervorzubrechen.

GENE: Am Wege zur Kirche steht eine Birke - ganz Mondlicht und grüne Tränen - geboren am gleichen Tage wie ich. Stolz und traurig wird sie auf mich blicken, wenn ich an deiner Seite gehe.

ANTANAS: Bei den Kirchenstufen grünt eine Linde - mein junger Herzschlag küßt seine Rinde noch immer in Erinnerung. Jetzt wird sie mich an deiner Seite sehen und laut davon künden.

GENE: Der Teppichläufer bis zum Altar, - er ist so schrecklich lang.

ANTANAS: Wenn ich den Ring an deinen Finger stecke, zögere ich: werde ich stark genug sein, soviel Frieden, so viel Freude zu ertragen - kann ein so von Stürmen zerzauster und versengter Baum jemals wieder Blüten tragen?

GENE: Deine Lippen haben den Geschmack von Kommando und Feuer längst vergessen; deine Lippen gehören zu den meinen.

(Das Licht erlischt über Gene. ALBINA und der KOMMENTATOR tauchen erneut auf, wie sie am Bett von ANTANAS wachen und warten)

ALBINA: Er wacht auf! Und je mehr er erwacht, desto mehr ist er mein Bräutigam. Kraftvoll und jung, wie sieben Jahre zuvor, eindeutig wie der Blitz.
KOMMENTATOR: Ich warne dich - sieben Jahre sind eine lange Zeit.

ALBINA: Er kann sich nicht geändert haben.

(Der KOMMENTATOR geht. Kräftige Schritte hinter der Tür. Jemand pfeift ein sorglose Melodie. ANTANAS öffnet die Augen und springt aus dem Bett)

ANTANAS: Wer ist da?

ALBINA: (lächelnd): Nur der Postbote.

ANTANAS: Ein wunderbarer Beruf. Wie spät ist's?

ALBINA: Halb elf.

ANTANAS: Nein! - Warum hast du mich nicht geweckt?!

ALBINA: Guten Morgen, Antanas.

ANTANAS: Guten Morgen. (Schweigen)

ALBINA: Ich warte.

ANTANAS: Worauf?

ALBINA: Gestern warst du müde, um mir noch einen Gute-Nacht-Kuß zu geben. Heute Morgen zu verwirrt - und gibst mir keinen Guten-Morgen-Kuß ...

ANTANAS: (seufzt) Entschuldige. (Küßt sie auf die Wange)

ALBINA: Ich verzeihe es dir (Sie küßt ihn zart-innig). Nicht nur deine Vergeßlichkeit, sondern alles - schon im voraus. Alles, außer einem.

ANTANAS: Und welch Vergehen ist das?

ALBINA: Wenn du aufhören würdest, mich zu lieben. In diesen sieben Jahren sind dir mancherlei Mädchen über den Weg gelaufen - schönere, jüngere als ich. Es gab hier sogar Gerede darum.

ANTANAS: Was für Gerede?

ALBINA: Ach, leeres Geschwätz. Ich habe es nicht beachtet; ich hab's vergessen.

(ANTANAS geht plötzlich zur Wasch-Schüssel und zieht das Hemd aus)
Du hast dich die ganze Nacht über sehr unruhig hin - und hergeworfen. - Als ich noch auf dich wartete, sagte ich zu mir: ich werde über deinem Schlafe wachen, je eine Stunde für ein jedes Jahr. Ich habe die Wache abgeleistet. Du warfst dich hin und her. Manchmal hast du gelächelt. Erzähle mir deine Träume - die Träume vor unserm Hochzeitstag.

ANTANAS: Sie sind viel zu unwirklich, selbst für Träume zu unwahrscheinlich (ANTANAS beeilt sich und beginnt die Morgenwäsche)

ALBINA (zu ihm, doch auch zu sich selber sprechend): Du wirst sagen, ich sei zu neugierig - ich will deine Träume. Ja, ich bekenne: ich will auch deine winzigsten Gedanken, alles. Du wirst sagen, ich sei früher bescheidner, demütiger gewesen. Ja. Aber Hunger verändert selbst junge Verlobte.
(ANTANAS beendet das Waschen. ALBINA reicht ihm das Handtuch)
Ein graues Haar. Mehrere. Ein ganzes Birkenwäldchen. Du wirst mir über jedes einzelne erzählen müssen, mir jede weiße Schneewehe beschreiben. (ANTANAS blickt immer noch auf das Handtuch) Träumst du wieder?

ANTANAS: (indem er ihr das Handtuch zeigt) Es ist zu weich; unverschämt sauber. (Ein schrilles Klingeln draußen. ANTANAS erstarrt angespannt).

ALBINA: Die Pausen-Klingel. Wir sind Nachbarn der Schule. (ANTANAS beginnt, sich das Gesicht zu trocknen. Man hört, wie sich ein Haufen Kinder durch die Tür geräuschvoll nach draußen drängt). Friedenstöne - du hattest sie vergessen. Du wirst wieder zur Schule gehen müssen, um sie zu erlernen.

(ANTANAS lacht, hält immer noch das Handtuch vor seinem Gesicht. Seine Augen bleiben an einer kleinen Statue auf dem Bücherbord hängen. Er legt das Handtuch beiseite, hebt die kleine Statue vorsichtig und behutsam herab und beschaut sie)

ANTANAS: Ich kann's nicht glauben, das. Als ich sie schuf, die Sonne breit durch das offene Fenster schien, und mein Herz war weit aufgetan für das Lachen, die Stimmen der Kinder.
(ANTANAS setzt sich langsam auf einen Stuhl, hält die kleine Statue in den Händen. Draußen beginnen die Kinder einen Singsang). Vor sieben Jahren, auf einem anderen Planeten.

Ach, jetzt stolpere ich hier - mit verbundenen Augen über vergessene Laute. Meine Füße haken an Dingen der Vergangenheit. Ein Waldmensch in Salons, die vollkommen vergessen sind.

(Albina nimmt sein weißes Hemd vom Stuhl und beginnt, ihn damit zu bekleiden. Er wehrt sich ein wenig, doch dann läßt er's geschehen)

ALBINA: Ich werde deine Lehrerin sein. Ich werde dich zu den Friedenslauten zurückführen, zum Frieden selber. Wir werden beide dorthin schreiten.

(ALBINA kniet neben ihm nieder. Schweigen. Ihr Blick fällt auf seine Schuhe. In sorglosem Ton): Bei deinen Schuhen werden wir beginnen. Die brauchen guten, blanken Schuhputz. Vergiß nicht, du kommst ja offiziell aus der Hauptstadt.

ANTANAS: Ein paar Stunden habe ich damit zugebracht, sie zu putzen. Aber sie haben viel zu viel Feuchtigkeit des Waldes getrunken. Des Waldes...

(ANTANAS schaut auf seine Schuhe, auf ALBINA, zum offenen Fenster, durch welches das Kinderlied hereinströmt. Dann entzieht er ihr seine Hand, springt vom Stuhl auf, schließt das Fenster. Das Lied verstummt)

ANTANAS: Kein Wort mehr über den Frieden. Es gibt keinen Frieden! Diese Laute sind getrogen. Ich wage es zu behaupten, daß keine Macht auf Erden - einschließlich Gott selber - jemals das Röcheln auslöschen wird, das sich mit dem Blutschaum und den letzten Worten im Munde des Freundes vermischte. Oder das Bersten des Schädels unter dem schweren Stiefel. Diese Laute werden über die Jahrhunderte hinweg tönen und werden Frieden für ewig unmöglich machen.

ALBINA: (ergreift ihn bei der Hand): Aber, Antanas

ANTANAS: (befreit sich von ihrem Zugriff): Zur Sache! Hast du etwas von Leonas gehört? Hat er die Stadt schon erreicht?

ALBINA: Nein, noch nicht... Einen Augenblick lang fühlte ich, daß du meiner Berührung ausweichst.

ANTANAS: Nein! Glaube mir. (Schweigen)

ALBINA: Was magst du zum Frühstück? Wir können uns beim Essen weiter unterhalten.

ANTANAS: Ich habe keinen Hunger.

ALBINA: Du mußt aber essen. Bei der Hochzeit wirst du es nicht vermeiden können mitzutrinken. Außerdem wird es Zeit, daß du dich an meine Frühstücksstunde gewöhnst.

ANTANAS: Mein Körper hat sich verändert. Albina, - mein Mund, mein Gaumen, meine Stimmbänder. Denke dran, wenn du mich mit je-

nem sanft daherredenden Jüngling vergleichst, den du vor sieben Jahren kennengelernt hast. Denke daran, und verstehe mich. Bitte.

ALBINA: Von ganzem Herzen. Ich werde geduldig nach den Zügen deines Gesichts und deiner Seele suchen, die - so will's mir scheinen - jetzt entschwunden sind. Ich werde sie wiederfinden. Ich werde mich davon überzeugen, daß dein Gesicht mehr ist als ein erstarrter Schrei - so erscheint es mir jetzt.

ANTANAS: Im Walde gab es keine Spiegel, doch ich erinnere mich an eines seltsamen Gesichtes Widerschein in einer Pfütze. Du hast dich ebenfalls sehr verändert. Dein Plan, den Untersuchungsrichter zu liquidieren, hat mich gewaltig überrascht. Erzähle mir von diesem Plan. Und vom Untersuchungsrichter. Was ist der für einer?

ALBINA: Ich weiß so viel von ihm, daß ich nicht weiß, womit anzufangen.

ANTANAS: Nur das, was für unsere Aufgabe wichtig ist.

ALBINA: Ist nicht alles wichtig, um einen Menschen zu erkennen?

ANTANAS: Er hat sich schuldig gemacht, ist dem Tode verfallen.

ALBINA: Er ist schon tot.

ANTANAS: Mach keine Witze!

ALBINA: Ich scherze nicht. Sein Gesicht - das sind nur Ruinen, deshalb erkennt ihn niemand wieder. Für ihm ist alles in der Vergangenheit. Er lebt nur noch von den Erinnerungen - als er einst ein Mann der Wissenschaft war, ein schöpferischer Mensch. Ich fühle, daß er den Tod sucht
ANTANAS: Dabei werden wir ihm helfen!

ALBINA: Antanas! In deiner Stimme klingt Gewehrknattern. Hör mich zu Ende an. Indem er sich vor euch versteckte, verbrannte er uns, zerfiel in seinem Panzer, wie ein trockener Dornbusch. Seine Opfer verfolgen ihn in seinen Halluzinationen.

ANTANAS: Wir alle haben unsere Gespenster. Alle, die wir an unsern Zeiten Anteil haben, ob auf der Seite der Teufel oder der Engel. Dennoch: wir stehen im Krieg, Albina! Vergiß die studentischen Gesprächskreise und ihre Sonntagsphilosophie. Er hat sich schuldig gemacht - und er muß sterben.

ALBINA: Ihn hat aber das Leben schon vernichtet. Einen Sarg öffnen und die Leiche erschlagen? Du nicht! Ich kann mir nicht vorstellen, du könntest eine stumpfe Waffe sein. Überlasse ihn Gott!

ANTANAS: Wir beide sind Soldaten, nichts anderes als Soldaten. Uns beide bindet der Befehl, den auszuführen wir geschworen haben und den niemand ändern kann. Wir stehen einer gegen Tausend. Ohne eiserne Disziplin werden wir hinweggefegt, wie Spreu vom Winde. Ich habe sie von andern verlangt, ich muß sie auch von dir verlangen.

ALBINA: Genug davon! Diese schrecklichen sieben Jahre, - sie haben einen Teil von dir zu Stein verwandelt. Wo einst warme Haut war, Blut, Gedanken, Gefühle - da ist grauer Stein, grau wie unser Feind.

ANTANAS: Ich verstehe dich nicht mehr. Bist du noch auf unserer Seite? Antworte! Wozu, wozu hast du diesen Plan entworfen? Wenn du jetzt versuchst, ihn mir auszureden!

ALBINA: Keine Angst, Antanas. Ich habe nichts getan, was euch schaden könnte. Sie sind immer noch meine Feinde. Ich werde die Befehle ausführen. Doch führe ich noch einen andern Krieg, - meinen persönlichen Krieg. Und in diesem Krieg bin ich alleiniger Befehlshaber.

ANTANAS: In unserm Lande gibt es nur den einen Krieg, diesen einzigen.

ALBINA: Ich führe meinen Krieg: dich zu retten. -Wie sehr habe ich all diese Jahre auf dich gewartet! Ich ahnte, daß du verhärten wirst, aber ich erahnte nicht, wie sehr. Der Plan, den Untersuchungsrichter zu töten, war mein letzte Möglichkeit, dich aus dem Walde herauszuziehen. Ich glaubte, ja ich glaube auch jetzt daran, daß du, siehst du erst das Leben

jenseits der Wälder und Erdbunker, dich ändern wirst, aufhören wirst zu versteinern. In diese Hoffnung habe ich alles gelegt; für diese Hoffnung lebe ich.

ANTANAS: Warum hast du mich nicht gefragt, ob ich mich ändern will, ob ich auf solche Weise am Leben bleiben möchte? Du hattest nicht das Recht, deine Träume heimlich unter die Kriegspläne hineinzumischen.

ALBINA: Meine Träume stehen mit beiden Beinen auf der Erde. Im Nebel befinden sich dein Kopf und die Gedanken deiner Partisanen. Wir beide wissen, daß der bewaffnete Widerstand aus der Hoffnung lebt. Aber: es ist keine Hoffnung mehr. Hast du die Radiosendungen aus dem Ausland gehört? Nichts! Nichts!

ANTANAS: Ihr Schweigen ist zeitbedingt. Sie werden's begreifen. Haben wir denn nicht um die Freiheit - um die Freiheit der ganzen Welt gekämpft?

ALBINA: Und die Welt? Hat euch bereits vergessen!

ANTANAS: Der Sinn unsern Handelns hängt nicht von dem Gedächtnis der Welt ab.

ALBINA: Wonach streben wir? Unser Land am Leben zu erhalten. Dich und unsere Liebe am Leben zu erhalten. Auf welche Art und Weise? Auf die eurige? Nein!

ANTANAS: Und welches ist deine Art und Weise?!

ALBINA: Weißt du denn nicht, daß es seit drei Jahren keine Massendeportationen mehr gibt? Hast du nicht bemerkt, daß sie keinen offenen Terror mehr ausüben? Daß sie ihr den Partisanen gegebenes Amnestie-Versprechen halten?

ANTANAS: Aber die Art und Weise?! Wie ist denn deine Art und Weise!?

ALBINA: Bewaffneter Widerstand provoziert den Feind. Und wogegen richtet sich der Widerstand? Wen trifft er? Nur unscheinbare, kleine Beamten, ihre Familien. Gewehrsalven durch die Fensterscheiben, weil die Feindzeitungen gelesen werden?
ANTANAS: Nicht wir allein sind in den Wäldern! Da treiben sich Deserteure herum, ehemalige Gefangene, kleine Banditen...

ALBINA: Alles aber, was aus den Wäldern kommt, das kommt in eurem Namen! Wir müssen am Leben bleiben, staatliche Stellungen einnehmen, unsre Kultur pflegen, das Saatkorn der Freiheit in die Kinder senken, und - nach und nach - die Lage bessern.

ANTANAS: Bis so - nach und nach - nach einigen Jahrhunderten – die Unterdrückung hinwegschmilzt.

ALBINA: Jawohl! Abgesehen von deinem Spott: dieser Weg nützt unserm Volke mehr. Grau ist er, ohne eure heroische Musik, aber dem Volke ist das Überleben wichtiger als alles andere.

ANTANAS: Denken viele Leute so?

ALBINA: Täglich mehr.

ANTANAS: Sie schlafen in warmen Betten. Hätten sie auf der nackten Erde gelebt und ein Laken von gefrorenem Boden gehabt, sie dächten anders.

ALBINA: Es gibt Dinge, die sind schwerer als der offene Kampf. 0, Antanas, wenn du wüßtest, wie rauh mein Linnentuch in diesen sieben Jahren gewesen ist.
ANTANAS: (ihre Worte nicht beachtend): Und die Jugend, unsere jungen Leute?! Haben wir ihr kein Beispiel gegeben?! Gestern Abend haben wir so einen Burschen angesprochen, und er weigerte sich stolz, die Sprache des Feindes zu sprechen.
ALBINA: Den Jünglingen seid ihr besonders gefährlich - den Kindern, die immer noch Blumen an den fünf Pfählen niederlegen.

ANTANAS: (leise): Er trug einen Fliederstrauß bei sich

ALBINA: Antanas, solcher Blumen werden immer weniger. Mit der Zeit werden die Pfosten verfaulen, niederbrechen, und die Blumen werden in die Hände der Bräute zurückkehren und auf stille Gräber, wo sie keine gefährlichen Erinnerungen mehr wecken werden.

ANTANAS: Wie einfach! Aber wir Partisanen, wo ist unser Platz in dieser friedlichen Zukunftswelt?

ALBINA: Dein Teil, Antanas - zu leben, das Leben. Euer aller - noch eines, das letzte Opfer: sich aus der Szene zurückzuziehen, euer Leben zu ändern, euch selbst auszuradieren. Irgendwann, in der Zukunft, werdet ihr den Lohn der Wahrhaftigkeit erhalten.

ANTANAS: Und du sagtest, daß ich versteinert sei! Höre nur auf dieses Wort: „Zukunft"; - auf dieses stolze, gedemütigte Wort, wie es aus deinem Munde fließt, wie ein Stück glitschigen Metalls! Schau doch hinein, in diese Zukunft, zu ihren Menschen! Reiße ihnen die Lügendecken hinweg, berühre ihren nicht endenwollenden Angstschweiß! Wagst du zu behaupten, daß diese Leute es schaffen werden aufzustehen, wenn die Morgenröte dämmert? Dein Herz wird schwach ob des Schicksals der Kinder - rüste dich selbst für die Kinder der Zukunft! Sie werden aus vieler Väter Samen geboren werden: des Henkers, des Generals, des Zensors!

ALBINA: So schnell stirbt die Freiheit nicht!

ANTANAS: Die Oberfläche ihres Gehirns wird an das Koppelschloß eines Polizeiriemens erinnern. Was werden sie tun, wenn irgendeinmal der Morgen anbräche?!
ALBINA: Du bist vor Stolz erblindet! - Ich werde dir beweisen, daß ich recht habe! Höre: der Untersuchungsrichter wird um elf Uhr durch diese Tür treten.
ANTANAS: Das glaub' ich nicht...

ALBINA: Er versprach, mir das Hochzeitsgeschenk zu bringen.

ANTANAS: Aber warum?!

ALBINA: Ich war damit einverstanden, weil ich wußte, daß du ihn nicht wirst töten können. Hast du den Mut, ihm alleine zu begegnen? Noch kannst du dich zurückziehen.

ANTANAS: Ich will's dir beweisen! - Um elf? Bringe dem Jonas die Verpflegung. Komm nach einer halben Stunde mit ihm zurück. Aber nicht eher.

ALBINA: Alles werde ich tun. - Ich liebe dich, Antanas. Wenn ich deine Hand berühre, verstummen alle Worte. Kein Unwetter wird jemals die Brücke zwischen uns beiden hinwegreißen. Sage, fühlst du das gleiche?

ANTANAS: Wir haben keine Zeit! Beeile dich!

ALBINA: Behüt' dich Gott. (ALBINA geht. ANTANAS prüft seinen Revolver, steckt ihn in die Tasche und setzt sich. Das Licht verlöscht)

(Das Büro des Untersuchungsrichters. Auf dem Tisch ein Blumenstrauß in einer Vase. Es treten ein: der ABGEORDNETE, der VORSITZENDE und der UNTERSUCHUNGSRICHTER)

ABGEORDNETER: Vorzügliche Gastgeber seid ihr. Euer Gast vermochte kaum seinen Hut zu lüften, da habt ihr ihm schon ein Geschenk überreicht, - einen eben gefaßten Partisanen, noch warm.

VORSITZENDER: Genosse Abgeordneter, der Arzt sagt, er werde in einer Viertelstunde wieder zu sich kommen. Dann können wir das Verhör fortsetzen.

ABGEORDNETER: Genug Zeit, um ein Urteil zu fällen. Vorsitzender, zählen Sie auf, was wir wissen.
VORSITZENDER: Sein Name - Leonas. Mit der Waffe in der Hand ergriffen. Spröde. Spricht nicht.

ABGEORDNETER: Wieviel Partisanen sind gestern aus dem Bunker des Stabes geflohen?

VORSITZENDER: Zwei.

ABGEORDNETER: Das heißt, nur noch einer ist nicht in unser Netz gegangen.

UNTERSUCHUNGSRICHTER: Und vielleicht ein oder der andere aus einem anderen Bunker.

VORSITZENDER: Das sind Zahlen wie Musik. Die letzten Tropfen aus dem Hahn.

ABGEORDNETER: Er muß reden.

U-RICHTER: Ich glaube nicht, daß der den Mund auftut.

ABGEORDNETER: Woher wissen Sie's?
VORSITZENDER: Aha, woher? So viel Zeit habt ihr vertan, bis er die Augen auftat! Weshalb?!

U-RICHTER: Um aus ihnen zu lesen. Zu vergleichen mit dem, was ich aus andern gelesen habe. Seine Seele auszumessen.

VORSITZENDER: Metaphysische Spielereien.

U-RICHTER: Ihr, liebe Kollegen, habt nie die Zeit mit solchen Spielereien vertan.

VORSITZENDER: Wir müssen seinen Mund öffnen, nicht seine Augen.
ABGEORDNETER: (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER): Auch ich pflegte mich früher einmal mit solchen Spielereien zu befassen. Was haben Sie aus seinen Augen gelesen?
U-RICHTER: Standhaftigkeit. Ungewöhnliche Standhaftigkeit unter einem verführerisch zerbrechlichem Hellblau.

VORSITZENDER: Und wenn Sie recht hätten - aber Sie haben's nicht - dann wird seine Standhaftigkeit dennoch unter unsern neuen „Methoden“ brechen, wird sein Leben verlöschen.

ABGEORDNETER: (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER): Ich muß bekennen, ich hatte Sie mir anders vorgestellt.

U-RICHTER: Und wie?

ABGEORDNETER: Wie das Schwert der Gerechtigkeit. Verstehen Sie mich? Die fortschrittlichste Form der Einfachheit - Stahl, der bereit ist, blitzartig auf die Feinde zu fallen.

U-RICHTER: Ich selber hatte einst eine andere Vorstellung von mir, obwohl ich von edleren Metallen träumte.

ABGEORDNETER: Untersuchungsrichter, die wichtige Aufgabe hier geht zu Ende. Wir werden unsere Haltung ändern. Sie wird vaterländischer sein, streng zwar, aber auch pfleglich. Manchmal werden wir sogar verzeihen, obwohl wir die Leute nicht verdummen werden.

U-RICHTER: Anders gesagt, das Schwert der Gerechtigkeit wird weiterhin blitzeblank über ihnen hängen, jedoch nur als Warnung.

VORSITZENDER: (auf die Blumen in der Vase schauend): Da schaut her, unser stählerner Veteran wird weich. Nie zuvor sah ich Blumen auf seinem Tisch.

U-RICHTER: Das ist ein amtliches Exponat und Indiz, das weiß der Vorsitzende auch. Gestern Abend nahm die Polizei einen Jungen fest mit diesen Blumen - bei den fünf Pfählen. Dies ist ein Beweisstück.
ABGEORDNETER: (berührt die Blumen mit den Fingerspitzen): Flieder, welk vom Blitz der Geschichte. Der letzte seiner Art.

U-RICHTER: Ich riet dem Sicherheitsdienst, die Angelegenheit dieser Blumen nicht zu verfolgen. Meiner Meinung nach handelt es sich hier um ein abseitiges Geschehen.

ABGEORDNETER: Wie untypisch für Sie! Aber wir sind auf Blumen-Pfade abgeirrt. Wir müssen einen Beschluß fassen.

U-RICHTER: Im Gegenteil, wir haben den rechten Pfad betreten. Sowohl die Menschen als auch die Herrschaftssysteme kommen an ihre Kreuzwege. An irgendeiner dieser Kreuzungen muß ein Rosenstock oder ein Fliederbusch erblühen. Das Leben. Die Planer und Verkünder der Neuen Ordnung - haben sie nicht in naher Zukunft einen solchen Kreuzweg vorgesehen, der sich der Blumen nicht zu schämen braucht?

ABGEORDNETER: Welch eine große Frage, dargeboten mit der geringen Terminologie des Gartenbaues.

U-RICHTER: Ist es nicht an der Zeit, solche Worte zu gebrauchen, die im Ackerboden und nicht in der politischen Geometrie wurzeln? Wir sind am Wendepunkt zur Neuen Zeit. Der aktive Widerstand liegt vor wie ein abgebrochener Ast. Möge doch dieser junge Mann, dieser Leonas, sein, der die geschichtliche Wende bezeichnet. Der verrät nichts. Und die Folter übersteht der nicht.

ABGEORDNETER: Ihr empfehlt...

U-RICHTER: Ich empfehle - lassen wir ihn leben.

VORSITZENDER: Und das alles wegen eines Augenpaares!

ABGEORDNETER: Genossen, in dieser neuen Phase werden einige unserer Gewohnheiten geändert. Wir werden ihnen gestatten, unsern erzieherischen Glanz in ihren einfachen Vergnügungen zu erfahren, - deshalb nehme ich an dieser Hochzeit teil. Wir werden die überlebten Taten und Symbole beseitigen, die unnötige Ressentiments wecken. Allerdings, einige Strafsymbole werden wir belassen, um eine gesunde Furcht zu erhalten. Aber - merkt's euch! – niemals werden wir den wahren Feinden ein Erbarmen zeigen!
VORSITZENDER: Und über diesen Leonas wird ohnehin niemand etwas erfahren. Wir werden sagen, daß er an den Verwundungen des Kampfes verstorben ist

ABGEORDNETER: Unser lieber Vorsitzender hat die besondere Gabe, die kompliziertesten Nüsse zu knacken. Bestenfalls pressen wir eine In-

formation heraus, schlimmstenfalls - entledigen wir uns eines gefährlichen Elements.

U-RICHTER: Genosse Abgeordneter, dieses Verfahren ist meine Sache! Ihr kennt meinen Beitrag zu den letzten sieben Jahren - jenen ascheneiternden Zeitraum, dem ich die Symbole der fünf Pfähle und des Ameisenhaufens gab. Schließlich hatte ich die Wahnvorstellung, die ganze Welt verwandele sich in einen Ameisenhaufen. Doch dieser Zeitabschnitt ist beendet! Daher verlange ich jetzt eine konkrete Tat, um sein Ende zu besiegeln. Eine Tat, die zeigt, daß die Neue Ordnung die Idee eines ewigen Opfers verwirft. Diese Tat - ist das Leben des jungen Leonas.

ABGEORDNETER: Untersuchungsrichter, sie rührten mit ihrem Finger genau an das Zentrum unserer Uneinigkeit. Es sind - die Ameisen. Ja, Ameisen, meine Herren, sind organisierte, arbeitsame, gehorsame Lebewesen. Jetzt brauchen wir mehr von ihrer Geisteshaltung, nicht weniger. Sie bewegen sich in vollkommener Harmonie, sie schaffen vom Morgengrauem bis zur Mitternacht, und in ihrer Emsigkeit denken sie nur an das, was nützlich ist. Die Neue Ordnung erweist ihnen tiefen Respekt und hat vor, von ihnen auch künftig zu lernen.

VORSITZENDER: Bravo!

U-RICHTER: Ich habe mich dem Fluß der Neuen Ordnung ergeben, denn ich wollte an der Schaffung der Verstandesherrschaft teilhaben. Die Ameisenkolonnen inspirieren mich nicht. Ich fordere eine Stimme, dazu habe ich ein Recht!

ABGEORDNETER: Zuviel persönliche Fürwörter - Ihr verrät euch, Untersuchungsrichter. (zum Vorsitzenden:) Genosse Vorsitzender, schauen Sie nach, ob unser Gefangener wieder zu sich gekommen ist. (Der VORSITZENDE geht hinaus). Vor vielen Jahren, mein Freund, war auch ich Euch irgendwie ähnlich. Ich kann mich gut genug erinnern, um Euch zu verstehen. Und es ist zu wenig, daß meine Ruhe gestört würde. Ich habe eine Stufe erreicht, auf der ein persönliches Fürwort nicht mehr gilt. Und wenn Ihr irgendwann einmal an diesem Kreuzweg vorbeikommt, dann werdet Ihr begreifen, daß ein Blutopfer vonnöten ist, so-

lange es auch nur einen einzigen Untertanen gibt. Es aufzuhalten, bedeutet, dem Chaos Tor und Tür zu öffnen und unser eigenes Verderben herbeizuführen.

U-RICHTER: Wie seltsam ist das Land, in dem Ihr wohnt, hinter all den Kreuzungen! Ist das die fernste Grenze der Neuen Ordnung?

ABGEORDNETER: Einigen Leuten, die wissen, was es heißt: herrschen.

U-RICHTER: Euer Land ist so fern, daß Ihr kaum hört, was ich sage. Meine Gedanken federn zurück wie ein Tennisball von Eurem Elfenbeinturm. Fühlen Sie sich nie versucht, Augen und Ohren für neue, ungewohnte Worte zu öffnen?

ABGEORDNETER: Im Gegenteil. Ihre Sache ist mir nur allzugut bekannt. Geben Sie doch zu, Ihre Nächte sind unruhig. Spuken denn nicht die Gesichter der Verurteilten um Sie herum? Hören Sie nicht ihre Stimmen? Einst hörte auch ich sie. Aber ich verstand es, meine Angst zu zäumen.. Jetzt sind diese Stimmen lediglich zu Eis gewordene Echos auf anderen Planeten.

U-RICHTER: Ihr wißt sehr viel.

ABGEORDNETER: Ich weiß noch mehr. Haben Sie nicht irgendwann von den herbeigleitenden, herankriechenden, riesenhaften Gletschern der Neuen Ordnung geschrieben, die das Antlitz der Erde verändern werden? Und Sie haben betont, daß der Intellektuelle nicht versucht, den Gletscher aufzuhalten - er paßt sich vielmehr dem Aussehen seines kristallenen Gleitens an und wandert mit ihm mit.

U-RICHTER: Kann schon sein, daß es meine Worte sind. In diesem Augenblick, in diesem Zimmer, da klingen sie sehr seltsam.

ABGEORDNETER: Autoren vergessen oftmals, was sie schrieben. Wir vergessen niemals. Wir führen beflissen das Diagramm ihren Wesens. Ja, Untersuchungsrichter, wir riskieren viel, wenn wir Intellektuelle in hohe Positionen einsetzen. Früher oder später erschlaffen ihre Schultern

unter der Last der Wirklichkeit. Sie bringen es nicht mehr fertig, in die fürchterlichen Augen der Geschichte zu blicken und ihre Forderungen zu erfüllen.

U-RICHTER: Ihr seid nicht allein der Hochzeit wegen hierhergekommen.

ABGEORDNETER: Diese Stadt ist reif für Reformen. Ihr Ruhm ist hier bereits zu weit bekannt. Und, obwohl wir den Intellekt wert schätzen, müssen wir an diesem Kreuzwege eine einfache Person aussuchen, die den Erfordernissen der Neuen Ära besser entspricht.

U-RICHTER: Ihr sprecht vom Vorsitzenden.

ABGEORDNETER: Sie werden auf einer niederen Stufe dienen. Nicht mehr ein flammendes Schwert über den Haupte der Aufständischen, sondern ein Küchenmesser über den Häuptern von Dieben und Betrügen. Aber - Sie werden dienen und nützlich sein. Wenn wir uns nachher bei der Hochzeit wiederbegegnen, werden Sie sich von allen Zweifeln und Unsicherheiten bereinigt haben. Dort werde auch ich meine offizielle Maske tragen. Und dort werden wir alle, wir Amtsträger, eine solide Front demonstrieren, ein Bild der Eintracht, ein Beispiel für die Einwohnerschaft.

(Der Vorsitzende tritt ein)

VORSITZENDER: Er ist zu sich gekommen.

ABGEORDNETER: Zurück zum Verhör. Ich habe soeben dem Untersuchungsrichter mitgeteilt, daß Sie alle leitenden Funktionen in dieser Stadt übernehmen. Von jetzt ab, was immer an politischen Verfahren es künftig gäbe, untersteht er direkt Ihrer Aufsicht. Gehn' wir. (Zum Untersuchungsrichter, der unbeweglich dasteht) Werden Sie sich an dem Verhör nicht beteiligen?

U-RICHTER: Nein, meine Verhöre sind beendet.

ABGEORDNETER: Gut. - Wir sehen uns bei der Hochzeit.

VORSITZENDER: Nimm's nicht zu Herzen, alter Freund. Wir werden miteinander auskommen.

(ABGEORDNETER und VORSITZENDER gehen hinaus. Unter der Tür treffen sie auf den KOMMENTATOR, der mit einem Aktenstoß hereinkommt. Der UNTERSUCHUNGSRICTER drückt mit beiden Händen die Blumen in der Vase zusammen)

KOMMENTATOR: (mit der Stimme eines alternden Schreiberlings und ebensolchen Bewegungen): Hier sind die Akten, die Sie angefordert hatten. Ihre Akten aus sieben Jahren. (Da der UNTERSUCHUNGSRICHTER nicht antwortet, legt der KOMMENTATOR den Aktenstoß auf den Tisch. Er bemerkt einen Blutflecken auf dem Finger des UNTERSUCHUNGSRICHTERS): Sie haben sich am Finger verletzt.

U-RICHTER; (blickt kurz auf den Fleck): Nein, mein Freund, nein! Das ist nicht mein Blut. Ich hielt das Kinn des Jünglings und wartete, daß er seine Augen aufschlägt. Ein Rinnsal von Blut tröpfelte aus seinem Munde.

KOMMENTATOR; (Beunruhigt): Ich bitte um Entschuldigung, aber es steht mir nicht zu, zu wissen, was im Keller vorgeht.

U-RICHTER: Selbst wenn dort zu Tode gepeinigt wird?
KOMMENTATOR: Was mich anbetrifft, gibt es gar keinen Keller.

U-RICHTER: Ameisen, Ameisen, Ameisen, Liebst du Ameisen?

KOMMENTATOR: Wenn es meinem Dienst ansteht. ... Ich werde den Staub von den Akten putzen.

U-RICHTER: 0 nein! Staub zum Staube. Das Kinn, das ich berührte, wird zu Staub werden. Und das Leben seiner Augen. Das Leben der Blumen. Sage, weshalb keine Menschentat den Blumen gleicht?

KOMMENTATOR: Weiß nicht, habe nie Blumen gezogen.

U-RICHTER: Ausgezeichnet, Freund, ausgezeichnet. Nun denke gut nach, bevor du antwortest. Können Intellektuelle auch Menschen der Tat sein?

KOMMENTATOR: Solche Fragen übersteigen meinen Verstand. Die Leute in der Regierung entscheiden darüber.

U-RICHTER: Jawohl, sie entscheiden! Sie kommen zu Besuch. Die letzte Möglichkeit, sich vor ihnen zu erklären. Und plötzlich werden sie unüberwindlich. Warum? Weil sie graue Rauchwolken sind oder getünchte Gräber. Kämpfe da einer gegen Riesen oder Windmühlen! Denn eine Rauchwolke blutet nie. Gräber sind jenseits von Niederlagen.

KOMMENTATOR: Sie haben völlig recht.

U-RICHTER: Ach, du bist ein vollendeter Gesprächspartner. (der UNTERSUCHUNGSRICHTER öffnet eine Schublade und zieht ein Buch hervor) Mein Buch - eine Blume aus ferner Vergangenheit. Ich gehe hin, es in andere Hände zu legen. Danach - Ade Blumen! (der UNTERSUCHUNGSRICHTER nimmt die Blumen aus der Vase, drückt sie dem KOMMENTATOR in die Hände) Schmeiße sie raus! Und hör auf, mich anzustieren! Geh heim! Rüste dich zur Hochzeitsfeier! Wir befeiern die Neue Ära! Geh!!

(Dunkel. Das Licht trifft auf den KOMMENTATOR. Er streckt sich und geht auf die andere Seite der Bühne, wo ANTANAS sitzt)

KOMMENTATOR: Zeit hast du gehabt, Albina's Worte zu überdenken. Fühlst du nicht im tiefsten Herzensgrund, daß sie recht hat? Die Zeiten des Löwen sind vorbei - jetzt beginnt die Zeit des Fuchses.

ANTANAS: Wer bist du?

KOMMENTATOR: Ein Mensch, der Licht in deine Angelegenheit bringen will.

ANTANAS: Durch das Schlüsselloch schauen, wenn ich Auge in Auge mit ihm zusammentreffe? Ist es nicht genug, daß der Staub von Zweifeln bereits auf meinen Händen liegt?

KOMMENTATOR: Hilf mir zu verstehen. Ich habe einige Fragen, bevor es an der Tür klopft. Ich muß einige Knoten lösen.

ANTANAS: Ich habe keine Zeit zum Auseinanderspulen. Ich muß wirken - zum Wohle meines Volkes.

KOMMENTATOR: Deines Volkes? Wie unpersönlich! Sag an, als der Schmerz der Niederlage dir die Kehle zudrückte, hast du um dein Volk gelitten oder um dich selber, deinetwegen?

ANTANAS: Ich strengte mich an, nur an das Leben meines Volkes zu denken.

KOMMENTATOR: Sag an, bevor es anklopft und uns stört, in eurer Wälderwelt habt ihr den Staat der Zukunft ausgerufen, ohne Sklaven und Tyrannen. Habt ihr alle an diesen Staat geglaubt?

ANTANAS: Nicht alle, nicht immer. Aber in den tiefsten Augenblicken doch! Wenn man beim Rückzug einen verwundeten Freund liegen lassen mußte, und wir hörten, wie er sich in die Luft sprengte, dann glaubten wir's. Wenn wir sahen, wie Verhaftete abtransportiert wurden und wir mit den Zähnen knirschten, weil wir ihnen nicht helfen konnten - dann glaubten wir's. Wenn das zwölfjährige Mädchen, ohne Rücksicht auf die Lebensgefahren, uns die Nachrichten aus dem Stabe brachte und versprach wiederzukommen - dann glaubten wir's. In solchen Augenblicken hätten wir für etwas Geringeres nicht kämpfen können.

KOMMENTATOR: Wenn aber Albina recht hat? Wenn diese ganze Zivilisation lediglich eine versinkende, ertrinkende Stadt ist, ist dann euer Kampf nicht doch ein sinnloses Unternehmen? (Klopfen an der Tür) Wenn sie recht hat - dann war's dir bestimmt, ein Jünger der Kunst und nicht ein Verschwörer zu sein. (Klopfen) Und dann - welch furchtbare Eide, welch hoffnungslose Last hast du dir auf die Schultern geladen!

(Der KOMMENTATOR zieht sich ins Dunkel zurück)

ANTANAS: Herein. (Es tritt ein der UNTERSUCHUNGSRICHTER; schwarzer Anzug, ein Buch in der Hand. Er erblickt den ANTANAS und ist erstaunt, für einen Moment verunsichert. Ein Schatten von Furcht)

U-RICHTER: Ist Fräulein Albina zu Hause?

ANTANAS: Man hat sie unverhofft weggerufen.

U-RICHTER: Dann werde ich ...(Wendet sich zum Gehen)

ANTANAS: Kommen Sie herein - sie kommt gleich.

(Der UNTERSUCHUNGSRICHTER tritt ein)

U-RICHTER: Für ein paar Minuten. Ich bin der Untersuchungsrichter.

ANTANAS: Bitte, nehmen Sie Platz. (Der UNTERSUCHUNGS-RICHTER setzt sich) Albina hat mir von Ihnen erzählt.

U-RICHTER: Sie sind der Bräutigam?

ANTANAS: Ja. (Der Untersuchungsrichter bemerkt den aufmerksam angestrengten Blick. ANTANAS gewinnt Fassung) Ein Glas Wein?

U-RICHTER: Nein, danke. Sie sind Sport-Trainer, wenn ich mich nicht irre (plötzlich, im Ton eines Verhörs) Haben Sie in der Armee der Neu-en Ordnung gedient?

ANTANAS: Ja. (Steckt die Hand in die Tasche, wo sich der Revolver befindet) Ich erhielt eine Medaille für Treffsicherheit.

U-RICHTER: Das ist recht lange her. Ich nehme an, ihr jetziger Beruf ist leichter, milder.

ANTANAS: Wieso? Ich kann mich nicht beklagen.

U-RICHTER: Ihre Hände sind hart wie die eines Baumfällers oder Schmiedes.

ANTANAS: Wir benutzen viele harte Geräte. Doch Sie, Genosse Untersuchungsrichter, haben trotz der Bedeutsamkeit ihres Berufes Zeit gefunden, die Hände einfacher Leute zu berühren.

U-RICHTER: Sie irren. Ich habe ihre Hände nie berührt. Ich erforschte ihre Härte mit den Augen im Gerichtssaal. All diese Leute behaupteten, einer wie der andere, unschuldig zu sein. Sie reißen ihren Mund auf, ohne zu sprechen, und kehren die Handflächen nach oben. Als ob die Gewöhnlichkeit ihrer Hände es beweise, daß sie unschuldig seien wie die Standbilder.

ANTANAS: Aber sie waren immer schuldig. Sie haben die Schuld genial dort aufgestöbert, wo sie kleinere Talente nicht gefunden hätten. Aber ich will Ihnen meine sentimentale Schwäche gestehen: Ich wünschte, daß solche einfache Leutchen freigesprochen würden, die andern aber verurteilt.

U-RICHTER: Ach, bekannte Töne. Hörten auch Sie der Nächte Stimmen? Sahen Sie Schatten?

ANTANAS: Stimmen? Schatten?

U-RICHTER: (ironisch): Sieh dich vor, Junger Mann, vor der Sentimentalität. Du bist ein Teilchen des gleitenden Eises. Ein Kristallfluß darf nicht sentimental sein.

ANTANAS: Welche Stimmen? Welche Schatten?

U-RICHTER: Meide das Dunkel, Sportler. Halte dich fest an deinen Speeren und Disken, geh nie aus dem Stadion hinaus.

ANTANAS: Sie schätzen die Sportler unserer Tage zu gering ein.

U-RICHTER: Wirklich? Gut. Erraten Sie ein Rätsel: ein rätselhafter Greis - ein grauer Ziegenbock, besucht eine Braut am Hochzeitsmorgen

mit einem Geschenk in der Hand. Wer ist er? Ihr unehelicher Vater? Ein alter Lüstling? Ein sentimentaler Dummkopf? Was verbindet diese beiden?

ANTANAS: Vielleicht ist er ein einsamer Mensch, den Schatten verfolgend... Uneingeweihte sehen lediglich seinen undurchdringlichen Panzer. Aber, mag sein, ich betone: mag sein, sucht jenseits des Panzers ein todbedrängtes Herz fiebernd, wem es sich öffnen könnte, um ein Wort des Trostes zu vernehmen, eine Verheißung von Frieden. Und ist es so seltsam, daß es sich einer Frau öffnet, die schmerzgezeichnete, verstehende Augen hat?

U-RICHTER: Sie sind kein gewöhnlicher Sportler; und ich meinte, daß ich einen solchen vorfinden würde. (Erhebt sich) Seien Sie so freundlich, dieses Buch der Albina zu überreichen - Ihren Händen kann ich mein Geschenk anvertrauen. (Der UNTERSUCHUNGSRICHTER gibt dem ANTANAS das Buch. ANTANAS nimmt es an sich, ohne nach dem Titel zu schauen).

ANTANAS: (befehlerisch): Sie gehen noch nicht!

U-RICHTER: (ohne auf ihn zu achten): Ein schmales Bändchen? Aber sehr selten. Vielleicht das einzige Exemplar auf der ganzen Welt. Aber im Leben eines Menschen - sein größter Erfolg, die Lebenskrönung, die er nie wieder erreichen wird. (ANTANAS schaut kurz auf das Buch und kann sein Erstaunen nicht verbergen)

ANTANAS: „Die Skulptur der Zukunft“!

U-RICHTER: Sie kennen das Buch?!

ANTANAS: Ja .... (der UNTERSUCHUNGSRICHTER setzt sich schwerfällig mit dem Rücken zu ANTANAS nieder)

U-RICHTER: Ich werde ein Glas von Ihrem Wein probieren. (ANTANAS tritt an das Schränkchen und zieht langsam den Revolver aus der Tasche)

ANTANAS: Aber wie kam denn dieses Buch in Ihre Hände?

U-RICHTER: Aus der Hand seines Autors. (Beschaut seine Hände) Meine und des Autors Hände sind ungewöhnlich ähnlich.

ANTANAS: Weshalb nannte der Autor es „Skulptur der Zukunft“? Warum „Skulptur“?

U-RICHTER: Weil dieses Buch von der vollendeten Zukunftswelt handelt - einer Welt, die, wie eine Skulptur, aus dem unförmigen Lehm der Menschheit geschaffen wird.

ANTANAS: In Bronze und Holz .... .

U-RICHTER: In Bronze und Marmor? Holz ist zu widerborstig, zu ungefüge.

ANTANAS: Und der Autor hat sich dazu entschlossen, den Lehm und die Hölzer der Menschheit gefügig zu machen?

U-RICHTER: Ja, er suchte Verbündete für seine Ideen; er glaubte, in der Philosophie der Neuen Ordnung dafür eine Stütze gefunden zu haben.
ANTANAS: Welch seltsames Bündnis!

U-RICHTER: Sein Bündnis mit der Neuen Ordnung war unausweichlich. Den andern Teil der Welt umhüllte Herbst und Dämmerung; bucklige Ideen gebaren rachitische Kinder. Das Imperium der Neuen Ordnung alleine loderte mit einem Ziel auf, das zu erreichen lohnend war - die Welt zu verändern. Und der Autor des Buches träumte davon, daß sein Genius die Wirtschaftsführer und Schreiber der Neuen Ordnung tanzend machen würde, wie Marionetten.

ANTANAS: Bis daß er selber zur Marionette wurde!

U-RICHTER: Die Führer der Neuen Ordnung haben sich um seine Ideen überhaupt nicht gekümmert; sie erachteten diese sogar für schäd-

lich. Und sie sorgten dafür, daß er keine Zeit mehr fände zu schreiben, zu denken - nur zu tanzen, wenn sie's befahlen.

ANTANAS: Er tut Ihnen leid? Ihr vermögt Mitleid zu haben?

U-RICHTER: Anstatt daß man ganz oben auf seine Stimme höre, hat man ihn in ein Provinznest als Untersuchungsrichter abkommandiert. 0, sie wußten sehr genau, wie diese Versetzung ihn unterkriegen würde. Haß gegen seine ehemalige Heimat; Verachtung seiner eigenen Kraftlosigkeit; Geburt der Angst; diese Angst und - sich selber nicht mehr ausstehen...

ANTANAS: Und jetzt? Heute !?

U-RICHTER: Jetzt werden sie ihn nicht mehr beachten. Sie wissen, daß er keinerlei Ideen mehr gebären und sie väterlich in die Welt hinauslassen wird....

ANTANAS: Eine unfruchtbare Greisin auf weitem, winterlichem Felde?

U-RICHTER: Noch schlechter. Doch genug! Er selber ist daran schuld. Er hätte die Hand der Rechtsphilosophie nicht loslassen sollen. Er war ein vielversprechender Denker, aber nicht ein Mensch der Tat und des Regierens: kein Verschwörer.

(ANTANAS, vom letzten Satz getroffen, faßt den Revolver mit beiden Händen und, ein plötzlicher Entschluß, steckt ihn zurück in die Tasche. Er gießt ein Glas voll Wein und reicht es dem UNTERSUCHUNGSRICHTER)

U-RICHTER: Danke. (Trinkt aus) Aber woher haben Sie Kenntnis von seinem Buch?

ANTANAS: Ich ... Zufällig. Mein Freund. Der hatte ein Exemplar. Er sagte, es sei rar. Die Zensoren...

(Der UNTERSUCHUNGSRICHTER erhebt sich und schaut ANTANAS mit einem forschenden Blick an)

U-RICHTER: Ihre Augen sind hochinteressant. Sie habe mir nicht alles über sich gesagt. In Ihren Augen ist mehr als Sport-Institut und Hochzeit.

ANTANAS: Sie irren...

U-RICHTER: Ich bin ein Augenkenner. Experte. Viele Jahre habe ich sie studiert. Vor dem Kriege habe ich an der Universität gelehrt. Ich mochte das Auditorium, voll junger Augen - ihre Aufmerksamkeit, ihren Hunger, ihre Hingabe. Wie hochinteressant waren die Augen der Zu-Verhörenden. In ihnen - zwischen Grauen und Resignation - blitzte das ganze Leben für einige Sekunden auf. Aber Ihre Augen ... sie erinnern mich an Augen, die ich heute sah: Festigkeit unter sanftem Blau; Festigkeit und ein Brandmal der Tragik.

(Der UNTERSUCHUNGSRICHTER drückt dem ANTANAS die Hand und schreitet zur Tür. ANTANAS steht unbeweglich, wie versteinert) Wir sehen uns bei der Hochzeitsfeier (Geht).

(Einige Sekunden steht ANTANAS wie erstarrt da. Mit plötzlicher Bewegung zieht er den Revolver und rennt zur Tür. Hebt die Fäuste, schlägt mit ihnen auf die Tür ein - und bleibt, mit hängendem Kopfe, in dieser Position stehen)

(ALBINA und JONAS treten ein)

JONAS: Wo ist er?! Was ist passiert?!

(ALBINA triumphiert schweigend)

ANTANAS: Nichts.

JONAS: Warum? Warum?!

ALBINA: (Mit feinem Lächeln): Warum?

ANTANAS: Ich konnte nicht

JONAS: Was heißt das - du konntest nicht?

ANTANAS: (alle Kräfte sammelnd): Ich begriff, wenn ich ihn jetzt liquidierte .... Leonas und die andern wären in Gefahr ....

JONAS: Aber warum!?

ANTANAS: Genug gefragt! Ich befehle - keine Frage mehr! Ich habe beschlossen sie alle beim Hochzeitsfest zu liquidieren! So wird's besser sein! Die Parole bleibt weiterhin: „Hast du die Fahrkarten für den Zug?“ Begreift ihr: „Hast du die Fahrkarte für den Zug?“ Der Untersuchungsrichter stirbt beim Hochzeitsfest! (Wendet sich der ALBINA zu) Hörst du? Sterben wird er dort!!!

(Dunkel)

DRITTER AKT

(Der KOMMENTATOR ist auf der linken Bühnenseite mit einem Fotoapparat samt dreibeinigem Stativ zu sehen. Musik).

KOMMENTATOR: Du grünender, schöner Rautenkranz,
Du wirst mein Haupt nicht mehr zieren,
An meinen Zöpfen der Seidenglanz
Wird keinen Sonnenschein mehr verführen!

Mein helles Haar, mein Blondlöckelein,
Ihr werdet vom Wind nicht gezaust, nicht verleiert!
Besuche ich dann mein lieb Mütterlein
Dann unbekränzt, doch haubenverschleiert!

(Pause)

KOMMENTATOR: Die Eheschließung ist besiegelt. Sie haben mit ihren falschen Namen und mit schwerer Hand unterschrieben. Draußen spielte der Wind in ihren Haaren. So kamen sie in den Rathaussaal zur Hochzeitsfeier.

(Der KOMMENTATOR steckt seinen Kopf unter das Tuch des Apparats und richtet ihn. Mit dem Fotografierblitz wird der Rathaussaal licht. Laute Tanzmusik ist vernehmbar. Sessel entlang den Wänden. Bunte Papiergirlanden hängen unter der Decke. Auf einem Sessel - eine Ziehharmonika)

(ANTANAS und ALBINA posieren für das Hochzeitsbild. Beim Fotoblitz fährt ANTANAS zusammen. Zu ihnen treten JONAS und der UNTERSUCHUNGSRICHTER. Der KOMMENTATOR schiebt den Apparat hinaus. ANTANAS flüstert JONAS etwas ins Ohr. JONAS geht hinaus)

U-RICHTER: (zu ANTANAS): Jetzt glaub ich's, daß Sie bei der Armee dienten.

ANTANAS: Wieso?

U-RICHTER: Sie fuhren richtig erschrocken zusammen, als das Foto-Blitzlicht aufflammte. So pflegen ehemalige Soldaten mit ihren Reflexen zu reagieren. Die Fronterinnerungen sind in Ihnen noch sehr lebendig.

ANTANAS: Ich hatte es Ihnen ja gesagt, daß ich beim Militär gewesen sei. Haben Sie mir nicht geglaubt?

U-RICHTER: Automatisch. So pflegen die Reflexe von Untersuchungsrichtern zu sein. Ich verdächtige jeden, Sie eingeschlossen, und überprüfe jede Äußerung.

ANTANAS: (halb scherzend): Und welches Urteil fällen Sie in meinem Prozeß?

U-RICHTER: Ich pflege mein Urteil erst im allerletzten Augenblick kundzutun. (ALBINA tritt zu ihnen). Albina, Ihr Gatte ist der seriöseste Sport-Trainer im ganzen Imperium.

ALBINA: Sie werden doch wohl nicht gedacht haben, ich würde mir irgend so einen Durchschnittstrainer nehmen?

U-RICHTER: Aber er könnte getrost fröhlicher sein.

ANTANAS: (mit gespielter Fröhlichkeit): Vergessen Sie nicht, das ist heute meine erste Hochzeit.

ALBINA: (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER): Wo bleiben denn der Vorsitzende und der Abgeordnete?

U-RICHTER: Sind wohl irgendwo beschäftigt.

ANTANAS: Womit denn? Heute ist doch Feiertag.

U-RICHTER: Hören Sie, junger Mann! Sollen Sie sich an solch einem Tage um Staatsbeamte kümmern? Was wäre schon, wenn sie überhaupt

nicht kämen? Deine Augen und Gedanken sollten allein deiner Braut zugewandt sein.

ALBINA: (küßt ANTANAS auf die Wange): Hörst du, mein junger Mann?

(Es tritt der KOMMENTATOR ein und begrüßt respektvoll den UNTERSUCHUNGSRICHTER)

KOMMENTATOR: Entschuldigung, Herr Untersuchungsrichter. Der Vorsitzende und der Abgeordnete lassen Sie in den Keller hinunterbitten. Es ist sehr eilig.

U-RICHTER: Sie irren. Ich bin an der Untersuchung nicht beteiligt.

KOMMENTATOR: (vertraulich, ohne daß es die andern hören): 0 nein, Die beiden Partisanen, die man jetzt hereinschleppte, sind jenseits von Verhören, so wahr Sie an den Himmel glauben.

U-RICHTER: Noch zwei?! (UNTERSUCHUNGSRICTHER geht hinaus)

ANTANAS: (zum KOMMENTATOR); Was heißt „im Keller“?

KOMMENTATOR: Dicke Mauern. (ANTANAS reicht ihm ein Schnapsglas. Der KOMMENTATOR trinkt) Das Stadtgefängnis ist überfüllt, die Untersuchungszellen sind proppevoll. Vielleicht ist das hier ein ganz besonderer Prozeß. Aber, ich habe schon zuviel gesagt.

(Der KOMMENTATOR setzt das Glas ab und verläßt den Raum. ANTANAS schaut ALBINA fragend an)

ALBINA: Nein, das können die Unsrigen nicht sein. Das wüßten wir.

ANTANAS: Und Jonas? Wo ist er abgeblieben?

ALBINA: Der kommt noch. Antanas, bitte, gib dir Mühe, fröhlich zu erscheinen, sonst werden sie mißtrauisch.

ANTANAS: Der Untersuchungsrichter hat schon Verdacht geschöpft. Seine Fragen, seine Anmerkungen gefallen mir nicht.

ALBINA: Wie blind, wie unsinnig ihr einer den andern erjagen wollt. Wäret ihr beide euch vor zwölf Jahren begegnet, ihr wäret im Handumdrehen Freunde geworden. Gib's zu, Antanas – er ist doch nur ein Opfer!

ANTANAS: Ein Opfer? Wer ist dann kein Opfer mehr? Auch der Vorsitzende, auch der Abgeordnete, auf die wir warten. Und alle mit Medaillen beklebten Generäle, und die gehorsamen Beamten, bis hin zum geringsten Folterknecht, dessen abgeschabter Absatz die Zigarette auf dem blutbefleckten Fußboden austritt?

ALBINA: Ja, er ist schuldig! Er ist aussätzig - hörst du? aussätzig! Dennoch, Antanas, es kommt die Zeit, da man einen Aussätzigen umarmen muß. Anders wird es kein Ende geben. Du hast ihn umarmt! Du magst das bestreiten, soviel du willst – töten konntest du ihn nicht!

ANTANAS: Aussatz! Alles ist vom Aussatz befallen! (Greift nach ALBINAS Händen) Was ist aus jenem sanften, bescheidenen Mädchen geworden, das ich einst gekannt habe? Die sprach anders. Alles ist infiziert: selbst die Zeit wurde aussätzig!

ALBINA: Die pflegte nicht viel zu sprechen. Sie hörte nur zu – mmer so aufmerksam, so still. Und nun bist du erstaunt, daß diese „sanfte Maid“ ihre Meinung kund tut. Antanas, du tust mir weh!

(Die Musik hinter der Bühne verstummt. ANTANAS läßt ALBINAS Hände los. Angespanntes Warten. Beifallklatschen)

Das ist der Abgeordnete. Komm, wir müssen ihn begrüßen.
(ANTANAS und ALBINA gehen hinaus. JONAS kommt von der anderen Seite herein und schaut sich nach ANTANAS um)

JONAS: Antanas!

ABGEORDNETER: (hinter der Bühne): Verehrte Gäste, es ist mir eine große Ehre und ein Vergnügen, Ihnen die allerbesten Grüße aus der Hauptstadt zu überbringen.

(JONAS sieht die Ziehharmonika auf dem Sessel. In selben Augenblick verstummt die Stimme des ABGEORDNETEN hinter der Bühne. JONAS löst seinen Blick von dem Musikinstrument, doch die Versuchung ist zu groß. Wieder schaut er zum Instrument, tritt näher, streicht zärtlich darüber. Mit plötzlicher Gebärde ergreift er die Ziehharmonika und beginnt, leise zu spielen)

(Der KOMMENTATOR tritt ein, setzt sich auf den Stuhl daneben. Er lächelt dem JONAS ermunternd zu. JONAS beantwortet mit einem leicht schuldbewußten Lächeln)

JONAS: Die Ziehharmonika gefällt mir. Geigen sind gut für Heuschrecken, Klarinetten für die Polka. Aber die Harmonika greift ans Herz. Wenn ich eine Ziehharmonika höre, beginne ich zu träumen, ob ich will oder nicht.

KOMMENTATOR: Ich verstehe. Spiel weiter, ich will versuchen, deine Träume zu erraten. He-he! Du träumst davon, daß so alle Kriege, alle Unterdrückungen enden. Ich verlange nicht viel. Nur ein Häuschen mit Fliederbüschen ringsum. Und ich sitze auf einer Bank davor.

JONAS: Ja, ja. -Und drinnen spricht eine Frauenstimme von Brot und Milch, Sonne und Regen. Wenn sie lacht - ist's wie Taubengurren, wie das Glucksen der Bäche - dann schließt du die Augen und dir ist's, als ob dir jemand mit einer Fliederdolde über das Gesicht streicht.

KOMMENTATOR: Drinnen juchzen Stimmen von Kindern, die gebadet werden, und mit liebevollen Zwang gleitet die Hand der Mutter über ihre zarte Haut.

JONAS: Dann lehnst du dich zurück, es läuft dir warm über den Rücken vor lauter steifer Sauberkeit deines Hemdes, und du greifst zur Ziehharmonika.

KOMMENTATOR: Hast du das Amnestie-Flugblatt gelesen? (der KOMMENTATOR zieht ein solches Blatt aus der Tasche und reicht es dem JONAS. JONAS liest)
Wenn du dich jetzt stellst, kämst du mit - sagen wir - drei Jahren Arbeitslager davon. Und wenn du das hinter dir hast - man sagte, du habest goldene Hände? Noch ein paar Jahre, und du bringst es zu was. Wenn du schlau bist, schleichest du dich in irgend so eine Fabrikleitung ein. Der Flieder wird nicht aufhören zu blühen, Frauen werden in allen Städten und Straßen zu finden sein wie eh und je (JONAS hört auf zu lesen und zerknüllt das Flugblatt) .... Bleibst du aber Partisan, dann mag's sein, daß du diese Nacht nicht mehr erlebst. Ich will dich retten.

(JONAS erhebt sich und wendet sich vom KOMMENTATOR ab. Innerer Kampf. Er dreht sich um und gibt das Blatt dem KOMMENTATOR zurück)

JONAS: Danke, mein Herr. Sie sollen sich ihre Gnadenerweise sonstwohin stecken.

KOMMENTATOR: Warum? Sei nicht so heißspornig.

JONAS: Ohne Freiheit würden die Frauen sich vor den eigenen Kindern fürchten; die Kinder würden nächtens mit Greisenaugen erwachen; mein Flieder würde nach gammligem Fisch riechen.

KOMMENTATOR: Freiheit? Welche Freiheit? Die persönliche, die der Umwelt, die metaphysische?

JONAS: Wozu soviel Worte? Ich mag kein Gammelfisch!

KOMMENTATOR: Aber, aber Freundchen - Freiheit?! Die klügsten Gehirne der Welt haben noch nicht herausgetüftelt, was Freiheit sei; ob es sie überhaupt gibt.

(JONAS greift wieder zum Instrument und spielt leise, schaut stur geradeaus)

JONAS: Soll doch einer diese klügsten Gehirne einsammeln, sie uns herschaffen und ihre Nasen in unsere blutiges Land stupsen.

(JONAS spielt noch immer. Der KOMMENTATOR läßt den Kopf hängen und geht hinaus)

ABGEORDNETER (hinter der Bühne); Hoch lebe die Neue Ordnung, mit der unser Volk sich zu ewiger Ehe verbunden hat!

(Beifall. Musik. ANTANAS tritt ein. JONAS beeilt sich das Musikinstrument abzulegen und springt auf)

ANTANAS: Wo warst du verschwunden? !

JONAS: Ich, e... bin ein bißchen aufgehalten worden.

ANTANAS: Hast du Leonas gefunden, die andern?

JONAS: Nein. Die Leute munkeln, daß vor einer halben Stunde drei Lastkraftwagen mit Sicherheitsmiliz aus der Stadt losgerattert seien - mit Maschinengewehren.

ANTANAS: Die haben nur eine Zielscheibe - das sind wir drei. Irgendwas passiert hier im Keller. Hast du etwas verdächtiges bemerkt?

JONAS: Zwei uniformierte Wachen stehen vor der Kellertür.

ANTANAS: Vielleicht werden wir unsere Freunde nie wiedersehen. Begreife, daß es schon eines Wunders bedürfte, wenn wir hier heil herauskommen sollen ohne sie.

JONAS: Weshalb hast du ihm heute mittag nicht das Gehirn verspritzt?!

ANTANAS: Ist deine Waffe in Ordnung?

JONAS: In Ordnung! - Du hättest ihn totschlagen können, ohne daß auch nur ein Hund gebellt hätte. Mir geht das alles durch den Hals runter, wie geschmolzenes Fett. Ich vertraue niemandem mehr.

ANTANAS: Mir kannst du vertrauen! Wir sind Freunde, treue Freunde.

JONAS: Mir ist gar nichts mehr klar. Ich traue mir selber nicht mehr. Und Albina? Sprich, vertraust du ihr voll und ganz?

ANTANAS: Wir können uns auf sie verlassen.

JONAS: Sie hat nicht abgelassen, mich über dich und Gene auszuforschen. Wozu?

ANTANAS: Über Gene?! Warum hast du mir das nicht eher gesagt?! (ALBINA tritt ein)

ALBINA: Man hat sie gefaßt.

ANTANAS: Wann? Wo?!

ALBINA: Den einen - heute Morgen. Die andern vor einer halben Stunde. Die Soldaten brachten sie in die Stadt. Sie sind im Keller, unter unseren Füßen.

ANTANAS: Lebend?

ALBINA: Weiß ich nicht. .

JONAS: Wenn auch nur einer von ihnen spricht

ANTANAS: Leonas... Krank und abgekämpft

ALBINA: Noch habe ich nichts verdächtiges bemerkt. Aber warten können wir nicht. Es ist noch nicht zu spät zur Flucht - das fällt nicht auf: Jungvermählte pflegen sich im allgemeinen früher zurückzuziehen.

JONAS: (zu ANTANAS): Sie hat recht. Mit all den Geheimpolizisten rings um uns würden wir nicht einmal dazu kommen, unsere Waffe zu ziehen. Wir legen den da ein andermal um, vielleicht ein halbes Jahr später.

ANTANAS: Mag sein, ihr beide habt recht. (zu ALBINA) Ja, Albina, ich stimme zu - eine Phase des Partisanenkrieges ist beendet. Jetzt würde es unserm Heimatland nichts nützen, selbst wenn wir sie alle umbrächten und mit ihnen selber umkämen. (ANTANAS verwehrt mit einer Handbewegung der ALBINA die Rede, zu der sie -gerade ansetzt) Wir führen den Befehl aus. Unsere Freunde unter der Erde werden verstehen, weshalb unsere Waffen heute schweigen. – Jonas und ich werden versuchen, uns bis zur Grenze durchzuschlagen. Wenn wir doch nur die andere Seite erreichen könnten. und unsere Wunden entblößen vor dem Frieden und der Fülle jener Leute - mein Gott! - sie würden aufwachen, verstehen, und helfen!

ALBINA: Und ich?! - Und ich?!

ANTANAS: Einen Fluchtversuch gemeinsam mit einer Frau zu unternehmen, wäre ein selbstmörderisches Unterfangen für uns alle drei. Du bist sicherer, wenn du hierbleibst. (zu JONAS) Jonas, mische dich unter die Gäste, halte dich nahe bei der Tür auf, beobachte, horche dich um. Wir beide kommen gleich.

JONAS: Zu Befehl. Antanas... ich verstehe dich.

(JONAS wendet sich rasch um und geht ab)

ANTANAS: Albina, als du unsern Kampf verurteiltest, als du mich davon überzeugen wolltest, daß das Vaterland nur auf deine Weise überleben werde - da dachtest du nur an dich und an mich. Du wußtest von Gene und hattest Angst davor, sie könne mich dir wegnehmen.

ALBINA: Das geb' ich zu. Aber sind meine Gedanken falsch darum, weil sie aus Liebe und Schmerz geboren wurden?

ANTANAS: Albina, das ist vielleicht unsere letzte Unterhaltung. Hilf mir, ich habe vergessen, wie man Worte gebraucht. Ich ehre dich und muß dir die Wahrheit sagen.

ALBINA: Welche Wahrheit? Dieses Mädchen? Die Gerüchte haben sich bestätigt. Doch ich verstehe dich. Ich vergebe dir.

ANTANAS: Die Wahrheit über unsere Liebe. Ich durchschaute sie, kaum ich dich gestern Nacht erblickt hatte. Doch diese Liebe war niemals echt. Du hast sie recht beschrieben: ein Anfänger der Bildhauerei und ein hübsches Mädchen, die aufmerksam seinen „schönen“ Worten lauscht. „Sanfte Linien auf einem Espenblatt“ - so erinnerte ich mich in den Wäldern an deine Art zu denken, an deine sich allezeit vor mir verbeugende Redeweise, an die blassen Linien unserer Beziehungen. Jetzt ist mir dieses Blatt fremd geworden, unsere Liebe ist in sieben Herbsten verwelkt.

ALBINA: Worte, Worte, - eilige, fiebrige, von Gefahr verfärbte. Tröste, vergewissere mich, Antanas! Eben, als du die Vergangenheit erwähntest, das Espenblatt, da war in deiner Stimme Wärme zu vernehmen. Sie kam aus deines Herzens Tiefe geflossen, wo deine Liebe zu mir immer noch lebt.

ANTANAS: Wir haben keine Zeit für trügerischen Trost. Albina, ich liebe sie! Vielleicht der Einsamkeit wegen, wie du sagtest; vielleicht sind die Wälder schuld; vielleicht das neue seltsame Leben - einerlei. Vergib mir, aber ich liebe sie.

ALBINA: Nein! Nein! - Mir schwindelt's. Warum beginnen die Dielen zu schwanken? Steine - alle Jahre des Leidens und des Wartens fallen auf mich wie Steine. Warum war jener Kampf nicht ein kurzes, stolzes Aufflammen?! Und dann - Finsternis. Ich wollte dich doch nur aus den Wäldern herausführen und mit dir überleben. Solange ich Hoffnung hatte, dich zu bewahren, habe ich nicht ein einziges Mal gezittert. Jetzt fürchte ich. Jetzt habe ich Angst:

(Es treten ein - JONAS, der UNTERSUCHUNGSRICHTER; der VORSITZENDE und der ABGEORDNETE)

JONAS: Achtung, ihr Jungvermählten. Die hohen Gäste.

U-RICHTER: (zu ANTANAS): Darf ich vorstellen - unser Abgeordneter.

ABGEORDNETER: Sehr angenehm. Dann sind wir beide ja Gäste aus der Hauptstadt: Und die Braut blüht wie eine Rose.

VORSITZENDER: Glückwünsche für beide, Glückwünsche.

U-RICHTER: Habt ihr beide jemals daran gedacht, daß euer beider Hochzeit mit einem geschichtsträchtigen Ereignis zusammenfallen wird? Merkt euch das heutige Datum: wenn ihr den Jahrestag euer Hochzeit feiern werdet, werdet ihr auch des Endes der Partisanentätigkeit in unserer Gegend gedenken.

ANTANAS: Wieso? Was ist geschehen?

U-RICHTER: Unsere Soldaten haben die letzten drei Banditen geschnappt, denen es vorgestern gelungen war, aus der Umzingelung auszubrechen.

VORSITZENDER: Wir wußten, daß zwei entkommen waren.

ANTANAS: Und der dritte?

VORSITZENDER: Leonas heiß er, ein Halbstarker noch. Seine Eltern besaßen unweit von hier ein kleines Gut, ehe sie als unzuverlässige Elemente abgeschoben wurden.

ABGEORDNETER: (zu ANTANAS): Wir rätseln immer noch darüber, weshalb sie direkt in das Städtchen herkamen.

U-RICHTER: Vielleicht hatten sie eine spezielle Aufgabe.

VORSITZENDER: Was für eine Aufgabe?

U-RICHTER: Zum Beispiel: die Hochzeitsfeier zu stören. (Alle lachen)

ABGEORDNETER: (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER): Ich gratuliere. Eure öffentliche Maske paßt fabelhaft. Die Pointen Ihres Witzes glänzen wieder, die finstern Zweifel sind verraucht.

U-RICHTER: Weil ich eine Entscheidung gefällt habe, Genosse Abgeordneter.

(Hinter der Bühne, von der Strasse her, hört man ein Lied. Die Musik im Saal verstummt)

VORSITZENDER: Aha! Unsere Jungs marschieren.

ABEORDNETER: Schön singen sie. Und stolz.

U-RICHTER: Haben sie denn nicht drei Feinde zerschmettert?

VORSITZENDER: Ihre Stichelei ist nicht am Platze, Untersuchungsrichter. Waren nicht dank ihrer, das heißt: unserer Helden, nur noch drei Partisanen übriggeblieben? Sie sind stolz, denn es ist der Sieg der sieben Jahre.

ANTANAS: Der sieben Jahre...

VORSITZENDER: Die Braut hat wohl nichts dagegen, wenn ich unsere Kämpfer hierher zu einer Flasche Bier einlade? Ich stifte drei Kisten! Die haben sie verdient.

ABGEORDNETER: Vorzügliche Idee

ALBINA: Uns.... wird's eine Ehre sein.

(Der KOMMENTATOR tritt ein)

VORSITZENDER: (zum KOMMENTATOR): Bürger, halte die Soldaten an und lade sie in meinem Namen ein, heraufzukommen.

(Der KOMMENTATOR eilt davon)

ANTANAS: Verehrte Gäste, ich freue mich sehr, daß Sie uns mit Ihrem Erscheinen eine solche Ehre erwiesen haben. Es wird uns ein besonderes Anliegen sein, einen Krug Bier mit den tapferen Soldaten zu trinken. (Stiefeltritte hinter Bühne - die Soldaten betreten den Saal)

ANTANAS: Leider muß ich, als Oberhaupt der Familie, Ihnen kund tun, daß meine Frau ungeduldig ist. Sie drängt mich zu unserer Abreise.

U-RICHTER: Jetzt? So schnell?

VORSITZENDER: Aha, der Honigmond. Verständlich, verständlich. Auch wir waren einmal jung. Wo soll's denn hingehen?

ALBINA: An .... das Meer.

VORSITZENDER: Jugend und Meer. Das ist irgendwie optimistisch, ist im Sinne der Neuen Ordnung. Wir sollten ein solch geschichtliches Zusammentreffen nicht ungenutzt vorbeigehen lassen. Unsere Presse soll's nutzen. Was gibt es hier doch für hehre Themen: Kampf zwischen Altem und Neuem, die Niederlage der Aufständischen und die Hochzeit der Neuen Ordnung. Nein, die Presse darf ein solches Ereignis nicht versäumen. Einen Fotografen! Einen Fotografen her! (der KOMMENTATOR rollt den Apparat in den Saal) Das Brautpaar in die Mitte. Ach, ich mag doch so sehr sinnvolle Fotos. Untersuchungsrichter, an die Seite der Braut. Näher ran, zieren Sie sich nicht.

(Sie posieren. Der KOMMENTATOR ordnet sie vom Apparat aus. Er hebt die Hand. Der Saal erstrahlt in gleißendem Licht. Im gleichen Moment reißt die Musik im Hintergrunde ab. Die Fotografierten verharren unbeweglich auf ihren Plätzen, außer dem UNTERSUCHUNGSRICHTER. Dieser tut einen Schritt auf den KOMMENTATOR zu, der ihm seinerseits auf halbem Wege entgegenkommt)

KOMMENTATOR (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER vertraulich): Du hast mehr von denen erwartet - du hast gemeint, sie seien hierhergekommen, um dich zu töten.

U-RICHTER: (ebenfalls vertraulich): Ja, ich meinte es. So viel verdächtige Kleinigkeiten. Und seine Augen!

KOMMENTATOR: Hast du dich nicht darüber beklagt - war's nicht gestern, daß die Richter der Neuen Ordnung keine Roben mehr haben, in

welchen sie sich verstecken könnten? (Der KOMMENTATOR nimmt das schwarze Tuch vom Fotoapparat und hält es dem UNTERSUCHUNGSRICTHER hin) Du brauchst nur deine Hand auszustrecken, dir den schwarzen Umhang umzuwerfen und langsam abzuleben - nicht dein Leben, aber deinen Tod.

(Der UNTERSUCHUNGSRICHTER nimmt das schwarze Tuch, umhüllt sich damit, kauert nieder. Schaut umher, schaut auf den VORSITZENDEN und den ABGEORDNETEN; reißt mit heftiger Gebärde den Umhang von sich und wirft ihn dem KOMMENTATOR zu)

U-RICHTER: Da hast du deinen Lappen, Versucher! Ich beuge mich nicht! Wollte ich niederkauern und mich verstecken, würde ich damit bekennen, daß meine Schattenwesen Wirklichkeit sind, daß die verfaulten Tafeln der Moralgesetze die Sonne noch verdecken. Bekennen, daß die Arbeit meines ganzes Lebens - die von meinem Verstande vollkommen gezeichneten Landkarten - nur in mich selber gekehrte, sinnlose Labyrinthe waren. Ich verzichte darauf, zu bekennen: ich verzichte darauf, mir dieses gesichtslose Städtchen auf die Brust als Grabstein aufzupacken! Wenn beide Gesichter der Welt von Sinnlosigkeit beschmutzt sind, will ich keinem von beiden dienen!

KOMMENTATOR: Laß sie entkommen. Laß Antanas leben. Ihr beide müßt am Leben bleiben.

U-RICHTER: Leben? In der grauen Stadt ausbleichen, in der noch ein weiterer Schatten - Blut rinnt ihm über das Kinn - an meiner Tür wachen wird? Vorsitzender werden, oder Abgeordneter - eine andere Wahl gibt's nicht. Zu einer Wolke von Rauch oder einem weißübertünchten Grab werden? Nein! Mich verlangt's danach, von alle dem frei zu werden. Und ich habe noch einen Trumpf, noch einen Trick. Sind sie auch verhärtet, diese Partisanen, so verraten sie sich doch, wenn man mit der Nadel in ihre Wunden sticht...

KOMMENTATOR: Nein! Tu's nicht!

(Der KOMMENTATOR ergreift den UNTERSUCHUNGSRICHTER bei der Hand, versucht, ihn an der Rückkehr zur Gruppe zu hindern.

Aber der UNTERSUCHUNGSRICHTER befreit sich und kehrt eilig an seinen vorherigen Platz zurück. Der KOMMENTATOR begibt sich wieder zum Fotoapparat, hebt die Hand wie vor Beginn dieses Zwiegesprächs. Im selben Moment kehrt das Licht in seine frühere Normalität zurück, die Musik setzt ihr Spiel fort, alle verlassen den Ort ihres vorherigen Posierens)

KOMMENTATOR: Danke, ihnen allen.

(ANTANAS streckt dem ABGEORDNETEN die Hand hin)

ANTANAS: Es war mir ein Vergnügen ....

U-RICHTER: Moment mal, Bräutigam. Unser Abgeordneter hat die Ereignisse dieses Tages sehr zu recht als historisch bedeutsam gewertet. Wir werden doch unser Brautpaar nicht beleidigen und ihm die Gelegenheit nehmen, Zeugen des wichtigsten Beschlusses dieses denkwürdigen Tages zu sein.

ALBINA: (Verdacht schöpfend): Welchen Beschlusses?

U-RICHTER: Wir haben da drei Banditen. Der Mondschein wird bald die Pfähle und den Ameisenhaufen auf dem Marktplatz beleuchten - das großartige Erziehungstheater für das Volk dieses kleinen, bockigen Landes. Als Theatergründer empfehle ich, ein Schauspiel zu veranstalten.

ANTANAS: Sind sie noch.... am Leben?

U-RICHTER: Sie können Ihre Hochzeit nicht mehr stören.

ANTANAS: Haben sie irgendwas interessantes ausgesagt?

U-RICHTER: Nichts, nichts. Zwei starben zusehends, Leonas dagegen...

ANTANAS: Ja?!

U-RICHTER: Der lebte noch ein paar Stunden. Aber sie vermochten auch nicht ein einziges Sterbenswörtchen aus seinen Lippen vorzupressen. Selbst die modernsten Methoden halfen nichts.

VORSITZENDER: Ist das hier der Ort, solche Themen zu behandeln? Und die Leichen sollte man, meiner Meinung nach, am besten irgendwo am Waldrand verscharren, möglichst nachts. Wir haben den Krieg gewonnen; jetzt müssen wir uns bemühen, daß ihn die Bewohner so schnell wie möglich vergessen.

ALBINA: (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER): Mag sein, daß ich mich in Sachen einmische, von denen ich nichts verstehe, aber ich bitte Sie: ändern Sie Ihren Vorsatz. Ich möchte meine Hochzeit ohne die Pfähle auf dem Marktplatz in Erinnerung behalten.

U-RICHTER: (zu ALBINA): Jede Ihrer Bitten werde ich erfüllen - jede, ausgenommen diese eine. Ich möchte ein allerletztes Mal egoistisch sein: - ich will Frieden.

ANTANAS: Sie werden keinen Frieden haben. (ANTANAS zieht aus der Brusttasche seines Jacketts das Buch und drückt es dem UNTERSUCHUNGSRICHTER in die Hände) Sie kennen die Worte dieses Buches auswendig. Schließen Sie Frieden mit ihnen - oder vergessen Sie den Frieden für alle Zeiten.

(Der UNTERSUCHUNGSRICHTER wirft das Buch fort)

VORSITZENDER: Aber, aber, Hochverehrte, genug der Aufregung. Das letzte Wort in dieser Sache steht mir zu. Und ich tu euch kund, daß es unpassend wäre, die Leichen auf dem Marktplatz zur Schau zu stellen. Zweifelsohne, der Abgeordnete ist ganz einer Meinung mit mir.

U-RICHTER: (vernünftelnd im Stil eines Sonntagsredners auf dem Fasse) Euer Urteil, Vorsitzender, kommt zu plötzlich. Ich muß schon sagen, in ihm finden sich deutliche Zeichen von Defaitismus. Wieso? Der Vorsitzende hat die Lebensfähigkeit der feindseligen Elemente nicht genügend bewertet. Eine, nur eine Phase des Kampfes ist beendet; er aber rät schon: laßt uns die Zügel lockern, laßt uns bequem zurücklehnen in un-

sern weichen Sesseln. Freunde, Gleichgesinnte, wir dürfen's nie vergessen, daß der Kampf nie endet. Diese Leute sind tot.
Aber die Mikroben aus ihren Leibern, aus Ihren Ideen, machen sich bereits auf, andere anzustecken. Sie verbreiten sich schon, sogar in diesem Raume hört man Stimmen, die Milde, die Versöhnlichkeit anbiedern. Der Kampf währt ewig! Nur wer beharrt, ohne in Kompromisse zu verfallen, in Sentimentalitäten, der wird obsiegen!!

ABGEORDNETER: Bravo! Schwert der Gerechtigkeit!

VORSITZENDER: (irritiert): Ihr habt mich falsch verstanden. Ich stimme dem zu. Die Leichen müssen auf dem Marktplatz zur Schau gestellt werden!

ALBINA: (zum UNTERSUCHUNGSRICHTER): Ich bitte inständigst um die Ausnahme, die eine einzige Ausnahme. Das haben Sie mir versprochen.

U-RICHTER: Albina, irgendwann wirst du begreifen, daß ich nichts ändern konnte. Mag sein, du wirst mir sogar verzeihen. Doch es muß so sein!

ANTANAS: Jonas, warte nicht mehr auf uns.

JONAS: Ich bleibe bei dir!

U-RICHTER: (zu ANTANAS und ALBINA): Euer Hochzeitstag wird für immer mit dem Bild dieser majestätischen Gerechtigkeit gezeichnet sein: Ameisen die planmäßig die Leiber derer vernichten, die ihre Hand gegen den Lauf der Geschichte erhoben, bis daß von ihnen nur Kleiderfetzen und vom Moder der Wälder verbeulte Schuhe übrigbleiben.

ANTANAS: Jonas, ich brauche die Fahrkarten. HAST DU MEINE FAHRKARTEN FÜR DEN ZUG?

JONAS: Antanas, mein Freund, ich habe sie!

(Auf dem Gesicht des UNTERSUCHUNGSRICHTERS erscheint ein wissendes Lächeln. Die Hand von ANTANAS befindet sich in der Innentasche)

JONAS: So!

(JONAS greift ebenfalls in seine Tasche. JONAS und ANTANAS ziehen ihre Pistolen. - ALBINAS Aufschrei. Im selben Augenblick verlöscht das Licht)

KOMMENTATOR: Kuckucksvöglein, dieses Jahr
komme bald in unser Haus
und beklage unser Leid,
hilf uns armen Waislein aus.

Fliegst du dann zu uns herbei -
Heimatland erkennst du nicht...
Findest nicht, wo du gerufen,
den von dir geliebten Zweig ....

(Die Bühne wird langsam wieder hell. Im Zimmer der Eltern von GENE. GENE steht am Fenster. VATER und MUTTER sitzen auf einer Bank)

GENE (wendet sich erschrocken zu ihnen um): Habt ihr's gehört?

MUTTER: Was?

GENE: Schüsse - aus der Richtung Stadt.

VATER: Kinder sind mit einem Stock am Zaun langgeratscht.

MUTTER: Besser, man hört solche Laute nicht. Der Fuchs beeilt sich, aus des Jägers Nähe fortzukommen.

VATER: Uns frommen andere Geräusche: Das Flüstern des Getreides, das Knarren beim Tor-Zumachen.
MUTTER: Das Knistern von Stoffen und das Lachen des Feuers.

GENE: Und mir - Das Bersten des Eises auf den Flüssen meiner Hoffnung im Frühjahr, das Jubellied der Lerche!

VATER: Die Nacken unserer Vorväter beugten sich versteinernd erdenwärts. Aber sie trugen alles geduldig – und überlebten. Überlebten die Ketten und die kettenschmiedenden Hände...

MUTTER: Still zu dulden, geduldig zu warten, und so zu leben, erleben, überleben.

VATER: Schon seit drei Jahren deportieren sie nicht mehr in den Norden.

MUTTER: In diesem Herbst werden wir mehr Kartoffeln ernten als in allen sieben Jahren zuvor zusammen.

VATER: Nur die Zähne zusammenbeißen - vergessen, warten, leben.

GENE: Niemals vergessen, niemals vergessen!

MUTTER: Von unserm kleinen Ackerzipfel werden wir einen ganzen Sack Kartoffeln ins Städtchen bringen können.

VATER: Und auf dem Markt verkaufen, wie in alten Zeiten. Nägel kaufen, Glas, Wagenschmiere.

GENE: Aber auf dem Marktplatz, da sind fünf Pfähle und Blutflecken!

VATER: Sie werden verfaulen, der Regen wird die Blutflecken wegwaschen, und die Steine werden's vergessen. (Es klopft an der Tür) Wer ist da?

KOMMENTATOR: (hinter der Bühne) Ein Passant mit Neuigkeiten.

(Der VATER erhebt sich, ihn hereinzulassen. Der KOMMENTATOR tritt ein. Im Arm hält er einen riesigen Fliederstrauß)

KOMMENTATOR: Guten Abend allerseits.

VATER: Guten Abend. Setz dich, Alterchen, siehst müde aus.

MUTTER: Herrlicher Flieder! Solchen habe ich in unserer Gegend noch nie gesehen.

KOMMENTATOR: Ich pflückte ihn in einem Garten, den es auf Erden nicht gibt - der nur in den Träumen eines Mannes blühte. Sein Besitzer ist gestorben, und der Garten ist jetzt öde.

GENE: Du sprachst vom Tode. Was weißt du noch?

KOMMENTATOR: Ich war in einen Höllenkessel geraten. Im Rathaussaal feierte man eine Hochzeit. Doch plötzlich, wie aus heiterem Himmel, zogen der Bräutigam und sein Freund Pistolen und feuerten auf den Untersuchungsrichter! Da begann ein Teufelstanz! Die beiden kamen erst gar nicht dazu, ein zweites Mal abzudrücken - man hat sie mit Kolben zerschlagen, mit Füssen zertreten. Von der Regierungsseite starb nur der Untersuchungsrichter. Jetzt bindet man die beiden an die Pfähle auf dem Marktplatz. Den Bräutigam, als den Anführer - mitten im Ameisenhaufen.

(GENE WANKT. Der KOMMENTATOR fängt die Fallende auf)

VATER: GENE!

MUTTER: Töchterchen!

(GENE erholt sich langsam, indem sie den Fliedergeruch einatmet. Sie richtet sich auf)

GENE: Du sagtest - sie haben geheiratet?! Das ist nicht wahr! Er ist mein Verlobter. - Kämpfte sie an seiner Seite?

KOMMENTATOR: Nein. Sie ergab sich und bekannte alles. Höchstwahrscheinlich bleibt sie am Leben.

GENE: (zu ihren Eltern) Ihr hattet Sorge, daß ich unverheiratet bleibe. Jetzt freut euch, denn ich eile zu unserer Hochzeit.

(GENE nimmt die Blumen vom KOMMENTATOR) Meine Blumen, ihr seid aus dem Land der Träume; ihr werdet zu meinen Händen passen am Altar.

VATER: Das verbiet' ich dir.

(Die MUTTER faßt sie bei der Hand)

MUTTER: Sterben, mein Kind, du gehst sterben. Der Tod endet alles.

GENE: Nichts kann niemals enden. (GENE entwindet sich aus den Händen der MUTTER und läuft hinaus)

VATER: (zum KOMMENTATOR): Ihr nach!

MUTTER: Halte sie auf. Sie rennt in den Tod!

KOMMENTATOR: Zu spät. Sie ist schon beim Altar.

(VATER und MUTTER eilen GENE nach)

KOMMENTATOR: (zum Publikum): Zeit, daß auch wir gehen. Was kann ich auch mehr sagen? Worte sind gebeugt und schwer in meinem Munde. Hört lieber auf die Schritte des Knaben, der - in jedem Jahrhundert- zum Ort seines Opfers schreitet, einen Blumenstrauß an sein Herz drückend. Hört auf die Asche verbrannter Kinder; hört auf die in Eisregionen beerdigten Mütter; hört auf der mannbarer Bräute winterlichen Schoß und die Stille der Brautleute im hochzeitlichen Bett des Todes. Hört's und vergeßt nicht, vergeßt niemals...

(Der KOMMENTATOR läßt den Kopf sinken, geht langsam von der Bühne. Leise hochzeitliche Musik. GENE im Brautschleier und mit bräutlichen Schritten, die Blumen vor die Brust haltend, tritt langsam herein, am KOMMENTATOR vorbeigehen, ihn nicht sehend)

GENE: Mein Verlobter wartet auf mich. Sein Glück wird so reich sein, daß er sich nicht erheben wird, um mir entgegenzutreten. Das Pflaster wird unser Brautlaken sein, der Himmel wird uns bedecken. Seine linke

Hand wird mein Haupt finden, seine Rechte mich umfangen. Der von Kugeln zusammengeschossene Leib ist wie eine Honigwabe. Die für mich aufbewahrten, aufgesparten und unausgesprochenen Liebesworte sind Milch und Honig in seinem Munde. Das zwischen seinen Lippen geronnene Blut ist Wein, ausgeschüttet auf unser Hochzeits-Tafeltuch. (GENE kniet nieder. Im Hinterrund werden die fünf Pfähle sichtbar)

GENE (sanfter und leiser): Wie schön ist mein Liebster, wie ein Elch, mitten im ewigen Sprunge erstarrt.

(Die Statuen von ANTANAS und JONAS werden hinter den Pfählen sichtbar).

Vorhang

Über den Autor

Algirdas Landsbergis (geb. 1924),Dramatiker, Novellist, Poet und Autor von Kurzgeschichten, studierte litauische Literatur an der Universität Kaunas, später englische Literatur an der Universität Mainz. Seit 1949 in den USA. Bekam M.A.-Grad in vergleichender Literatur von der Universität Columbia. Mitglied des P.E.N. Zentrums. Seit 1965 Professor an der Fairleigh Dickinson University. Schreibt in zwei Sprachen. „Kelionė“ (Die Reise, 1954), „Ilgoji naktis“ (Die lange Nacht, 1956), das Drama „Penki stulpai turgaus aikštėje“ (Fünf Pfähle auf dem Marktplatz, 1966), „The last picnic“ (Das letzte Picknick, 1978) u.v.m.

REZENSIONEN

Butenschön, Marianna: Litauen. München: Beck 2002. 195 S. (Beck-sche Reihe Länder. 1889) 3-406-44789-9

Ein längst fälliges Buch. Das letzte Litauen-Buch stammt noch aus dem ersten Weltkrieg, als Deutschland von der Angliederung Litauens träumte und die Militärs von Ober-Ost Informationen über das Land benötigten. Das neue Interesse Deutschlands an Litauen hat glücklicherweise völlig andere Motive. Die baldige Aufnahme Litauens in die EU und in die NATO sowie vielfältige wirtschaftliche, kulturelle und touristische Kontakte rücken Litauen immer mehr in das Bewußtsein der Deutschen. Das Erscheinen dieses Buches veranlaßte jedoch vor allem die Rolle Litauens als Gastland auf der diesjährigen Buchmesse in Frankfurt. Gute Verlage haben schließlich einen guten Riecher für die Wirtschaftlichkeit einer Buchproduktion und den günstigsten Zeitpunkt für eine Veröffentlichung, außerdem können sie sich gute Autoren leisten. In der Tat, die Wahl der Autorin dieses Litauen-Buches konnte nicht besser ausfallen. Butenschön, eine promovierte Journalistin, ist als gute Kennerin des Baltikums bekannt. Alle ihre Bücher zeichnen sich durch gründliche Recherchen und einen flüssigen Sprachstil aus. Auch in diesem Buch sind ihre Aussagen exakt und fundiert. Der Text ist leicht lesbar, mitunter sogar amüsant geschrieben, aufgelockert mit Schilderungen von Ereignissen, Besonderheiten und Beobachtungen in Kästchen. Litauen wird als ein Land der Mitte, als ein Durchzugsland vorgestellt, in dem viele Völker lebten und leben und verschiedene Kulturen sich gegenseitig beeinflussen. Viel Aufmerksamkeit schenkt die Autorin den Juden, der größten Minderheit vor 1941. Ihnen ist ein ganzes Kapitel gewidmet. In einem Exkurs wird auch das besonders für Deutsche interessante Memelland vorgestellt, das bis 1919 zum Deutschen Reich gehörte und in dem deutsche und litauische Kulturen sich gegenseitig bereicherten. Sehr ausführlich, auf fast 50 Seiten, wird die Geschichte des Landes mit Schwerpunkt auf dem 20. Jahrhundert dargestellt. Aber auch Kultur, Wirtschaft und Politik wird ausführlich beschrieben. Zeittafel, Literaturhinweise, wichtige Adressen, Register und drei Karten machen das Buch zu einem kleinen Nachschlagewerk. 34 Fotos, leider alle in schwarz-weiß, verschönern auch optisch das handliche Litauenbuch. Es ist ein Buch, geeignet sowohl für Touristen und

Geschäftsleute, als auch für Wissenschaftler, die über Litauen erste Informationen benötigen.

Arthur Herrmann

* * *

Rolnikaitė, Mascha: Ich muß erzählen. Mein Tagebuch 1941-1945. Aus dem Jiddischen von Dorothea Greve. Mit einem Vorwort von Marianna Butenschön. Berlin: Kindler 2002. 286 S. 3-463-40427-3

Die Erinnerungen der Juden über ihre Qualen in Ghettos und KZs ist Trauerarbeit der Betroffenen und Mahnung an die Leser, den Wahnsinn des Rassenhasses nicht zu vergessen. Im sowjetischen Litauen waren die Erinnerungen der wenigen Überlebenden lange Zeit nicht erwünscht. Einige wenige wurden veröffentlicht, aber mit starken Eingriffen am Text. Man durfte ja nicht vom Judenmord und Judenvernichtung, sondern nur von der Verfolgung der Sowjetbürger sprechen. Diese Erinnerungen hier sind von der damals jugendlichen Autorin im Ghetto von Vilnius und in den Konzentrationslagern von Riga und Stutthofen aufgeschrieben, auswendig gelernt und 1945 aus dem Gedächtnis rekonstruiert. Doch erst 1963 durften sie nach Korrekturen durch die Zensurbehörde zuerst auf Litauisch, schließlich auf Russisch und danach in 18 weiteren Sprachen, darunter auch auf Deutsch in der DDR 1967, veröffentlicht werden. Jetzt erscheinen Sie nach der Originalfassung aufs Neue, mit einem ausführlichen Vorwort von Marianna Butenschön. Im Vorwort wird die Entstehungsgeschichte dieser Erinnerungen geschildert und der Verlauf der Judenvernichtung in Litauen beschrieben. Butenschön geht auch auf die Frage ein, ob es nicht genug von solchen Erinnerungen sei. Ihre Antwort ist, daß solange noch Überlebende erzählen können, wir verpflichtet sind, ihnen zuzuhören.

Es ist kein Tagebuch im eigentlichen Sinn, keine Aufzählung des Tagesgeschehens, sondern eine fließende und zusammenhängende Erzählung der Erlebnisse. Als die Deutschen am 24. Juni 1941 in Vilnius einmarschieren ist die Autorin noch nicht fünfzehn Jahre alt. Mit ihrer Mutter und drei Geschwistern erlebt sie von der ersten Stunde an die ganze Diskriminierung und schrittweise Ausrottung der Juden. Bald werden alle wilnaer Juden in zwei Ghettos eingesperrt. Nach und nach

bringt man die meisten Insassen um. Im September 1943 wird das Ghetto aufgelöst. Maschas Familie wird für die Vernichtung vorgesehen. Noch kurz davor kann die ältere Schwester aus dem Ghetto entkommen und mit Unterstützung litauischer Helfer bis Ende des Krieges untertauchen. Mascha und einige wenige arbeitsfähige Juden werden zuerst in ein Konzentrationslager nach Riga und später nach Stutthofen abtransportiert. Sie überlebt auch die sogenannten Todesmärsche nach der Evakuierung dieses KZ und kann im Sommer 1945 nach Vilnius zurückkehren. Hier trifft sie ihren Vater wieder, der beim Kriegsanfang nach Rußland fliehen konnte, und ihre überlebende Schwester.

Arthur Hermann

KURISCHE NEHRUNG

Litauen Lettland Estland Königsberger Gebiet

Eigenes Gästehaus in Nidden - traumhafter Blick auf das Haff!

Hildegard Willoweit Litauen-Reisen GmbH
Judenbühlweg 46, 97082 Würzburg Tel. 0931/ 84234 Fax 86447
info@LitauenReisen.de www.litauenreisen.de

Impressum

ANNABERGER ANNALEN NR. 10, 2002

Jahrbuch über Litauen u. deutsch-litauische Beziehungen
ISSN 0949-3484

Herausgeber: Arthur Hermann u. Annemarie Lepa
im Auftrag d. Baltischen Christlichen Studentenbundes, Bonn

Konto: RVB Frankenthal e G
Konto-Nr. 10 36 00 599
BLZ 545 613 10

Redaktion u. Vertrieb: **Arthur Hermann**
C.M.v.Weberstr. 14
69245 Bammental
Tel.: 06223-40594
Tel.: 06221-543328 (tagsüber)
Fax: 06221-543586
Arthur.Hermann@urz.uni-heidelberg.de
Annemarie Lepa
Fliederstr. 7a
67259 Großniedesheim
Tel./Fax: 06239-1352
annemarielepa@compuserve.de

Redaktion dieser Ausgabe: **Klaus Berthel**
Vilnius, Litauen
<jaklaus@one.lt>

Graphiken: Ieva Labutytė
Architektų 200-15
LT-2043 Vilnius

Übersetzungen aus dem Litauischen:
Klaus Berthel
Alfred Franzkeit

Druck: CITY-DRUCK
Bergheimerstr. 119
69115 Heidelberg

Preis: **16,00 Euro**

Annaberger Annalen Nr. 9/2001

H. Stossun, Die Geschichte des deutschen Schulwesens in Litauen
A. Makštutis, Das Königsberger Gebiet - ein Teil Europas
R. Lopata, Die heutige Bedeutung Königsbergs
R. Kupstas, Perspektiven d. Königsberger Gebietes
J.A. Krikštopaitis, Die Informationsgesellschaft u. das Schicksal der lokalen Kultur hinsichtlich des Königsbeger Gebietes
G. Bense, S. Dach und das litauische evangelische Kirchenlied
S. Barniškienė,Donelaitis und Tielo
J. Mališauskas, Anmerkungen z. Beitrag über Schondoch v. A. Strauss
A. Matulevičius, Zur nationalen Identität der Preußisch-Litauer

Annaberger Annalen Nr. 8/2000

V. Vareikis, Der Mutigste Schritt Litauens
S. Pivoras, Die Haltung Schwedens zur Angliederung des Memelgebietes an Litauen
A. Arbušauskaitė, Memelländische Litauenoptanten - Geiseln zweier totalitärer Regime
M. Purvinas, Die Vernichtung der Friedhöfe im Memelland nach 1944
A. Matulevičius, Ein Denkmal für Preußisch-Litauen - die Kleinlitauische Enzyklopädie
Ž. Sidabraitė, Neue Fakten zur Biographie von Chr. G. Mielcke
V. Gerulaitienė, A.J. Penzel und sein Interesse an der litauischen Literatur in Ostpreußen
L.F. W. Wenau, Donalitius und die Deutschen
K. Brazaitis, Propheta in Patria - J. Bobrowski und seine Prophetischen Visionen
S. von Cube, Ein Württembergischer Prinz auf dem Thron von Litauen 1918
J. de Jonge, Die westliche Suvalkija
M. Klein, Alte Menschen im litauischen Dorf zu Anfang des 20. Jahrhunderts
V. Kubilius, Die litauische Literatur von der „Tauwetterperiode“ bis zur Unabhängigkeit
Ch. J. Nikolajew, Warum war J. Tumas-Vaižgantas ein so leidenschaftlicher Kämpfer für das Litauische?
A. Martinkus, Über Religion, Politik und janusköpfige Normen
J. Zmarzlik, Zu den jüdischen Gemeinden in Litauen und Lettland

Annaberger Annalen Nr. 7/1999:

D. Albrecht, Ostpreußen seit 1945
R. Traba, Der Schatten des Neandertalers
A. Nikžentaitis, Verloren und neu gefunden. Ein Blick auf die neue Heimat in Ostpreußen nach 1945

V. Galcov, Besonderheiten des Kaliningrader/Königsberger Gebiets
A. Arbušauskaitė, Die alteingesessene Zivilbevölkerung des Memelgebietes während der sowjetischen Okupation
M. Mačiulskis, die Tätigkeit des MVD-MGB im Memelland in den Nachkriegsjahren 1945-1953
V. Vareikis, Der Umgang mit Denkmälern in Klaipėda
A. Rūtė, Zu Änderungen der Straßennamen in Klaipėda/ Memel in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts
S. Galzova, Neusiedler auf dem Territorium Ostpreußens
M. Wagner, Ein Dorf ohne Geschichte?
B. Eßer, Orientierung in neuer Umgebung
A. Kossert, Im Fremden ungewollt zuhause
J. Kostjašov, Russen und Deutsche in Ostpreußen nach 1945
R. Kibelka, Die Brücke von Tilsit

Annaberger Annalen Nr. 6/1998:

H.-J. Zierke, Gottesmorgen in Tolmingkehmen, Novelle
A. Strauß, „Der Litauer" von Schondoch
A. Žentelytė, Deutsche, Litauer und Letten zwischen Aufklärung und Romantik
D. Sauka, Ein Gedicht von Maironis im Vergleich zum Werk Goethes
M. Holzman, Die Verlagsbuchhandlung „Pribačis"
R. Misiūnas, Das exillitauische Buch in Deutschland 1945 - 1952
S. Pocytė, Deutsch-litauische Beziehungen bei I. Simonaitytė
Ch. Schiller, I. Simonaitytė und das Problem des Bilinguismus
A. Hermann, Johannes Bobrowski und Litauen
K. Brazaitis, Bobrowskis Litauen
L. Klein und H. Masalskis, Die Deutsch-Litauische Literarische Gesellschaft
D. Willoweit, Memel-Klaipėda im historischen Bewußtsein der Deutschen und Litauer
Ch. J. Nikolajew, Die Deutschen in einem litauischen Schulgeschichtsbuch der Sowjetzeit
E. Vareikis, Dinosaurierendes Europa

Annaberger Annalen Nr. 5 –1 vergriffen

ISSN – 0949 - 3484